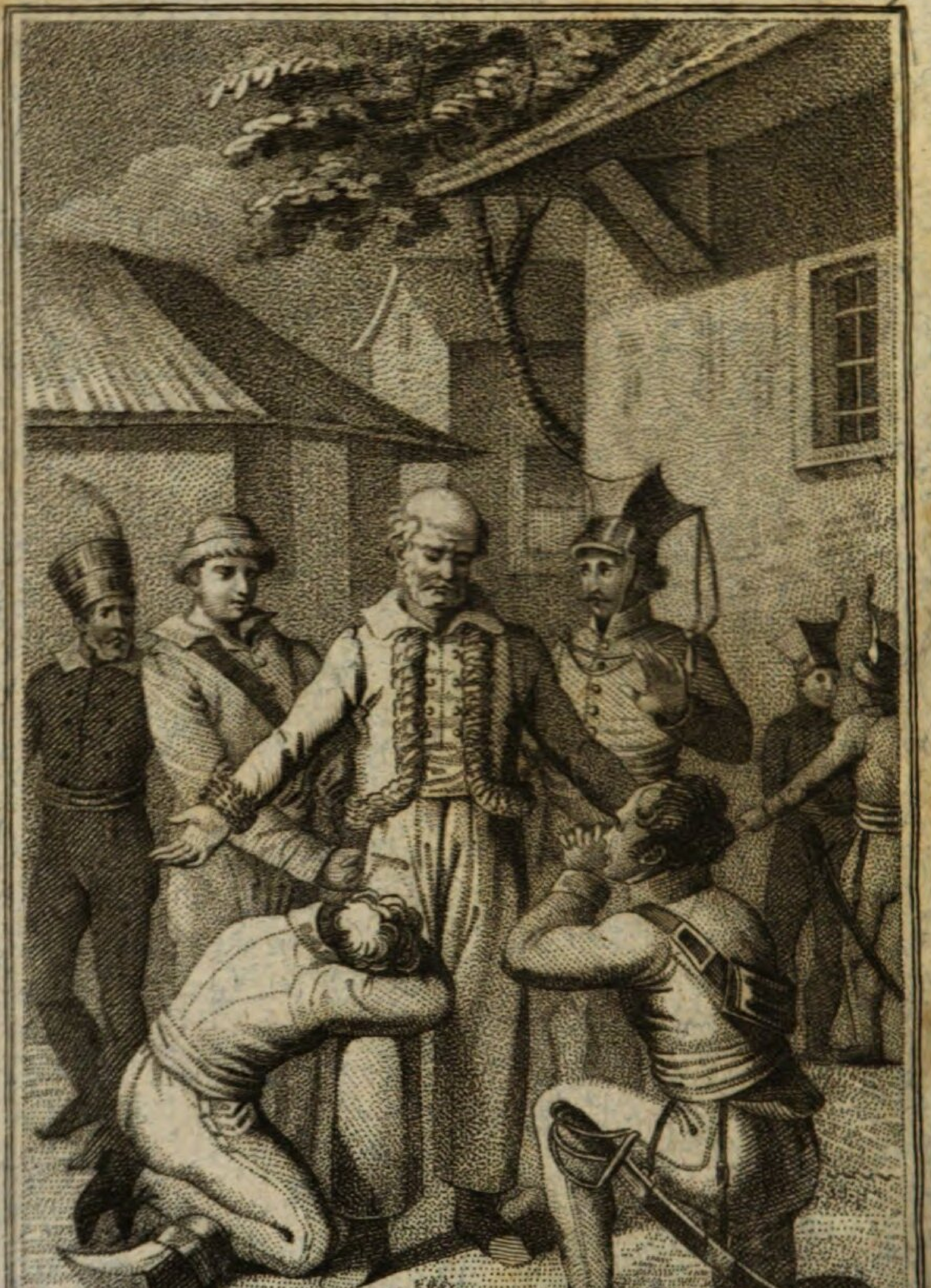
Biogr. c. 90 m



Zimermann del. Dalbon sculp.

Ich bin Kosciusko!

# Seelengröße

in

# Gemälden aus der Geschichte

dargestellt

von

**Gabriel Eith.**

Drittes und letztes Bändchen

Neuere Zeit.

Augsburg und Leipzig,

in der von Jenisch und Stageschen Buchhandlung.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

# Inhalt.

**I. Der Heldentod fürs Vaterland.**

Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig. . . . S. 4
Lord Nelson. . . . . . . . . 39
Theodor Körner. . . . . . . . 76
Ehwald Christian von Kleist. . . . . 80
Prinz Ludwig von Preußen bei Saalfeld. . . 90
Der Prinz Victor von Neuwied. . . . 91
Platow, der Jüngling. . . . . . 99
Nikolaus Wolter Jantzen. . . . . 101
Ein niederländischer Jüngling. . . . 106
Heinrich Ferdinand v. Krosigk. . . . 110
Die Starosten in Rußland 1812. . . . 112
Scene aus der Belagerung von Wesel. . . 113
Scene aus der Schlacht von Großgörschen. . 115

**II. Patriotismus in seiner schönsten Gestalt.**

Spanien. . . . . . . . . 119
Saragossa. Palafox. Augustina Saragossa. Burita. 164
Rußland. . . . . . . . . 221
Preußen. . . . . . . . . 240

## III. Freunde der Freiheit.

Franklin. . . . . . . . . 249
Washington. . . . . . . 266
Moreau. . . . . . . . 313
Kosciuszko. . . . . . . . 330

## IV. Edelsinn.

Eine Scene aus dem spanischen Befreiungs-Kriege 1809. . . . . 359
Scenen aus der französischen Revolution. Marschall Mouchi. . . . . . 363
Herzog von Enghien. . . . . . 364
Einige Züge von Erhabenheit aus der französischen Revolutionszeit. . . . . . 370
Karvalho's Betragen und große Verdienste bei dem Erdbeben zu Lissabon 1755. . . 375

## V. Weise in den letzten Lebenstagen.

Fenelon. . . . . . . . . 383
Jerusalems letzte Lebenstage. . . . 384
Börhave. . . . . . . . . 413
Graf Leopolds von Stollberg letzte Lebenstage. 416

# I.

# Der Heldentod fürs Vaterland.

# Herzog Friedrich Wilhelm von Braunschweig.

Der Herzog von Braunschweig-Wolfenbüttel, Karl Wilhelm Ferdinand, starb den 10. Nov. 1806 an den Folgen seiner schmerzlichen Verwundung in der Schlacht bei Jena, wo er den Oberbefehl der preussischen Armee geführt hatte. Wenige Wochen vor seinem Tode hatte er noch den Schmerz erleben müssen, seinen ältesten Sohn, den Erbprinzen, zu verlieren. Der vierte Sohn, Friedrich Wilhelm, der im Jahre 1805 von seinem Oheim die Herzogthümer Oels und Bernstadt geerbt, war, kraft einer mit seinen noch lebenden zwei ältern Brüdern über die Regierungsfolge geschlossenen Uebereinkunft, nunmehr wahrer Erbe und regierender Herr der braunschweig-wolfenbüttelschen Lande. Allein Napoleon hatte eben, in Folge des Sieges bei Jena, dieses Herzogthum besetzt, und der stolze Tyrann achtete jenes Recht nicht, sondern raubte durch den tilsiter Frieden gewaltthätig dem Herzoge das väterliche Erbe, um es zum Königreiche Westphalen zu schlagen.

Herzog Friedrich brachte nun seine Zeit theils in Schweden, wohin der beste Theil der Schätze seines Vaters gerettet worden, theils in Bruchsal, anscheinend ohne alle Theilnahme an den furchtbaren Welthändeln, zu. Aber am 20. April 1808 verbitterte ihm der Tod seiner liebenswürdigen sechs und zwanzigjährigen Gemahlin, einer badenschen Prinzessin, die Ruhe des Privatlebens, und, schon mit den Waffen vertraut, entschloß sich der Herzog, die Gelegenheit eines nun ausbrechenden Krieges

zu benutzen, und sich im Jahre 1809 Oestreichs Kampfe für Deutschlands Rettung anzuschließen.

Es war dem Herzog gelungen, nach einigen Unterhandlungen in Wien eine Uebereinkunft abzuschließen, zufolge welcher derselbe als deutscher Reichsfürst auf eigne Kosten ein Corps von zweitausend Mann stellte, wogegen ihm alle Zusicherungen als Alliirter gegeben wurden. Man bot ihm eine Stelle in der östreichischen Armee an; doch lehnte er diese ab, um die ihm zugesicherte Unabhängigkeit zu behaupten, und sich keiner Verantwortlichkeit auszusetzen, besonders da es seine Absicht war, sich mit seinem Corps nach Norddeutschland zu begeben, und, wenn es die Umstände erlaubten, diese Provinzen aufzurufen, die verlorne Freiheit wieder zu erobern.

Bei Stachod in Böhmen warb er ein aus Uhlanen, Jägern, Husaren und leichtem Fußvolke bestehendes Corps, zu welchem sich viele, durch die in Deutschland herrschende Sklaverei empörte, preussische, hessische und vorzüglich ehemals braunschweigische Offiziere fanden. Dörenberg, Barnewitz, Korfes und Katt waren die hervorstechendsten, und mancher brave Jüngling schloß sich ihnen an. Das Corps war gut beritten, die Kleidung vom Kopf bis zum Fuß schwarz, die Tschakko's mit kreuzweis gelegten Knochen und einem Todtenkopfe geziert. Rache und Vergeltung empfangener Unbilden belebten alle Theilnehmer, und der Name der schwarzen Legion hat sich furchtbar genug gemacht.

Zur Zeit, da das östreichische Heer bei Aspern siegte, war auch er mit seiner Heldenschaar so geschwind und kräftig aus Böhmen auf die Feinde in Sachsen gefallen, daß er sie bis Weissenfels gejagt hatte. Aber bald rückte eine starke Truppenabtheilung, aus Franzosen und ge-

zwungenen deutschen Kriegern bestehend, gegen ihn an. Diesen rief der Herzog zu: „Wie? Ihr Deutschen wollt gegen Deutsche fechten? Ihr, deren Eltern, Schwestern, Brüder von den Franzosen mißhandelt werden, deren Hab' und Gut von diesen Fremdlingen verschwendet wird? — Wie? — Eben diese Räuber wollt ihr mit euerm Blute schützen? — Und gegen Wen!? — Eure Brüder sind es, gegen die ihr ziehet, die gekommen sind, eure Fesseln zu zerbrechen und die deutsche Freiheit zu erkämpfen. Auf denn, ihr Hessen, Braunschweiger, Hanoveraner, Preussen und ihr alle, die ihr den hohen Namen „Deutsche" führet, eilet herbei, um mit uns Deutschlands Schmach an seinen Unterdrückern zu rächen und unser unglückliches Vaterland von dem schimpflichen Joche zu befreien, unter welchem es schon so lange schmachtet. Der Augenblick der Befreiung ist da, kein günstigerer erscheint je wieder. Frankreichs stolze Macht ist bei Aspern zertrümmert!"

Der Zuruf des Helden verhallte in den Lüften. Wenigen der Gegenüberstehenden kam er zu Ohren. Bei denen aber, welche ihn vernahmen, ließ die Furcht vor dem Tyrannen und das Mißtrauen in die eigenen Kräfte zu einem großen Wagestück in den gebeugten Herzen nicht auflodern. Jedoch wurde in Verbindung mit einigen östreichischen Truppen der größte Theil von Sachsen und Franken schnell befreit; schon sah Friedrich Wilhelm in der Begeisterung seiner Freude ganz Deutschland von dem tiefen Falle aufstehen, um mit dem Schwerte seine verlorne Freiheit wieder zu erkämpfen. Da kam ein Trauerbote an, meldete die Schlacht von Wagram und den Abschluß eines Waffenstillstandes (zu Znaim den 11. und 12. Jul.) und ermahnte den Herzog, das Schwert in die Scheide zu stecken, und ein Friedenslager in Böhmen zu

beziehen. Heiße Thränen fallen auf das Heldenschwerd. Dem Corps des Herzogs blieben unter diesen Umständen nur widrige Aussichten. Er benützte itzt die ihm früher zugesicherte Unabhängigkeit. Er faßte nämlich den kühnen Entschluß, sich bis zur Wesermündung, 70 Meilen weit, durch die Feinde durchzuschlagen, um sich und seine Getreuen nach Albions freier Küste zu retten, um allda glücklichere Zeiten abzuwarten. Er stellte dabei jedem frei, ihn zu begleiten oder zurückzubleiben, und diese Erlaubniß benutzten einige Offiziere; allein der größere und bessere Theil verband sich auf Leben und Tod mit dem hochherzigen Helden.

So erschien er mit seinen Schwarzen am 25. Jul. vor Leipzig, verjagte die sächsischen Reiter, welche ihm den Eingang wehren wollten, bivouacquirte am folgenden Tage zwischen dem hallischen und grimmaischen Thore und brach am Abend nach Halle auf, wo er den folgenden Morgen einzog. Nun aber wurde der Zug ungleich gefährlicher; denn der westphälische General Reubel war mit sechstausend Mann von Bremen her im Anzuge, die holländische Division Gratien setzte sich von Erfurt aus gegen die Vaterlandsfreunde in Bewegung, und das fünfte westphälische Linienregiment, unter Oberst Maironnet, war von Magdeburg aufgebrochen, um die Strasse nach Braunschweig zu sperren. Der Herzog entschloß sich zum raschen Angriffe dieses Regiments, welches am 30. Juli in Halberstadt eingerückt war. Diese Stadt wurde gegen Abend desselben Tages nach einem hartnäckigen Widerstande der Westphalen mit Sturm genommen, und das ganze Regiment fiel mit seinem Obersten in Gefangenschaft. Nun eilte er seiner Vaterstadt zu. Es war eine schauerliche Scene, als der Welfe in nächtlichem Dunkel den Schloßplatz des grauen Hofen zu Braunschweig

betrat. Seine schwarzen Reiter, flammende Pechfackeln in den Händen, Geistern der Unterwelt gleich, umgaben seine Person. Volksgewühl, ähnlich einem brausenden Waldstrome, flutete durch die Strassen und schlug sich in Wogen und Wellen auf dem Vorplatze über. Der Herzog gieng in das Schloß, um die Zimmer seines Vaters zu besuchen. An dem Glanze, welchen die Fackeln im Fortschreiten drinnen gegen die großen Fensterscheiben warfen, sah man draußen, wie Friedrich Wilhelm durch die stillen öden Hallen seiner Ahnen wandelte. Hierauf wurden an allen Strasseneckеn offene Patente angeschlagen, worin der Herzog förmlich von seinen Landen Besitz ergriff und den Hieronimus als einen Usurpator erklärte; zugleich machte er bekannt, daß er nicht von solchen Braunschweigern, welche dadurch ihre bürgerliche Wohlfahrt zerstören würden, Beistand verlange. Er selbst brachte die Nacht beim Petrithor vor Braunschweig unter freiem Himmel zu.

Kaum dämmerte der Morgen vom ersten August, als der Herzog die Nachricht bekam, daß General Reubel von Zelle her im Anmarsch sey. Es wurde im Lager der Braunschweiger vor dem Thore unruhig, ohne daß noch Jemand mit Bestimmtheit wußte, was bevorstehe. Wilhelm Friedrich ritt mit einer Schaar seiner tapfern Reiter vorüber, still, ernst, in schwere Gedanken versunken. Sein gebräuntes Gesicht, die starken, fast weiße Augenbraunen, der starke Bart stellten ihn dar als einen wiederaufgestandenen Heros des Mittelalters.

Der Herzog ordnete nun seine Schaar zu dem bevorstehenden Treffen. Das Dorf Oelper liegt nämlich in einem Thale. Rechts fließt die von Braunschweig kommende Oker vorbei; zur Linken zieht sich ein tiefer Wassergraben hin, und fällt bei einer Mühle an der rech=

ten Seite des Dorfes in den Fluß. Dieser Graben und der Fluß machten eine Trennung zwischen den Feinden jenseits und den Braunschweigern diesseits. Noch ist zu bemerken, daß beide Ufer des Grabens mit Hopfengärten bedeckt sind, und das rechte Ufer des Grabens, nach Braunschweig hin, an eine Ebene stößt, welche aus Kornfeldern, Waideplätzen, Gräben und Hecken gemischt ist. Ausserdem zieht sich, in gleicher Richtung mit dem Graben, jenseits noch ein tiefer Hohlweg nach einem Gehölz hinauf. Ueber den Graben selbst aber führt, eine bedeutende Strecke links ab von Oelper, nur eine einzige schmale Brücke. Anfangs stand die Hauptmacht des Herzogs in Oelper und jenseits. Das Fußvolk, stark vermehrt durch junges Volk aus Braunschweig, erfüllte den genannten Hohlweg und die Hopfengärten. Eine Menge in Halberstadt genommene Gewehre und Patronen wurden fleißig unter die muntere Jugend ausgetheilt, worauf sie zu 20 und 30 Mann in die Gärten, hinter die Hecken und Gräben gestellt und mit einigen geübten Truppen vermischt wurden. Von Zeit zu Zeit mußten einzelne Detachements den Weg nach Zelle bis Ohoff machen, um über die Ankunft und Stellung des Feindes Gewißheit zu erhalten. Der Vormittag vergieng; noch zeigte sich kein Feind, als Nachmittags einige Husaren mit der Nachricht ansprengten, daß der Feind anrücke, und längstens in zwei Stunden erscheinen werde. Endlich sah man die feindlichen Truppen, fünf bis sechs tausend Mann stark, auf der Strasse herziehen. Fünfhundert schwere Reiter machten den Vorzug, und näherten sich dem Dorfe. Aber vor dem Wirthshause an dem Eingange des Dorfes, erwartete sie eine verdeckte Kanone; ein Kartätschenschuß zerstreute die feindliche Reiterschaar. Zu gleicher Zeit flogen aus dem Hohlwege und dann aus allen

Gärten Kugeln gegen das anrückende Fußvolk des Feindes, tödteten und verwundeten eine Menge, ohne daß die Braunschweiger in ihren Verstecken beschädigt werden konnten, und es gieng eine geraume Zeit hin, bis sie endlich, durch die große Uebermacht gedrängt, sich diesseits des Dorfes und des Grabens zurückzogen. Nunmehr nahm der Herzog folgende Stellung: Er zog seinen linken Flügel bis an die Brücke, welche über den genannten Graben führt und pflanzte gegen dieselbe eine Kanone und Haubitze auf; sein rechter Flügel reichte bis auf eine beherrschende Höhe der Strasse und richtete gleichfalls eine Kanone und eine Haubitze gegen den Ausgang des Dorfes Oelper, nach der braunschweiger Seite. Viele Garten und die vorbeifließende Oker deckten die Spitze des rechten Flügels, welche aus Reitern bestand. Hinterwärts, vor Braunschweig selbst, hatte er auf der Strasse von Peine zwei Kanonen und zweihundert Mann aufgestellt, um diesen Hauptpaß gegen alle Gefahr zu sichern; denn sein geheimer Plan war, den Feind auf die Vermuthung zu bringen, als wäre sein Marsch auf Oelper gerichtet, da er doch links nach Peine hinaus gedacht war, sobald er nur den Feind erst genug rechts hinweggeschoben hätte. Diese Ansicht der Sache setzt uns in den Stand, des Herzogs zweckmäßige Anordnungen zu erkennen und zu würdigen. Die braunschweigischen Trompeten und Hörner bließen, als die Schlachtordnung diesseits des Grabens vollendet war: „Frisch auf Kameraden, aufs Pferd, aufs Pferd!" und der Herzog begab sich schnell auf den linken Flügel der Seiniger; denn eben wollten die fünfhundert feindliche Reiter, auf welche vor Oelper die Kanone losgebrannt wurde, einen zweiten Anfall, und zwar diesesmal auf die Grabenbrücke, machen, um die Schwarzen auf dem linken Flügel zu

umgehen, in den Rücken zu nehmen und von Braunschweig abzuschneiden. Aber der Herzog kam ihnen zuvor; er selbst setzte mit etwa fünfzig Reitern über die Brücke und warf sich auf jene zehnfach stärkere feindliche Schaar. Ueberhaupt wünschte er, auf dieser Seite dem rechten feindlichen Flügel beizukommen, seinem übrigen Volk den Weg zu bahnen, und dann durch einen starken Angriff seine Gegner rechts hin gegen die Oker zu treiben; denn, wie gesagt, die Landschaft zur Linken mußte er zu einem freien Abmarsch nach der Weser reinigen und frei behalten. Aber dieser Angriff mit weniger Reiterei auf dem rechten Flügel eines starken Feindes, wäre dem kühnen Helden beinahe theuer zu stehen gekommen: denn es waren in diesem Augenblicke bei den Feinden, die bis daher ohne Geschütz gewesen waren, zehn Kanonen angelangt, welche sogleich auf den Herzog und seinen Trupp Feuer gaben. Beide Ordonanzhusaren stürzten zu Boden. Man mußte sich eiligst über die Brücke zurückschwenken. Der Herzog kam wieder auf dem Hügel an, wo sein rechter Flügel Oelper gegenüber stand und gegen den Ausgang des Dorfes feuerte, daß der Feind nicht herausbrechen konnte. Kaum war aber der Held auf der Höhe angelangt, so stürzte das Pferd, welches er ritt, tod unter ihm nieder; denn es hatte jenseits der Brücke eine Kugel in die Brust erhalten. Welche Bestürzung, als das Häuflein der Schwarzen ihren Führer sinken sah, durch dessen Kraft allein sie sich ein unüberwindliches Heer dünkten! „Ew. Durchlaucht sind doch nicht verwundet?“ riefen viele Stimmen, und von allen Seiten sprangen die Getreuen hinzu. „Nein, es hat nichts zu sagen!“ antwortete der Herzog ruhig, arbeitete sich unter dem Roß hervor, ließ sich den Stiefel ausziehen, da der Fuß eine Quetschung erhalten hatte, und trat in einen

Pantoffel. Ein anderes Pferd war schon da, welches er sogleich wieder bestieg. Schon neigte sich der Tag, als der Feind noch mit aller Anstrengung mit dem rechten Flügel auf die Brücke, und mit dem linken auf den Ausgang von Oelper vordrang. Ein Offizier näherte sich dem Herzog und fragte: Ob er Oelper in Brand schießen solle, um die Feinde von dort zu entfernen?" — „Nein, antwortete Wilhelm, mein liebes Oelper soll nicht mit Unlust an mich denken." Die Brücke wurde fortdauernd durch ein scharfes Feuer gedeckt. Alle Gärten, alle Bäume, und besonders das hohe Korn, spie unablässig tausend Kugeln. Der Feind mußte den Herzog für stärker halten, als er war. Auch hatte derselbe durch ausgestreute Gerüchte seine Macht zu achttausend Mann angegeben. Die Finsterniß brach ein. Das Schießen hörte auf, und der Kampf war zu Ende. Der Herzog hatte seinen Zweck vollkommen erreicht. Der Feind zog sich rechts und besetzte hier die Strassen, weil er hierhin den Marsch seines Gegners gerichtet glaubte. Wilhelm aber, statt nach Zelle zu gehen, wandte sich schnell nach Hannover, wo seine Husaren ansehnliche Beute machten. Von dort gieng das Corps, stets von Reubel verfolgt, über Nienburg nach Hoia, brach die Brücken über die Weser ab, und eilte auf dem linken Weserufer weiter, während ein besonderes Detachement unter Korfes eine falsche Wendung nach Bremen nahm, wo es sich jedoch kaum 24 Stunden aufhielt. Am 6. August setzte das Hauptcorps über die Hunte, bemächtigte sich aller zu Elsfleth liegenden Handelsfahrzeuge, zwang die Schiffer mit Gewalt zur Beihülfe, und schiffte mit Zurücklassung der Pferde, sämmtliche Mannschaft schnell ein, während Reubels Vorderzug sich schon bei Hachkeig mit Korfes Husaren herumschlug. Der Herzog selbst war der Aller-

letzte. Er begab sich erst Abends an Bord einer amerikanischen Brigg, und obgleich von Bremerlehe aus über vierzig Schüsse auf das Fahrzeug geschahen, landete der kühne Held doch am 8. August glücklich auf Helgoland. Lord George Stuart erwartete ihn dort mit seiner Flotille. Alle englischen Schiffe flaggten und salutirten; der Herzog bestieg die königliche Brigg Mosquido, und am 14. August traf er im Humberflusse ein. In England wurde der Herzog mit seinem ganzen Corps mit dem lebhaftesten Enthusiasmus aufgenommen. So ward das heldenmüthigste, stets in der Kriegsgeschichte neuerer Zeiten denkwürdige und fast unglaubliche Unternehmen glücklich vollbracht. Auch bleibt dem Herzog die unverwelkliche Palme kriegerischen Ruhms, und die edlere des Menschenfreundes gesichert.

Auf diese traurige Art endigte also das Bestreben des edlen Fürsten, in dieser bedeutungsvollen Zeit in den Gang der Begebenheiten einzugreifen, ohne bedeutenden Erfolg. Man muß erstaunen, und es scheint beinahe unbegreiflich, wenn man die Gährung bemerkt, die zu Anfang dieses Jahres alle Gemüther ergriffen hatte, wenn man sieht, wie sie aller Orten hervorsprudelte und allgemein auszubrechen drohte, und nicht einmal das mindeste Resultat herbeigeführt hat. Es scheint, die Masse sey noch zu unbelebt und noch zu wenig mit sich selbst im Reinen, um, ohne einen sehr starken äußern Anstoß sich selbstständig in Bewegung setzen zu können. Die pyrenäische Halbinsel theilte dem Norden den Impuls mit, und bald schwingt auch Germaniens Göttin die Freiheits- und Siegesfahne weit umher.

Herzog Friedrich Wilhelm erschien im Frühling 1813 zuerst wieder auf deutschem Boden; kehrte zwar noch einmal nach England zurück, kam dann aber im De-

zember desselben Jahrs über Holland nach Braunschweig und nahm das Erbe seiner Väter in Besitz.

In den letzten Tagen vor Weihnachten erfuhr man in Braunschweig mit Bestimmtheit: der Herzog werde binnen wenigen Tagen in seiner Residenz eintreffen. Ein eigenhändiges Schreiben von ihm an die Bewohner Braunschweigs, sprach so herzlich einfach seinen bescheidenen Sinn, seine Freude, seinen Dank aus, daß die frohesten Hoffnungen noch einen neuen Glanz dadurch erhielten. Mit Anbruch des Tages (es war der 23. Dezember) zogen ihm die Ehrengarde zu Pferd in geschmackvollen Uniformen, die berittenen Forstdiener, die festtäglich geschmückten Bewohner der nächsten Dörfer, und ein beträchtlicher Haufen in die braunschweigischen Nationalfarben neu gekleideter Postillons aus dem Petrithore entgegen. Die Bürger schlossen sich dem Zuge an. In eben diesem Lichte wollen wir auch die in dem erbauten Tempel am Petrithore opfernden Jungfrauen, so wie die Schaaren jener weiß und schwarz mit blau gekleideten Mädchen, welche den Herzog auf dem Schlosse empfiengen, mit Blumen bekränzten und mit schönen Anreden bewillkommten, glänzen sehen. Doch kann man mit Wahrheit behaupten, daß einzig der reine, ungelernte, unvorbereitete, aus dem Herzen strömende allgemeine Volksjubel, und des tief gerührten Fürstens bescheiden-anspruchloser Dank den stillen Beobachter zwangen, das schöne Schauspiel als wahrhaft groß und erhaben zu betrachten. Ein solches Gefühl des Erhabenen hatte nie in eines Menschen Herzen der westphälische Flitterstaat erzeugt.

Den Herzog bewillkommten die Bewohner des Dorfes Oelpern (in dessen Nähe er vor fünfthalb Jahren den höchst gefahrvollen Kampf gegen die Uebermacht seiner

Verfolger heldenmüthig bestand,) vor ihren Hütten mit ländlich einfacher, aber rührender Sitte. Von dort gieng der Zug, nachdem der Herzog die ihm entgegen geführten, freilich noch unbewaffneten, Schaaren freiwilliger Vaterlandsvertheidiger gemustert, nach Braunschweig. Aber plötzlich bog der Held von der Landstrasse rechts ab nach dem Platze hin, wo am 2. August des verhängnißvollen Jahres 1809 der Todesengel so nahe über ihn geschwebt und sein Pferd, von einer Kugel getroffen, unter ihm zusammengestürzt war. Hier fiel der edle Fürst zur Erde, verrichtete der schützenden Gottheit ein Dankgebet, seine nassen Blicke verkünden des Herzens tiefe Rührung. Die Umstehenden wurden von dem Bilde jenes noch in Aller Erinneruug grausenvollen Kampfes ergriffen. Auf dieser Stelle hat der Herzog seinen theuern Fürsteneid, nicht laut und prunkvoll, aber um so innig heiliger geleistet. Dies alles war das unvorbereitete Werk weniger Minuten, doch diese wenigen Minuten werden stets glänzende Punkte in Friedrich Wilhelms Regentenleben bleiben.

Der folgende Tag war zu einem feierlich-religiösen Feste bestimmt. Gegen 10 Uhr Mittags versammelten sich ungeheuere Volksmassen auf dem Schloßplatze. Den Balkon des Hauptgebäudes nahm die Geistlichkeit, einige Hofbeamte und in aller Mitte der Herzog selbst ein. Auf den Nebenbalkons standen Musiker und Sänger. Ein feierliches: „Herr Gott, dich loben wir", welches, ohne vorzügliche poetische Schönheiten zu haben, doch der Umstände wegen die beabsichtigte Wirkung nicht verfehlte, ward von wenigstens achttausend Menschen angestimmt, und der letzte Vers des Gesanges sprach der Versammelten feierliche Huldigung aus. Der Herzog sang andächtig mit, und seines Herzens tiefe Rührung konnte auch

der gemeinste Zuschauer aus den begeisterten Blicken lesen. Solch ein Beispiel allgemeiner Volksandacht hatte Braunschweig noch nie gesehen; solche Eide aus treu ergebenen, ihm ganz geweihten Herzen noch kein braunschweigischer Fürst von seinem Volke empfangen!

Das Lied war geendigt. Der Herzog gab ein Zeichen, und es erfolgte eine heilige Stille auf den Gesang. Er sprach einfach, männlich, vom Herzen zum Herzen dringend, mit jener kunstlosen Beredsamkeit, welche, der Natur getreu, nie ihres Zweckes verfehlt. Den Dank seines Herzens sprach er zuerst aus, dann den festen Willen, seinem Volke das zu werden, was ihm sein unvergeßlicher Vater gewesen. Darauf berührte er die Opfer, welche dem großen heiligen Vaterlandskampfe noch gebracht werden müssen, forderte auf, sich unter seine Fahnen zu stellen, erklärte die Nothwendigkeit allgemeiner Bewaffnung in Landwehr und Landsturm, und verhieß, daß er selbst, weil seine Fürsten- und Kriegerehre es ihm zur Pflicht mache, an seiner Getreuen Spitze gegen den Feind ziehen wolle. Eben deßwegen müsse aber die gegenwärtige Verfassung bis zum erkämpften Frieden noch fortdauern; könnten die drückenden Lasten dem guten Volke noch nicht abgenommen werden; möge doch jedermann den bestätigten Behörden Gehorsam und Folge leisten. Er selbst werde durch Sparsamkeit in allen seinen Verhältnissen das Vorbild geben, wie man dem Vaterlande gewohnte Genüsse gern zum Opfer bringen solle, und man möge ihn darum doch nicht falsch beurtheilen! Gelungen sey es ihm schon, einen anerkannten Biedermann, zu welchem sein verewigter Vater unbeschränktes Vertrauen gehegt, nämlich den Grafen von Schulenburg-Wolfsburg, zu bewegen, daß er an die Spitze der Landesadministration trete. An ihm selbst solle es auch nicht

fehlen, das Gute zu wollen und mit allen Kräften zu fördern. Doch jetzt sey der erste heilige Zweck, des Vaterlandes Freiheit und Unabhängigkeit zu erkämpfen und zu sichern."

Am Abend des frohen Tages war die ganze Stadt herrlich beleuchtet. Der Herzog fuhr durch die Gassen unter nie endendem Jubel des Volks, welches kaum den sechs muthigen Pferden Raum ließ, den Wagen zu ziehen. Die Freude gieng durchs ganze Land. Selbst in den kleinen Landstädten sah man freiwillige geschmackvolle Beleuchtungen.

Von allen Seiten strömten freiwillige Vaterlandsvertheidiger herbei, und schloßen sich dem großen Kampfe an, den der pariser Friede von 1814 endete. Aber bald fiel in die kurze Ruhe, wie ein Blitz vom heitern Himmel herab, die Kunde, Napoleon habe am 26. Februar 1815 die Insel Elba verlassen, und sey am 1. März in Cannás an Frankreichs Küste mit 900 Mann gelandet, um Frankreich zu erobern, und den Thron der Bourbons zu stürzen. Die verbündeten Heere standen theils noch an Frankreichs Gränzen, die zurückgezogenen Truppen aber rückten eiligst wieder ins Feld. Friedrich Wilhelm eilte dem niederländischen Heere zu, um sich mit Wellington zu vereinigen. Er kam schon den eilften Mai 1815 in Brüssel an, und hatte diesen Weg von 76 Meilen in 7 Tagen gemacht. Die dortigen obrigkeitlichen Behörden hatten in der Stadt eins der schönsten Privathäuser für ihn ausgemacht, das — was bei dem verewigten Prinzen viel galt, — und was dieser Menschenfreund immer mehr zu schätzen wußte — von einer der liebenswürdigsten Familien der Stadt bewohnt wurde, in deren Mitte er manche heitere Stunde genossen haben würde. Sey es, daß er nicht beschwerlich

fallen wollte? Sey es, daß er in der Stadt nicht noch mehr Last machen wollte, da er wußte, daß sie noch stark würde belegt werden? Wollte er vielleicht der Etikette ausweichen, daß ihm von jeher zuwider war; oder wollte er Wellington näher seyn, um öfter mit ihm über den Plan des Krieges sprechen zu können; genug, er nahm dies Erbieten nicht an, sondern wählte das eine Stunde von der Stadt liegende Schloß Laken zu seinem Aufenthalt. Hier, das wußte er, war der Schauplatz der begüterten und gebildeten Einwohner Brüssels, und in ihrer Mitte versprach er sich manche frohe aufheiternde Stunde.

Mit dem Auftrage, alles so gut als ohne weitere Belästigung möglich war, für den Herzog einzurichten, sandte der Oberstlieutenant von Heinemann einen Offizier dahin, der von einer Magistratsperson begleitet wurde. Der Abgeordnete fand, daß es fast an allem fehlte, was erforderlich war; er fragte einen der vornehmern Bewohner um den Grund davon und bat ihn, so bald es möglich, diesem Mangel abzuhelfen. Der Aufseher hörte dies alles mit der größesten Gleichgültigkeit an, und auf alle Vorstellungen und Bitten des Offiziers antwortete er weiter nichts, als: „Ja, das ist wahr; aber es geht nicht."

Der Offizier, ein junger feuriger Mann, der gerade zum erstenmale in diesem Geschäfte gebraucht war, und der nicht gern bei diesem ersten Auftrage Vorwürfe von Seiten seines Vorgesetzten einärnten wollte, wurde aufgebracht. Es kam zu einem Zank, bei dem der Brabanter aber immer gleich beleidigend gleichgültig blieb. Die mitgeschickte Magistratsperson hatte Mühe, den Offizier abzuhalten, daß er nicht auf gut militärisch den Gefühllosen bewegte. Aeusserst unzufrieden ritt der Of-

fizier zurück und brachte dem Oberstlieutenant Rapport. Auch diesem war das Betragen empörend, und das um desto mehr, da er wußte, wie anspruchlos der Herzog war. Er ging zum Herzog. Dieser sah es dem Oberstlieutenant gleich an, daß er etwas auf dem Herzen habe. — „Was fehlt Ihnen, lieber Heinemann?“ fragte der Herzog. — „Ich bin unzufrieden mit dem Rapport des Lieutenants wegen des Quartiers Ihro Durchlauchten.“ — „Wie so?“ — „Der Lieutenant ist „ganz unschuldig. Ich kenne ihn. Er hat mir aufgetragen, Ew. Durchlaucht um Verzeihung zu bitten.“ — „Weßhalb? Was hat er gethan?“ — „Auf dem „Schlosse, wo Sie Quartier nehmen wollen, ist nach „seiner Beschreibung eine verfluchte Wirthschaft. Nichts „ist im Stande; nicht einmal Bettsponden sind in den „großen Zimmern. Kurz, ich glaube, Ew. Durchlaucht „können da nicht logieren.“ — „Je nun, dafür kann „ja der Offizier nicht. Darüber können Sie und er „ganz ruhig seyn. Wir nehmen die Sache wie sie ist, „und nicht wie sie seyn soll, und richten uns so gut „ein, als es gehen will.“ — „Und dann ist der Wirth „so roh, daß der Offizier ihn beinahe hätte durchprügeln müssen, um nur ein Wort von ihm herauszulocken.“ — „Gott bewahre! Er hat sich doch wohl „nicht an ihm vergriffen?“ — „Nein, Ew. Durchlaucht, auf Ehre nicht.“ — „Dann lassen wir uns „kein graues Haar darüber wachsen. Ist der Herr Wirth „grob, so wollen wir desto höflicher seyn.“ —

Bewunderungswerth ist die Ruhe und das kalte Blut, mit denen de verewigte Herzog den großen Ereignissen dieses neuen Krieges, die keinen so sehr trafen als ihn, entgegen ging. Es ist diese Ruhe um desto mehr zu bewundern, da vielleicht keiner der Anführer mehr Ur=

sache zu persönlichem Haß gegen Napoleon und gegen die Franzosen hatte, als der Herzog, dem durch diesen Despoten und durch dieses Volk sein väterliches Reich so schändlich genommen war, und der durch einen Federstrich des Tyrannen ganz aus der Reihe der regierenden Fürsten ausgestrichen, in einen Flüchtling verwandelt war. Ueberdieß wußte der Herzog aus eigener Erfahrung, was alles bei diesem neuen Feldzuge auf dem Spiele stand, Europa's Frieden, Deutschlands Wohlstand, und des Herzogs ganze Existenz. Ursache genug, wenn er hier mit Hitze den Posten eines Anführers verwaltet hätte, und wer würde ihn nicht gern entschuldigen, wenn wir in diesem Augenblicke ihn von Eifer und Rachbegierde hätten hingerissen gesehen! Aber die letzten Stunden seines edlen Lebens zeigen uns hier ein ganz anderes Gemälde seines Benehmens. So wie der erste der Prinzen eines königlichen Geschlechts, der für die deutsche Freiheit und für den Waffenruhm seines Volkes blieb, der Prinz Louis Ferdinand, noch den Morgen vor seinem Tode bei Saalfeld ruhig und entschlossen über die Wichtigkeit der ganzen Lage sprach; so wie dieser noch mit seinen vertrauteren Freunden scherzen konnte, und so wenig ängstliche Unruhe als lärmende Hitze verrieth: so war es auch der Fall mit dem Herzog Wilhelm, der jenem edlen Prinzen an Charakter, Denkungsart, Alter, Liebe zum Vaterlande und Tod für die Rettung desselben, so ähnlich war. Beweise über die Ruhe des Herzogs sind folgende:

Wellington — unter dessen Hauptkommando das Corps des Herzogs Wilhelm stand, und der den edlen Fürsten persönlich schätzte und liebte — erfuhr erst spät des Abends die Nachricht von dem Rückzuge der Preussen und von dem Anmarsch der Franzosen. Eben so spät

bekam er Nachricht von dem Gefechte, das der Prinz von Weimar bei Frasnes gehabt hatte, und von dem Rückzuge desselben nach Quatre-Bras. Es war unumgänglich, daß alle einzelne Corps seiner Armee so schleunig als möglich zusammen gezogen wurden, zumal da diese in einzelnen Städten, Dörfern, und auf einzelnen Höfen, wie in einem Cantonnement zerstreut umher lagen. Es war schon äusserst spät, als der Lieutenant Dinklage, ein hannövrischer Adjutant bei Wellington, dem Herzog den Befehl, sein Corps zusammenzuziehen, brachte. Der Herzog hatte sich eben angekleidet, und wollte in den Wagen steigen, um einen Besuch bei dem Fürsten Richmond in Brüssel abzustatten. Vor der Thüre des Schlosses hielt der Wagen; der Herzog stand inner der Thür und sprach mit seinem Quartiermeister, dem Oberstlieutenant Heinemann, als der Lieutenant ansprengte. „Da kommt vielleicht Marschordre!“ sagte der Herzog ganz ruhig. Der Offizier kam näher, stieg ab und gab dem Herzog die Ordre, sogleich die Truppen zu befehligen, morgen mit dem früheſten auf einem bestimmten Platz bei Brüssel sich zu sammeln und dort die weiteren Maaßregeln zu erwarten. Mit der größten Ruhe las der Herzog diese Ordre durch. „Was meinen Sie, lieber „Heinemann“, sagte er, „sollte das wohl nicht zu viel „Schwierigkeiten machen? Können die Truppen zur be„stimmten Zeit wohl alle da seyn?“ — „Es ist zu „spät“, war die Antwort, „Rauschenplatt und Pröbstler, (Namen der Anführer der einzelnen Bataillons) liegen nahe, die können recht gut da seyn; aber Cramm (Husaren), Pott (Uhlanen), Hollstein, Ebeling, Strombeck und Mohn mit der Artillerie liegen 2 bis 4 Stunden von hier.“ — „Nun, Rath muß werden!“ — Mit diesen Worten ging er mit dem Oberstlieutenant

und dem hannöverschen Offizier in sein Zimmer zurück. „Wir müssen heute" — fuhr er unterwegs fort — „das „gewöhnliche Dienstreglement schon etwas bei Seite schie„ben, die Ordres sollen nicht erst an die Brigadiers „geschickt werden; das giebt nur Zeitverlust. Die Ba„taillons sollen die Befehle gleich aus der ersten Hand „haben."

Indem der Oberstlieutenant dieß besorgte, unterhielt sich der Herzog mit dem Adjutanten, der aber die Fragen des Herzogs über diesen schleunigen Marsch nicht beantworten konnte, da er den Grund selbst nicht bestimmt wußte. — „Ich muß alles genau wissen", sagte Wilhelm zu Heinemann. „Besorgen Sie die Ordres, „ich fahre nach Brüssel. Lange werde ich mich nicht „aufhalten." — Mit diesen Worten verließ er die Offiziere, und war in Richmonds Gesellschaft so ruhig und heiter, als er je gewesen war. — Mitten in der Nacht kam er schon zurück und brachte die Ordre mit, daß seine Truppen — von denen sich Wellington viel versprach — durch Brüssel gehen und sich bei Waterloo aufstellen sollten. Mit dem frühesten war der Herzog auf dem bestimmten Platze. Mit einer gelassenen Ruhe sah er, daß die eben von dem Quartiermeister angeführten Truppen, noch nicht da waren, und hörte mit väterlicher freundlicher Miene die Gründe des längeren Ausbleibens an, ohne nur im mindesten unruhig oder unwillig dabei zu seyn. So wie die verschiedenen Abtheilungen da waren, befahl er, abzumarschieren, und ließ mehrere Offiziere dort, von denen die ankommenden Truppen die nähere Weisung erhalten sollten. So wie die Bataillons abmarschirten, redete er ihnen zu, sich brav zu halten und das ihrige redlich zu thun. Alles dies geschah mit

einer Ruhe und mit einer frommen Zuversicht, die die Anwesenden nicht genug bewundern konnten.

Einige Minuten hielt der Herzog bei seinen Truppen. Er war äusserst erfreut über ihre Munterkeit, besonders schien ihm der lustige Gesang einiger Büchsenjäger viel Vergnügen zu machen. Er freute sich über ihre Unverdroßenheit, mit der die Leute den Marsch antraten, ob sie gleich schon einen äußerst beschwerlichen Weg zurückgelegt hatten. Laut äußerte er gegen seine Begleiter, wie viel er von seinen Truppen erwarte und mit welchem Recht er ihnen alles zutraue. Er hatte richtig geurtheilt, denn die Leute haben sich vortrefflich geschlagen.

Jetzt waren sie vor ihm herbeimarschirt, und nun sagte er zu Heinemann: „nun müssen wir wohl wieder „nach Brüssel. Kommen Sie!“ — Im gestreckten Trabe ging es in die Stadt hinein, aus der gerade Wellington zum Rekognosciren des Feindes ritt. Er redete den Herzog an, und foderte ihn auf, ihn zu begleiten. Gerade dieses wünschte Wilhelm. Mit der unbefangensten Heiterkeit schloß er sich an, und so scharf der Ritt war, denn der Weg von Brüssel bis Planchenoit, der 5 Stunden beträgt, wurde in anderthalb Stunden gemacht: so heiter unbefangen sprach der Herzog mit Wellington, neben dem er ritt. Man kam bei Genappe an. Wellington und die übrigen Generale stiegen von den Pferden. Wilhelm blieb im Sattel und — es war als ob er es im voraus fühlte, daß er auf dieser Bühne eine sehr wichtige Rolle spielen werde — ritt einige hundert Schritte auf dem Wege nach Frasnes vor, um sich ganz zu orientiren. Kurz nachdem er zurück gekommen war, kam Nachricht von den ferneren Bewegungen des Feindes; der Herzog selbst sandte seinen Truppen die

Ordre, den Marsch bis nach Genappe zu beschleunigen.

Er selbst ritt noch einmal vor zum Rekognosciren; kam dann zurück und sah mit Vergnügen den guten Willen und den Muth seiner Truppen, die von der Hitze ermattet, von brennendem Durst und von Müdigkeit gequält, kaum im Stande waren, weiter zu marschiren, und diese Mühseligkeiten gern ertragend, dennoch muthig ihren Weg fortsetzten. Bei Genappe machten sie Halt. Der Herzog ritt an sie heran — redete ihnen zu, und blieb auf seinem Pferde. Erst da, als man keine weitern Befehle wußte, und die näheren Ordres erst abwarten mußte, erlaubte er es sich, für sich zu sorgen, und sich so gut es gehen konnte, einige Bequemlichkeit zu verschaffen. Er stieg vom Pferde, gab es dem Reitknechte, stopfte seine Pfeife, wozu ihm ein Oberjäger Feuer gab, und legte sich im Schatten einer Pappel an einer kleinen Erhöhung, dichte am Wege, nieder. Um ihn herum lag sein ganzes Corps — dichter an ihm einige seiner Vertrauten, mit denen er sich über die Lage der Dinge unterredete. Endlich ließ er die Pfeife aus dem Munde fallen — er war eingeschlafen und schlummerte — (ach! es war der letzte Schlummer, aus dem er wieder erwachte! —) fast eine halbe Stunde ganz ruhig und fest. Nicht einmal das Vorbeimarschiren der englischen und nassauischen Bataillons, nicht einmal der mit Querpfeifen begleitete Gesang eines Bergschotten-Regiments war im Stande, ihn aus seinem starken Schlafe zu erwecken.

Der Herzog erwachte. Ohngefähr 70 Schritte von ihm lag der Reitknecht, der beide Pferde am Zügel haltend, mit dem Rücken an einen Baum gelehnt, eingeschlummert war. Die Pferde selbst gräseten. Dicht neben dem Herzog saßen zwei Offiziere, deren einer von den

Rauschenplattschen Jägern war, die nahe bei dem Herzoge sich gelagert hatten. Diese Offiziere bemerkten das Erwachen des Herzogs zuerst, sie standen auf und gingen zu ihm. — „Ich habe ja recht schön geschlummert," sagte Wilhelm, indem er sich aufrichtete, seine Pfeife aufnahm, und sie ausklopfte. „Wie lange habe ich denn „geschlagen?" — „Etwas über eine Viertelstunde," war die Antwort des Offiziers. — „Es ist doch keine „Ordonanz gekommen, und hat Niemand nach mir ge„fragt?" — „Nein!" — „Ist nichts von Truppen „hier durchgekommen?" — „Ja, Ihro Durchlaucht, „Nassauer und Engländer." — „So? dann muß ich „fester geschlafen haben, als ich wollte. Ich habe nichts „davon gehört."

Der Herzog ging nach seinem Pferde. Der Knecht schlief immer noch. Unterwegs wollte der Offizier die Jäger wecken. „O lassen Sie doch die Leute schlafen," sagte der Herzog, „die armen Jungen haben ja die Nacht „über kein Knie krumm gemacht." — Wilhelm ermunterte selbst den Reitknecht, dem man es wohl ansah, daß er gern noch geschlafen hätte. Sein Herr übersah dieß menschenfreundlich, er sah selbst nach der Zäumung des Pferdes, als eine hannövrische Ordonanz den Befehl zum Aufbruch brachte.

Bekanntlich werden die Jäger durch Signalhörner zum Aufbruch beordert. Einer dieser Hornisten, ein Härzer, blies ausgezeichnet schön. Der Herzog hörte es mit innigem Vergnügen, und äußerte seine Freude darüber gegen einige, nicht weit von ihm stehende Offiziere dieses schönen Corps. Der Hornist mochte die Aufmerksamkeit des Herzogs merken, und zeigte sich nun um desto mehr als Virtuose. Gegen zwei Uhr war das Corps aufmarschirt. Der Herzog bestieg sein Pferd — er bestieg

es zum letzten Male, denn einige Stunden nachher sank er, ein theures Opfer auf dem Altare der deutschen Freiheit. – Er ritt an der Fronte hinauf; kam aber nicht ganz zu Ende, als er einen Adjutanten an die vorn stehenden Bataillons mit dem Befehl des Abmarschirens schickte. Es war halb drei, als diese den Marsch antraten. Der Herzog ließ auf einem kleinen Graseplatze halten. Seines Pferdes Munterkeit und leichte Sprünge bei der Feldmusik der vorbeimarschirenden Bataillons schienen ihm Freude zu machen. Er redete noch einmal besonders die Offiziere an, zu denen er viel und unbedingtes Zutrauen hatte; ein Zutrauen, das diese brave Schaar edler Jünglinge ganz verdiente.

Das letzte Bataillon war jetzt vor dem Herzoge vorbeimarschirt. „Nun, meine Herren, setzen Sie sich in Trab!“ — sagte er zu seiner Begleitung, und so ritt er im gestreckten Trabe rechts des Grabens der Chaussee an dem Zuge hinauf, setzte dann über diesen Graben und kam an der Spitze seines Corps an, als es in der Gegend eines kleinen Gehöftes la Baraque, ungefähr 500 Schritt von Quatrebras liegend, angekommen war. Gleich nach dem Abmarsch des Corps von seinem Ruheplatze vor Genappe, war das Gefecht, bei denen weiter vorwärts stehenden englischen Truppen angegangen. Man hörte unterwegs das Schießen; der Herzog ritt schärfer, untersagte aber dem Führer der Avantgarde seines Corps das übertriebene Eilen, da die Truppen sich so schon in Geschwindigkeit gesetzt hatten. — „Lassen Sie mir die Leute nicht jagen“, rief er, indem er sich auf dem Pferde umwandte, — „sie kommen sonst außer Othem!“

Rechts der Brüssler Chaussee, auf der die Truppen gingen, liegen bei Quatrebras zwei kleine Hügel. Wilhelm sprengte auf den einen hinauf, um das Terrain

zu übersehen, daran ihn aber ein dichter Wald, der sich unter dem Namen des Bozüer Holzes, bis auf 200 Schritte an Quatrebras ziehet, verhinderte. Nur den Rauch sah man über die Wald-Ecke aufsteigen. — „Was gäbe ich darum, hätte ich von dieser Gegend eine solche Karte, wie ich sie von meinen Harzgegenden habe!“ — sagte er zu seiner Begleitung. Niemand hatte eine Karte von dieser Gegend.

Das Terrain, auf dem der Feind stand, ist eins der höchsten dieser Gegend. Mehrere Bäche, deren Quellen kaum 1000 Schritte von einander entfernt sind, nehmen von diesen Anhöhen ihren Lauf nach ganz entgegengesetzten und verschiedenen Weltgegenden. So z. B. fließt der Bach, der unweit Frasnes entspringt, südwestlich in den Pieton und mit diesem bei Charleroy in die Sambre; dahingegen ein anderer, äußerst nahe bei den Quellen dieses angeführten Flüßchens, zwischen den Hölzern von Frasnes und Bozue entstehender Bach, seinen Lauf nordöstlich über Villers in die Thyl nimmt, und mit dieser durch Wavr, Louvain unweit von Mecheln durch einen Canal in die nordwärts fließende Schelde geht.

Alle diese Bäche bilden eine Menge kleine sumpfigte Thäler, die jedes Manövriren der Truppen äußerst erschweren. Dazu kommen nun noch die Waldungen, die, ob gleich nicht sehr groß, doch zu dicht mit Gehölz besetzt sind, als daß sie nicht dem andringenden Feinde jede Uebersicht des Terrains unmöglich machen sollten.

Dieses Terrain hatten die Feinde besetzt. Ihr linker Flügel stand auf Anhöhen, deren Zugang steiler war. Dahingegen der rechte Flügel sich mehr auf einer Glacis ähnlichen Abdachung des Terrains schloß, das bis an den südwärts in den Picton laufenden Bach ging.

Der Herzog kannte dies Terrain nicht. Aeußerst unwillig und unzufrieden, hielt er einige Minuten auf der Anhöhe. Er wurde unruhiger, als je, ohne sich aber von dieser Unruhe zur Unentschlossenheit bringen zu lassen. Nur mit Mühe konnten ihn seine Begleiter abhalten, daß er nicht in das Gehölz von Bozue hinein ritt, um zu sehen, ob nicht etwa jenseits desselben ein Standpunkt sey, von welchem er alles übersehen könne. Blos die Vorstellung seiner Begleiter, daß im Holze schon kleines Gewehrfeuer zu hören sey, hielt ihn davon ab. Aber nur wenige Minuten ließ er seinen Unwillen in einigen kräftigen Ausdrücken sich äußern, dann sagte er ungleich ruhiger: „Ja, was kann es helfen, mit unserm Stillstehen machen wir keine Schlacht gewonnen. Kommen Sie!“ — Er mochte ohngefähr 6—700 Schritte von der Tete seines Corps entfernt seyn. In dem scharfen Ritt bis dahin war auch sein Plan entworfen und — alle Ehre macht es seinen aufmerksamen, besonnenen und braven Begleitern und Offizieren, die ihn von diesem gleich verstanden, so geschwind der Herzog auch im Reiten sprach — und ausführten. — „Langes Zaudern führt zu nichts Gutem!“ sagte er zu dem Adjutant, von denen gleich einer nach Rauschenplatts Jägern mußte, um ihnen die Ordre zu bringen, den auf der rechten Flanke liegenden Bozuer Busch zu besetzen und herauszujagen, was sich vom Feinde darin sehen ließe, um den Aufmarsch des ganzen Corps auf der rechten Flanke zu decken. Außerhalb des Waldes hinter den Jägern mußten mehrere Abtheilungen leichter Cavallerie vorspringen. Der Herzog gab den, diese Detaschements kommandirenden Offizieren die gemessensten Befehle, zuzusehen, ob man um das Holz herum kommen, dort einen Standpunkt finden, auf dem man dem Feinde die

Ansicht abgewinnen könne, und dann sogleich eine Ordonanz zurückzuschicken, weil er, der Herzog, dann selbst gleich kommen wolle. Die Jäger gingen mit dem größten Muth in das Gebüsch hinein, und setzten sich ohngefähr in der Mitte desselben, ohne etwas vom Feinde gewahr zu werden, indeß die Uhlanen um den Wald herum flogen. In eben der Zeit mußte das leichte Bataillon Brandenstein sich links ziehen, um die Flanke von dieser Seite zu decken. Auch diesem Bataillon wurde ein kleines Gehölz, am Abhange eines Berges, zum Stützpunkte angewiesen. Dieses Hölzchen lag in einerlei Richtung mit dem Bozuer Walde, so daß beide, die beiden Flügel des Corps deckende Detaschemente ziemlich in gleicher Entfernung von dem Feinde standen. Noch ehe das Hauptkorps der Braunschweiger nach Quatrebras kam, an welches der rechte Flügel des englischen Armeekorps stieß, mußte es, um Platz zum Aufmarschiren zu haben, 500 Schritte von Quatrebras die Chaussee mit einer Schwenkung verlassen, und seine Stellung pararell mit denen auf der Chaussee stehenden Engländern, Belgiern rc. und zwar hinter diesen nehmen, so daß es ein Reserve-Corps der Hauptarmee bildete.

Von diesem Standpunkte aus, der höher war, als die vor demselben hinlaufende, mit dem Hauptkorps besetzte Chaussee, konnten Wilhelms Truppen den Feind und seine Stellung ganz übersehen. Das Bozuer Holz hinderte die Aussicht nicht mehr; es lag zu weit rechts auf der Seite. Der Herzog konnte hier weiter nichts thun, als beobachten, was die englische Armee oder der Feind nun weiter thun würden, um darnach seine Anstalten zu machen, und mit in den ganzen Plan einzugreifen. Er mußte die Befehle Wellingtons hier erwarten, wo er so stand, daß er auf jede Seite mit Nach-

druck zu wirken im Stande war. — Ganz ruhig und seine Pfeife rauchend, hielt er vor seinem Corps und sprach so unbefangen mit einigen der Kommandeurs und der Adjutanten, als wäre das nur eine Revüe, als die englische und belgische Reiterei aus der Linie brach und den ersten Angriff machte. Diese Truppen nahmen rechts von Pierre Mont ihre Angriffsrichtung, sie drangen über eine schlammigte Wiese, setzten durch den Bach, wurden aber von der vortheilhaft stehenden stärkern französischen Cavallerie, die zum Ueberfluß noch vier Batterien reitendes Geschütz bei sich hatte, geworfen. Sie stürzten sich in einiger Unordnung auf das eigene Fußvolk, das itzt, um einem leicht vorauszusehenden feindlichen Cavallerie-Angriff vorzubeugen, sich in Quarrees aufgestellt hatte. In eben diesem Augenblick schwenkten die braunschweigischen Husaren, die erst ankamen, von der Chaussee ab, um sich in der Linie aufzustellen. Der Herzog ließ ihnen sogleich befehlen, sich der feindlichen Cavallerie entgegen zu werfen, diese zu beschäftigen, und dadurch der englischen Cavallerie Zeit zu verschaffen, sich wieder zu formiren. Natürlich, daß diese kühnen Schwarzen hierzu bereit waren. Aber die feindliche Cavallerie, die gewahr wurde, daß die Husaren von einer ganz andern Seite auf ihre linke Flanke fielen, befürchteten einen Angriff auf diese, durch die Attake blos gegebene Flanke; sie wartete daher den Angriff nicht ab, sondern jagte nach ihrem Hauptkorps zurück.

Wilhelm ließ die Husaren zurückkommen. Sie sollten eben in die Linie eintreten, als ein Adjutant kam und den Herzog in Wellingtons Namen darauf aufmerksam machte, wie nöthig auf der Strasse nach Frasne ein starker Beobachtungsposten sey, wenn der Feind vielleicht die rechte Flanke der alliirten Armee umgehen sollte.

In der That eine Ansicht, die Wilhelm gleich bei seiner Ankunft auf dem Schlachtfelde gehabt hatte: weßhalb er auch den Bozuer Wald sogleich hatte besetzen lassen. Zugleich äußerte der Adjutant, daß Wellington aus seiner Linie auch nicht ein einziges Bataillon entbehren könne. Ohne den weitern Befehl abzuwarten, erbot sich der Herzog, den Augenblick mehrere Bataillons dahin vorzuschieben, und ehe noch der Adjutant wegritt, flog schon ein Offizier aus des Herzogs Umgebung, an die Bataillons, die dazu bestimmt wurden. Es waren dieß die Bataillons Pröbstler und Mezner, nebst zwei leichten Compagnien der Avantgarde. Sie gingen muthig durch die englische Linie quer über die Namürer Chaussee bis auf die Brüsseler. Der Herzog machte ihnen den Posten wichtig, und gab ihnen den Befehl, so weit als nur irgend möglich vorzugehen, und immer in dicht geschlossenen Zügen zu marschiren, damit sie bei einem plötzlichen Cavallerie=Angriff sogleich Quarrees formiren könnten. Glücklich kamen sie an die einwärts gehenden Biegungen des Bozuer Waldes, ohngefähr 500 Schritt über den, auf der Chaussee liegenden Schäferhof hinaus, und also dem Feinde am nächsten. Eine günstig liegende Anhöhe, rechts nach dem Bozuer Holze sich ziehend, wurde quer durch von ihren Tiralleurs sogleich besetzt und dadurch kam dieser ganze Beobachtungsposten mit dem im Walde stehenden, vom Herzog gleich anfangs dahin geschickten Jäger=Piquet in Verbindung. Hinter dieser Tiralleurlinie stellten sich 8 Eskadrons Uhlanen und Husaren auf, so daß zwischen ihnen und der Tiralleurlinie selbst ein kleines sanft abhängendes Thal lag.

Kaum waren diese Truppen aus der Linie der Braunschweiger herausgerückt und auf dem Wege nach ihren Posten, als der Herzog mit Heinemann darüber sprach,

was nun weiter zu thun sey. Beide waren der Meinung, daß dieser Posten noch einen festern Stützpunkt haben müße, auf den er sich bei einem etwaigen nicht unwahrscheinlichen starken Angriff des Feindes ziehen, oder mit diesem vereint, einen glücklichen Anfall selbst auszuführen im Stande seyn könne. Heinemann fand die Meinung und Ansicht des Herzogs sehr zweckmäßig. Daher führte der Herzog selbst die beiden Bataillons Strombeck und Normann, die auf dem rechten Flügel standen, rechts ab, durch das sehr nahe liegende Quatrebras. Dieß war um so nöthiger, da der Posten von äußerster Wichtigkeit war; und es gereicht den militärischen Kenntnissen des verewigten Herzogs sehr zur Ehre, es stellt seine Einsichten in ein sehr günstiges Licht, daß er diese Wichtigkeit sogleich bemerkte, ohne das Terrain ganz genau zu kennen. Er selbst führte die beiden Bataillons dahin. Die Hälfte des einen mußte auf dem stumpfen Winkel, den die Brüßler mit der Namürer Chaussee macht, einen Hacken formiren, indeß die andern, diesen Hacken zu unterstützen, sich sägeförmig um Quatrebras herum stellen mußten.

Der Feind wurde diese Stellung gewahr. Er hielt sie für stärker an Truppen, als sie wirklich war. Sehr wahrscheinlich hatte er die Absicht gehabt, die Wellington und Wilhelm vorausgesezt hatten, denn kaum hatten die Bataillons Pröbstler und Metzner sich auf beiden Seiten der Chaussee formirt, kaum waren die Uhlanen und Husaren formirt, und kaum war die Tiralleurslinie gebildet, als der Feind, rechts von Gemincourt am Abhange einer Anhöhe, die jenseits des Baches lag, über den die englische und belgische Cavallerie bei dem ersten Angriff gesetzt und wieder zurückgetrieben war, eine Batterie von 8 Kanonen und 4 Haubitzen auffuhr. Die vor-

geschobenen braunschweigischen Truppen standen nur 6 bis 700 Schritt davon entfernt, die Husaren etwa 900 Schritt, und zwar standen sie alle unbedeckt und unbeschützt durch irgend eine Begünstigung des Terrains.

Bei dem ersten Schuß, den der Feind that, und er schoß mit Wirkung, besonders über die Infanterie weg, in die Reiterei, sprengte der Herzog von Quatrebras vor. Das Husarenregiment stand in zwei Gliedern aufmarschirt. Der Feind hatte also ein sicheres Ziel, nach dem er schoß, und daher kam es, daß hier mehrere Brave fielen, daß hier der Braven noch mehrere bluteten. Unter dem heftigsten Feuer von Kugeln, Granaten und Haubitzen, flog der Herzog, seine Pfeife rauchend, vor dem Husarenregimente, dessen Anführer in eben der Zeit erschossen wurde, so wie auch der Befehlshaber des Jägerkorps verwundet niedersank, muthig auf und nieder. Eine der Kugeln schlug unter seinem Pferde in die Erde, so daß dieß in der Angst einen der gefährlichsten Seitensprünge machte, ohne aber seinen Reiter abzusetzen. Der Tod des Majors Cramm schien auf das Regiment wirken zu wollen. Es bestand aus jungen ungeübten Kriegern, und jeder Soldat weiß, daß es für diese keine gefährlichere Lage und keine Muth und Besonnenheit mehr raubende Stellung gibt, als wenn sie unthätig und ohne sich rächen zu können, im Feuer der feindlichen Artillerie halten müssen. Der Herzog ritt von Eskadron zu Eskadron vor der Fronte herauf und herab, sprach mit einem Zutrauen erweckenden und Zuversicht erregenden Gesicht den Leuten Muth ein, und ertheilte in dieser Lage Befehle, die ein sicherer Beweis waren, wie sehr und wie gründlich er besonders den Cavalleriedienst verstand. Er hatte, trotz der über ihn brausenden Kugeln, trotz der neben ihm einschlagenden Granaten, noch die

Gegenwart des Geistes, seine ausgegangene Pfeife wieder anzuzünden, und scherzte noch mit einem ältern Unteroffizier, da dieser ihm brennenden Schwamm gab; aber in dem Augenblicke, nach einer in die Erde schlagenden Kugel nicht ganz frei von Aengstlichkeit blickte. Mit heiterm Gesicht und mit der unbefangensten Ruhe brachte er manchen in der That scherzhaften Einfall hervor. So wurde z. B. dicht hinter ihm einem jungen Husaren das Tschakko vom Kopfe geschossen. „Sieh mein Sohn," sagte der Herzog zu dem Erschrockenen, „wie gut ist es, daß Du nicht drei Zoll größer bist; sonst hätte es den Kopf gekostet." —

Mehrere der Offiziere baten ihn, zurückzureiten und versicherten, daß auch in seiner Abwesenheit alle seine Befehle genau ausgeführt werden sollten. —

„Ich weiß, was Sie sagen wollen," antwortete er mit der ihm so eigenen freundlich ernsten Miene, — „aber lassen Sie mich nur hier. Die Kugel, die kein Billet auf mich hat, krümmt mir kein Haar."

In diesem Augenblick fühlte und bedauerte der Herzog lebhaft, daß seine Artillerie noch nicht da sey. — „Aber mein Gott," sagte er zu dem neben ihm haltenden Heinemann, „wo bleibt Major Mahn mit dem Geschütz? Sie haben doch die Ordre an ihn geschickt, wo bleibt er denn so lange Warum kommt er nicht?" — Heinemann zuckte die Achseln und gab dem Herzog zu verstehen, daß Mahn erst Tages vorher mit der Artillerie von Merpten nach Asche gerückt sey, daß dieser Ort, vier starke Stunden von Brüssel entfernt, daß der Weg nicht der beste sey, und daß gewiß die Schuld an der zu späten Ankunft der Marschordre läge." —

„Alles wahr, alles gut, lieber Oberstlieutenant" fuhr der Herzog nicht ohne Gutmüthigkeit fort, „es

bleibt doch ein fataler, verwünschter Streich, daß wir hier kein Geschütz haben. Wir leiden starken Verlust und können ihn nicht rächen.

Der Herzog wußte sich jedoch zu helfen. Die englische Artillerie stand unthätig auf der Chaussee; er schickte sogleich einen Adjutanten an Wellington und ließ ihn um Geschütz bitten. Jetzt hatte das feindliche Feuer etwas über dreiviertel Stunden gewährt. Nur einige Minuten waren nöthig und vier englische Kanonen kamen vom rechten Flügel im Galopp an. Der Herzog wieß ihnen den Platz rechts des Bataillons Pröbstler und links der Tiralleurlinie an; eine Stellung, die äußerst zweckmäßig gewählt war, denn außerdem, daß sie der feindlichen Batterie entgegenstand, nahm sie auch, falls das Hauptkorps der Feinde Wellington angreifen würde, den Feind in die linke Flanke. Diese vier Stück Geschütz fingen gleich mit dem Feuer an; ihr Feuer zog die Aufmerksamkeit des Feindes noch mehr auf sich, er ließ noch eine Batterie links der ersten auffahren, und nun hörte das Verhältniß auf. Gleich im ersten Feuer wurde von der einen englischen Kanone die Achse geschossen, das Stück schlug um und wurde unbrauchbar; eine zweite Kanone wurde eben so außer Stand gesetzt. Die übrigen beiden Stücke spielten noch immer fort, aber mit weniger Wirkung, da die Artillerie des Feindes theils überlegen war, theils schon einen festen Standpunkt hatte, als diese erst auffuhren.

Es konnte dem Feinde nicht entgehen, wie schwach und fast unbedeutend das Artilleriefeuer dieser beiden noch brauchbaren Kanonen gegen das seinige aus 24 Stücken seyn mußte. Er sah, wie wenig er dieses Geschütz — sonst für dieses Terrain die einzige Waffe von Wirkung — zu fürchten habe, und daher führte er nun den Ent=

schluß wirklich aus, zu dessen Ausführung er alles vorbereitet hatte.

Von den Anhöhen bei Frasnes, wo quer über die Chaussee eine Art von Reserve stand, brachen vom linken Flügel 2 Cürassierregimenter, eine Division Fußvolk und 2 reitende Batterien auf; sie nahmen ihren Weg auf der Chaussee fort, um unter dem Schutz der, oben schon angeführten Batterien bei Germincourt, so nahe es möglich an die englische Armee zu rücken, und hier einen Angriff zu wagen. Um dieß desto sicherer thun zu können, gingen vom linken Flügel der französischen Hauptarmee zwei Colonnen, jede 2500 Mann stark, durch das Thal, bis nach dem Bozuer Wald. Hier machten sie auf der Wald-Ecke zwischen Pierropont und Germincourt einige Minuten halt, um die Richtung zu beobachten, in welcher die von Frasnes abgegangenen Colonnen sich fortbewegten; dann änderten sie ihre Marschordnung; die Infanterie setzte sich zuerst in Marsch, Cavallerie und Geschütz folgte. So zog diese Colonne, — es mogte Abends schon sechs Uhr seyn, — den rechten Flügel der Alliirten bedrohend, ihren Weg am Saume des Waldes von Bozue fort. Sie naheten sich den Tiralleurs der Bataillons Pröbstler und Mezner, die — wie oben schon gesagt, — mit den Rauschenplattschen Jägern eine Linie bildeten; sie drängten diese durch ihre Uebermacht zurück, und das Husarenregiment, das vor dem Walde stand, konnte nun da nicht mehr stehen bleiben; denn theils konnte man es vom Walde aus sehr leicht überfallen, da dieser in feindlichem Besitz war; theils hinderte die ganze Lage des Terrains jedes wirksame Manövre. Der Herzog, der dies gleich übersah, sobald er die starke Anzahl der Feinde bemerkte, die sich in den Wald zogen, als die Tiralleurs und Jäger das

Gehölz verlassen mußten, — ließ das Husarenregiment sich zusammenziehen, und wieß ihm auf der andern Seite der Chaussee zwischen Quatrebras und dem Schäferhofe seine Stellung an. Die Uhlanen bekamen einen andern Auftrag; sie mußten die Anhöhe besetzen, die die Tiralleurs der Bataillons Pröbstler und Mezner verlassen hatte. Von hier aus sollten sie einen heftigen Anfall auf die anrückende feindliche Infanterie machen, und zu dieser gefahrvollen Unternehmung führte sie Wilhelm selbst an.

Schade, daß dieser Entwurf mißglückte! Der Feind, dreist gemacht durch die bisherigen für ihn glücklichen Ereignisse; keck geworden durch seine, alles Verhältniß überwiegende Mehrzahl, hielt den Angriff der Uhlanen kaltblütig ab, bewillkommnete diese brave Schaar mit einem mördrischen Lauffeuer und zwang sie, sich ganz hinter Quatrebras zurückzuziehen. Auf der Chaussee in der Gegend, wo der Angriff geschah, standen noch die beiden Bataillons Pröbstler und Mezner. Sie wollten Stand halten; allein der Herzog, der den Angriff dazu mit benutzt hatte, sich von der Stärke und vortheilhaften Stellung des Feindes zu unterrichten, gab diesen beiden Bataillons Befehl, ihre Position zu verlassen und sich an die Truppen anzuschließen, die noch in der ersten Stellung waren. Sogleich traten die Bataillons ihren Marsch an. Das Bataillon Mezner ging auf der Chaussee nach Quatrebras zurück; dahingegen das Leibbataillon, oder Pröbstler, mit einer Rechtsschwenkung von der Chaussee abging, um näher bei dem schon öfter angeführten Schäferhofe vorbei, die Linie zu erreichen, in die es eintreten sollte.

Der Herzog blieb auf der Chaussee, bis alles abmarschirt war; dann jagte er an dem, die Chaussee seit-

wärts habenden Leibbataillon herauf, setzte sich vor dasselbe und führte es seinem Platze näher, als theils der am Bozuer Walde haltende Feind, theils die auf der Frasner Chaussee herabkommenden feindlichen Detachements anfingen, die abziehenden Braunschweiger zu drängen und dadurch bei diesen jungen unerfahrnen Kriegern Unordnung hervorzubringen. Der Major Pröbstler benahm sich hier als ein Muster des kalten besonnenen Kriegers; er ließ so langsam und gesetzt als möglich marschiren; er und die übrigen Offiziere gaben sich alle Mühe, jeder Unordnung vorzubeugen. Dem Feinde entging ein gewisses Schwanken im Bataillone nicht; er schloß auf größere Unordnung und wurde in seinen kühnen Angriffen desto hitziger. Auf der Anhöhe, über die die Tirailleurs sich vorher mit denen im Bozuer Walde stehenden Jägern in Verbindung gesetzt hatten, erreichte der Feind eine Batterie, die mit Wirkung in die abziehenden Braunschweiger schoß, und unter deren Schutz eine Division Cürassiere sich zum Einhauen formirte. Das Einschlagen mehrerer Kugeln in und neben dem Bataillon, das Niedersinken der Todten, das Wimmern und Wehklagen der Verwundeten machte die übrigen ängllich; der Major konnte nur mit Mühe die nöthige Ordnung erhalten. Der Herzog bemerkte dieß kaum, als er an dem Bataillon auf und ab ritt, und mit seiner gewöhnlichen herzlichen Art den Leuten Muth einsprach. Seine Begleieung war etwas entfernt von ihm, blos der Major von Wachholz befand sich in seiner Nähe, als ihn in seiner Beschäftigung, die Leute aufzumuntern, eine Kugel traf und er vom Pferde sank. Dieß geschah ungefähr 250 Schritte von dem Schäferhofe. Da der Herzog fast hinter dem abziehenden Bataillon war, da überdies das Pferd, dessen Zügel die Hand behalten hatte,

still stehen blieb, so würde sein Fall kaum bemerkt worden seyn, hätte sich nicht gedachter Major von Wachholz dort aufgehalten. Dieser ließ gleich einige Leute aus dem Bataillon treten, die den Schwerverwundeten, dessen Hand sich krampfhaft bewegte, der matt röchelte, über die Chaussee bis hinter Quatrebras tragen. Hier erholte sich der Verwundete etwas, — er zeigt selbst, daß man ihm Schärpe und Säbel abnehmen mögte, — man schlug den Herzog in eine große Decke, die sich dort fand und bemühete sich vergebens, einen Chirurgus aufzufinden. Die rechte Hand blutete sehr.

Schon brach das Auge des edeln Fürsten, seine immer zunehmende Todesblässe im Gesicht ließ alles befürchten, als er sich noch einmal ermunterte, die Augen aufriß, und nach dem Oberst Olfermann sich erkundigte. Dieser war der Brigadier seiner Truppen. Es schien dem Herzog sehr nahe zu gehen, da Olfermann abwesend war. Nach einigen Sekunden klagte er matt über brennenden Durst, und bat um ein Glas Wasser. — Auch diese, — ach seine letzte Bitte mußte unerfüllt bleiben.

In dieser Zeit war das Bataillon weiter vorwärts marschirt, und der Streit mit dem näher rückenden Feind wurde immer ernster. Mit Recht mußte man befürchten, daß der Feind bis über die Chaussee drängen und dann den Herzog, den man immer noch für schwer verwundet hielt, gefangen nehmen und mißhandeln würde. Man schlug ihn also von neuem in die Decke, die ihn tragenden Soldaten brachten ihn mit der größten Vorsicht bis in die Gegend der Häuser la Baraque. Hier legte man ihn behutsam nieder, — schlug die Decke auseinander, — der Edle hatte vollendet.

# Lord Nelson.

„Sein ritterlicher Heldenmuth begeisterte das kühne Insular-volk, und es schwang, seit dem Tage von Trafalgar, den neptunischen Dreizack über die alte und neue Welt."

Nelson war der dritte Sohn des Predigers Eduard zu Burnhamthorpe, in der Grafschaft Norfolk, und wurde den 29. September 1758 geboren. Er erhielt seine erste Erziehung nicht in einer Pensionsanstalt, nicht durch einen Hauslehrer, sondern in einer öffentlichen Schule, dem besten Tummelplatze für Knaben von Kraft und Geist.

Sein Onkel, der Schiffskapitän Suckling, der als Kontrolleur der Flotte und Repräsentant für Portsmuth im Unterhause im Jahre 1778 starb, entschied über seine bürgerliche Bestimmung, indem er ihn schon im 12ten Jahre des Alters mit auf eine Seereise nahm. Der junge Nelson wurde indeß nicht auf das königliche Kriegsschiff seines Oheims, sondern auf ein westindisches Kriegsschiff von 64 Kanonen, unter die strengere Aufsicht des Herrn Rathbone versetzt. Auf diesem Schiffe lernte er zuerst den Seedienst, gegen welchen aber anfänglich in seinem Herzen ein entschiedener Widerwille entstand. Der Oheim nahm ihn deßwegen nach Verlauf eines Jahres auf sein Schiff, und suchte ihn mit der strengen Subordination des brittischen Seedienstes wieder zu versöhnen. Er erlaubte ihm nämlich, in dem sogenannten Kutter oder großen Boot als Offizier mit einer Menge Matro-

en ans Land zu fahren, so oft er seinen Dienst gehörig gethan und seine Aufgaben in der Seerechenkunst gelöst hatte. Auf diese Art ward der junge Nelson schon frühe zum gebildeten Seemann und zum kühnen Schiffer erzogen. Sein Ehrgeiz wurde dadurch so angefacht, daß er schon im 15ten Jahre seines Alters an einer Entdeckungsreise nach dem Nordpol, unter den Befehlen der Kapitäns Phipps und Lutwige Theil nahm, wo er Gelegenheit hatte, seine Kenntnisse noch mehr zu erweitern.

Er reiste im Jahre 1773 im Mai mit der Gesellschaft ab, ersuchte aber den Kapitän Lntwidge zuvor um die Ernennung zum Kommandeur des Beiboots, und er bat zu inständig, um eine abschlägige Antwort zu erhalten. Auf dieser Reise bestand er große Gefahren. Am 31. Julius fanden sich beide Schiffe plötzlich von einem unermeßlichen Eisfelde umgeben. Die Leute versuchten es, sich einen Weg durch die Eisschollen zu öffnen, indem sie dieselben durchsägten oder zerschlugen; sie konnten indeß trotz aller Anstrengung nicht loskommen, und blieben während fünf Tagen in dieser gefährlichen Lage. Der junge Nelson bat hier um das Kommando des vierrudrigen Boots, mit 12 Matrosen bemannt, um einen Ausweg zu suchen, wurde aber dieser Mühe durch einen günstigen Nordostwind überhoben, welcher am 10. August die Eisinseln völlig zerstreute. Eine Anekdote wird von ihm erzählt, welche seinen furchtlosen Sinn besonders bezeichnet. Man vermißte ihn nämlich während einer Nacht im Schiffe, und gab ihn für verloren, weil die Nächte bereits zum Erfrieren kalt waren; aber wie sehr erstaunte alles, als man mit anbrechendem Morgen ihn in einer beträchtlichen Entfernung auf einer Eisinsel sah, wie er einem großen Eisbären, den er die halbe Nacht hindurch verfolgt hatte, noch immer mit seiner Flinte

nachsetzte. Der Schiffskapitän Lutwidge verwieß ihm seine Tollkühnheit, der junge Nelson antwortete aber ganz unbefangen, daß er das Fell gerne für seinen Vater nach Haus genommen hätte.

Schon in seinem 21sten Lebensjahre ward er als wirklicher Schiffskapitän angestellt. Als wegen der Fischereirechte im Nootka-Sunde der spanische Krieg ausbrach, erhielt er 1793 seine Anstellung als Kapitän auf dem Linienschiffe Agamemnon von 64 Kanonen, womit er in dem mittelländischen Meere zu kreuzen begann. Die Mannschaft dieses Schiffes bestand größtentheils aus Leuten, die bei Burnhamthorpe geworben waren, und mit ganzer Seele ihrem Landsmanne anhingen. Als Nelson von seinen Freunden Abschied nahm; sagte er ihnen folgende merkwürdige Worte: „Lebt wohl! Als Admiral sehe ich Euch wieder, wenn nicht ein Sarg meinen Leichnam zurückbringt.“ Diesen Aeusserungen entsprach sein Verhalten in jeder Rücksicht. Bei jeder Gelegenheit erwarb er sich Ruhm und bewährte seinen persönlichen Muth, denn wo nur eine Batterie angegriffen, Schiffe aus den Häfen abzuschneiden, kühne Landungen bewerkstelligt, Untiefen ausgeforscht oder sonst etwas gefährliches ausgeführt werden sollte, da setzte sich Nelson gewöhnlich der Gefahr mehr aus, als es der Regel nach — ein Anführer thun sollte. Dadurch erwarb er sich aber die Liebe und das Ansehen bei seinen Untergebenen, welche unter seiner Anführung keine Gefahr scheueten und sich für unüberwindlich hielten. Fast keine Hofzeitung erschien, in welcher nicht des Linienschiffes Agamemnon rühmlich erwähnt wurde.

Bei Toulon, Bastia und Calvi zeichnete sich Nelson wieder besonders aus, und erhielt endlich das Recht, eine Admiralsflagge zu führen. Sein bisheriger treuer Ge-

führte, das Linienschiff Agamemnon, war durch den strengen Dienst unbrauchbar und ihm deßwegen ein neues Linienschiff, Kapitân, von 74 Kanonen, anvertraut worden.

Vor dem Ausbruche des Krieges mit Spanien war Nelson mit seinem Linienschiffe Agamemnon in den Hafen von Cadix eingelaufen, wo er bei dem Anblicke der spanischen Flotte in die Worte ausbrach: „Diese Schiffe sind unstreitig die schönsten in der Welt, Gott sey Dank, daß die Spanier nicht auch Menschen bauen können!" — Seine Begierde, sich mit dieser schönen Flotte zu messen, war so groß, daß er aus Ungeduld, um den Admiral Jervis zu erreichen, nur einen Tag zu Gibraltar blieb. Am 13. Februar 1797 stieß Nelson endlich nach langem Kreuzen zur Eskadre des Admirals, und kam gerade noch früh genug, um die Nachricht von der Stärke und Richtung der spanischen Flotte mitzutheilen; er hatte kaum sein Linienschiff Kapitân von 74 Kanonen bestiegen, als der brittischen Flotte noch an selbigem Abend das Signal zum Treffen gegeben wurde. Es erfolgte die Seeschlacht am Kap St. Vincent den 14. Februar 1797 an der Küste von Portugal. In dieser blutigen Schlacht that sich Nelson so außerordentlich hervor, daß der König ihn zum Ritter vom Bath-Orden erhob, und ihm das Bürgerrecht der Stadt London schenkte, auch bald darauf ihn zum Contre-Admiral von der blauen Flagge ernannte. Bei dieser Gelegenheit war es auch, wo Nelson den bekannten Wahlspruch auf seine Person richtete: „Die Westminster-Abtei oder rühmlicher Sieg!" *) —

*) Daher glaubte man anfänglich nach seinem Tode auch zu London, daß sein Leichnam in der Westmünster-Abtei beigesetzt werden würde.

Er hatte auch wirklich den größten Theil an dem Erfolge dieses glänzenden Tages, wo 15 englische Linienschiffe 27 spanische völlig besiegt haben.

Den 15. Jul. 1797 wurde der junge Held vom Admiral Lord St. Vincent mit 4 Linienschiffen, 2 Fregatten und 2 Kuttern nach der Insel Teneriffa abgeschickt, um Santa Crutz, den stark befestigten Hauptort dieser Insel, zu erobern. So wie er vor dieser Hauptstadt ankam, traf er Anstalten zur Landung. Tausend Matrosen und Marinesoldaten wurden am 25. Jul. Abends um 6 Uhr in Böte gesetzt, um an der befestigten Küste zu landen. In der Nacht um 1 Uhr hatten sie sich der Hafenspitze von Santa Crutz auf halbe Kanonenschußweite genähert, als plötzlich die Allarmkanonen abgebrannt und alle Glocken geläutet wurden, und ein furchtbares Feuer aus allen Hafenbatterien sie begrüßte. Zwei Boote, mit 300 Menschen gefüllt, wurden gesenkt, und mehr als die Hälfte derselben fand ihr Grab in den Wellen. Nelson selbst erreichte indeß mit 5 Böten die Batterie am Hafenbaume, welche mit 400 Mann und sechs 24 Pfündern versehen war. Die Batterie wurde mit stürmender Hand erstiegen, da sie es aber nicht ausführbar fanden, auch die Citadelle mit Sturm einzunehmen, so beschlossen sie indessen, nicht weiter vorzudringen. Aus der Citadelle und aus den Häusern wurde ein mörderisches Musketenfeuer auf sie gemacht. Eine andere Truppenabtheilung hatte in der Zwischenzeit oberhalb der Citadelle gelandet. Sie drangen vor, erstiegen die Wälle von Santa Crutz, und nahmen Besitz von der Landstadt unter beständigem Gefecht. Zweihundert und fünfzig Mann waren von ihnen noch übrig. Schiffskapitän Trowbridge formirte sie auf dem großen Markte und beschloß, die Citadelle zu stürmen. Er drang vor, fand aber die

Wälle unersteigbar. Auf der Hafenbatterie, die erstiegen war, vermißte gleich Anfangs der Stiefsohn des Admirals Nelson, Herr Nisbet, seinen Stiefvater. Die brittischen Seeleute drangen mit solcher Hitze vor, daß sie es nicht einmal gewahr wurden, daß ihr Anführer gefallen war. Lieutenant Nisbet ging sogleich zurück, suchte Nelson einige Zeit in der Dunkelheit, und fand ihn endlich auf dem Glacis der Batterie im Blute schwimmend — ohne Besinnung auf der Erde liegen, sein rechter Arm war völlig zerschmettert, denn gleich beim Landen, während er kommandirte, hatte ihn eine Kanonenkugel getroffen. Nisbet nahm ihn auf die Schulter, und trug ihn an die Seeküste. Einige Matrosen legten ihn in ein Boot und brachten ihn unter einer fürchterlichen Kanonade der spanischen Batterien an das Linienschiff Theseus, wo ihm sogleich der Arm abgenommen ward. Der Angriff hatte fehlgeschlagen; die brittischen Seeleute waren indeß 7 Stunden lang im Besitze der Stadt Santa Cruz, wo mit Anbruch des Morgens Kapitän Towbridge, der sich in der Stadt indessen gehalten hatte, an den spanischen Befehlshaber der Citadelle schickte, und um freien Abzug mit seinen Leuten bat. Auf erhaltene abschlägige Antwort drohte Trowbridge mit der Anzündung der Stadt. Dieß wirkte, und er erhielt freien Abzug, den er sogleich, ohne im geringsten gestört zu werden, bewerkstelligte.

Nelson, entkräftet, niedergeschlagen, setzte dennoch in derselben Nacht einen offiziellen Bericht an die Admiralität über das Fehlschlagen dieser unglücklichen Unternehmung auf. Am nächsten Tag schrieb er an seine Frau, und schloß seine Erzählung über diesen Vorfall mit folgendem Zusatze: „Ich weiß, die Nachricht wird Deine Zufriedenheit sehr vermehren, daß Dein Sohn durch die

Fügung der ewigen Vorsehung das Werkzeug der Erhaltung *meines* Lebens geworden ist."

Die Schmerzen der erhaltenen Wunde waren groß, und zwangen den Admiral, auf einige Zeit nach England zurückzukehren, da beim Unterbinden der Arterien ein Versehen gemacht worden war, und er also die Hilfe der Aerzte in London suchen mußte.

Dieser harte Verlust würde bei vielen, selbst bei herzhaften und wackern Kriegern, den Entschluß erzeugt haben, sich in Ruhe zu setzen, und von den Beschwerlichkeiten des Krieges sich zu erholen. Einem Krieger der die eine Hälfte seines Körpers im Dienste des Vaterlandes verloren hat, ist es ja wohl zu gönnen, daß er die andere Hälfte desto besser schone und pflege. Nelson aber war anderer Meinung, wie wir im Verfolg dieses sehen werden.

Als Nelson zum erstenmale bei Hof erschien, empfieng ihn sein Monarch auf das huldreichste und bezeugte ihm seine Theilnahme über den Verlust seines Armes und die Zerrüttung seines Gesundheitszustandes. Nelson antwortete: „Ich kann das nicht für ein Unglück halten, was mir bei der Erfüllung meiner Dienstpflichten begegnet ist, und so lange ich noch einen Fuß übrig habe, worauf ich stehen kann, will ich für meinen König und mein Vaterland fechten." Er erhielt jetzt eine Pension von 1000 Pfund Sterling; da es indeß in England gewöhnlich ist, vor Erhaltung einer Pension die geleisteten Dienste in einer öffentlichen Bittschrift an den König aufzuzählen, so übergab er folgendes Memorial:

„Da der unterschriebene Bittende während des gegenwärtigen Kriegs in vier Seeschlachten mit feindlichen Flotten gewesen ist, in drei Treffen mit Fregatten, in

sechs Angriffen auf feindliche Batterien, in zehn Gefechten mit Böten zum Abschneiden feindlicher Schiffe aus den Häfen, bei der Zerstörung von Schiffen und bei der Eroberung von drei Städten, auch vier Monate auf dem Lande gedient und die Batterien bei der Belagerung von Calvi und Bastia kommandirt hat, und während des Kriegs an der Eroberung von sieben Linienschiffen, sechs Fregatten, vier Corvetten und eilf Kapern Theil genommen, auch fünfzig Kauffahrteischiffe erobert hat, und überhaupt hundert und zwanzigmal mit dem Feinde im Kampfe gewesen ist, in welchen Diensten er sein rechtes Auge und den rechten Arm verloren hat, auch überdem am Körper sehr beschädigt und verwundet worden ist: so unterwirft dieß der Bittende der gnädigen Betrachtung Sr. Majestät rc. rc.

Nelson."

Nelson war indeß schon wieder hergestellt, als in den ersten Monaten des Jahres 1798 an den Küsten des Kanals von der französischen Regierung ungeheure Zurüstungen gemacht wurden, worin man den zunächst gegen England aufgehobenen Arm erblickte; denn der Zweck der französischen Expedition nach Egypten blieb lange ein politisches Geheimniß. Am 20. Mai früh morgens lichtete die Flotte, die sich zu Toulon versammelt hatte, die Segel, und ging mit 36,000 Mann nach ihrer Bestimmung ab. Die Küstenbewohner des mittelländischen Meeres geriethen in bange Erwartung, welche die Ungewißheit über die Bestimmung dieser ungeheuren Armada überall erweckte. Wenn die aufgehende oder untergehende Sonne ihre Strahlen auf die 400 Segel warf, so glich die Flotte einer großen schwimmenden Stadt und gleitete in majestätischer Pracht dahin.

Nelson erhielt das Kommando über die brittische Flotte, welche gegen die französische toulоner Flotte ausgerüstet wurde, mit dem ehrenvollen Auftrage, solche aufzusuchen und anzugreifen, wo er sie auch treffe. Er führte folgende Linienschiffe bei sich:

| | | Kanonen. | |
|---|---|---|---|
| 1. | Kollodon | 74 | — |
| 2. | Theseus | 74 | — |
| 3. | Alexander | 74 | — |
| 4. | Vanguard | 74 | — |
| 5. | Minotaur | 74 | — |
| 6. | Swiftsure | 74 | — |
| 7. | Audacious | 74 | — |
| 8. | Defence | 74 | — |
| 9. | Zealeaus | 74 | — |
| 10. | Orion | 74 | — |
| 11. | Goliath | 74 | — |
| 12. | Majestic | 74 | — |
| 13. | Bellerophon | 74 | — und dem |
| 14. | Leander | 50 | — |

Kein Auftrag konnte dem brittischen Helden erwünschter kommen, es gelang ihm aber nicht, diese Flotte unter Wegs zu finden, denn kaum war er einige Tage von Alexandrien abgesegelt, wo er die französische Flotte zu finden glaubte, als solche vor dem Hafen erschien und ihre Landungstruppen aussetzte. Erst bei seiner schleunigen Wiederkehr nach Egypten fand er sie am Ausflusse des Nils, bei Abukir, in einer überaus vortheilhaften Stellung vor Anker; überdieß dienten noch mehrere am Ufer errichtete Batterien zu ihrem Schutze. Sie bestand aus folgenden Linienschiffen:

| | | Kanonen. |
|---|---|---|
| 1. | Orient | 120 |

| | | Kanonen |
|---|---|---|
| 2. | Wilhelm Tell | 80 — |
| 3. | Tonnant . | 80 — |
| 4. | Franklin . | 80 — |
| 5. | Aquilo . | 74 — |
| 6. | Genereux . | 74 — |
| 7. | Merkur . | 74 — |
| 8. | Heureux . | 74 — |
| 9. | Guerrier . | 74 — |
| 10. | Timoleon . | 74 — |
| 11. | Peuple Souverän | 74 — |
| 12. | Conquerant . | 74 — |
| 13. | Spartiate . | 74 — |

Nebst diesen Linienschiffen hatte sie 8 Fregatten von 36 bis 40 Kanonen.

Der Orient trug die Flagge des Oberbefehlshabers dieser Flotte, des Admirals Brünyes.

Den 1. August 1798, um ein Viertel nach 3 Uhr Nachmittags, gab der Admiral Nelson das Signal, sich zur Schlacht bereit zu halten, und um 4 Uhr das zweite, sich zum Ankern zu bereiten, und daß es seine Absicht sey, das Vordertreffen und Centrum des Feindes zugleich anzugreifen. Wir wollen nun den Hergang der Schlacht einen Augenzeugen der englischen Flotte selbst erzählen lassen.

„Um 4 Uhr gab der Alexander dem Swiftsure ein Signal, daß er sich in Gefahr befände; beide hatten kaum die erforderlichen Maaßregeln genommen, um der drohenden Gefahr zu entgehen, als sie den peinlichen Anblick hatten, den Kollodon auf eine Felsenbank stoßen zu sehen.

Diese Felsen dehnen sich eine beträchtliche Strecke von derjenigen Seite der Insel aus, welche die nordwest-

liche Spitze der Rhede von Abukir ausmacht. In seinem heißen Eifer, eine bedeutende Stellung in dem glorreichen Kampfe einzunehmen, stürzte der tapfere Befehlshaber mit allen Segeln dem Feinde entgegen. Niemand auf der Flotte hatte die geringste Kenntniß von der Rhede, auch war keine gute Karte davon vorhanden, einen schlecht gezeichneten Plan ausgenommen, den man an Bord eines genommenen französischen Schiffes gefunden hatte, und worauf man sich wenig verlassen konnte.

Gewarnt durch das traurige Beispiel des Kollodon, wurden verschiedene andere Schiffe der Flotte, die der Gefahr nahe waren, von einem ähnlichen Schicksale noch bei Zeiten gerettet.

Der Abend nahte heran; die Rhede war uns ganz unbekannt, und der Feind in voller Bereitschaft, uns zu empfangen.

Jetzt war der Augenblick da, wo Admiral Nelson durch schnelle Entschlossenheit einen Beweis seines Heldenmuthes geben konnte, und wirklich gab. Der Feind hatte ein furchtbares Ansehen; er war den Engländern an der Zahl, Gewicht und Größe des Geschützes überlegen. Nun versammelte Nelson sein Geschwader um sich her, und beschloß, ohne Zeitverlust den Feind anzugreifen.

Sein Entschluß und Vorhaben wurden nun sogleich der ganzen Flotte bekannt gemacht, und durch Signale des Admirals Befehl gegeben, daß das vorderste Schiff, sobald es den Feind erreicht, zuerst angreifen sollte, daß alsdann das nächste Schiff diesem vorübergehen und das zweite feindliche Linienschiff angreifen sollte u. s. w.

Die feindliche Linie hatte ein furchtbares Ansehen; sie lag in dichter Ordnung vor Anker, und dem Anschein nach nahe am Hafen, die Flanken gedeckt mit Kanonen-

und Mörserschiffen und 4 großen Fregatten; dazu kam noch eine Batterie von Kanonen und Mörsern und eine Insel, woran die Engländer vorbei mußten. Diese Stellung gab den Franzosen den entscheidendsten Vortheil, deren bekannte Geschicklichkeit und Vollkommenheit in allem, was das Genie= und Artilleriewesen betrifft, ihnen schon so oft im Hafen die glänzendsten Siege verschaft haben. Aehnliche Siege erwarteten sie auch hier; denn da jedes Schiff vor Anker lag, so war jedes Schiff eine feste Batterie.

Der brittische Admiral sah alle Vortheile, die der Feind besaß, aber er sah sie mit dem Auge eines Seemanns; er wußte, daß die feindlichen Schiffe Raum haben mußten, ihre Kapeltaue zu schwingen, und daher schloß er, daß hier auch Raum genug für die englischen Schiffe seyn würde, um zwischen jenen und dem Ufer zu ankern. Der Goliath, unter dem Befehl des Kapitän Folei, hatte die ausgezeichnete Ehre, die Flotte in die Schlacht zu führen. Das Wasser war ruhig und ein sanfter angenehmer Wind brachte ihn schnell vor die Linie des Feindes. Um ein Viertel nach 6 Uhr Nachmittags fingen die Franzosen das Gefecht an; in 2 Minuten erwiederte der Goliath ihr Feuer, umging alsdann ihre Linie, und ankerte an der Seite des zweiten Schiffes im Vordertreffen.

Der Kapitän Hood, Befehlshaber des Zealeaus, folgte dem Goliath und richtete sein Feuer auf das französische Linienschiff Guerrier mit solcher Heftigkeit und Geschicklichkeit, daß es in 13 Minuten ganz entflammt war.

Der Goliath ankerte an der Seite des französischen Schiffes la Conquerant, und schoß 10 Minuten nachher alle Masten dieses Schiffes ab. Das dritte Schiff, das

die Linie des französischen Vordertreffens umging, war der Orion, unter dem Befehl des Sir James Saumarez. Eine Fregatte, La Serieuse, feuerte auf ihn, als er vorbei segelte; Sir James befahl, einige Kanonen auf den kühnen Republikaner zu richten, es wurde aber eine volle Lage gegeben und die Fregatte sank augenblicklich. Er ging darauf weiter, nahm seine Stellung zwischen dem Franklin und la Peuple Souverän, und empfieng und erwiederte das Feuer von beiden.

Der Audacious, unter dem Befehl von Kapitän Gould, folgte zunächst, warf die Anker neben dem Conquerant, und begann ein lebhaftes und anhaltendes Feuer. Kapitän Miller auf dem Theseus, war der letzte, der zwischen der französischen Linie und dem Ufer ankerte. Im Vorbeisegeln zwischen dem Guerrier und dem Zealeaus konnte er, als er hart an der Seite des französischen Schiffes vorbeistrich, der günstigen Gelegenheit nicht widerstehen, eine wirksame volle Lage auf das feindliche Schiff zu werfen. Hierauf nahm er seine Stellung an der Seite des Spartiate.

Ausgezeichnet durch die Flagge des Admiral Nelson erschien nun auch der Vanguard in der Schlacht. Ueberzeugt von dem Unvermögen, worin der feindliche Nachtrab sich befand, dem Vordertreffen zu Hülfe zu eilen, beschloß der Admiral, seine Anstrengungen zu verdoppeln; er wollte erst einen Theil ganz erobern und dann zum Angriff des Ueberrests der Flotte schreiten. Zu Folge dieser Entscheidung ging er selbst der Flotte mit dem Beispiel voran, und ankerte an der äußersten Seite der feindlichen Linie, die nun zwischen zwei Feuer ganz eingeschlossen war. Der Vanguard ankerte einen halben Pistolenschuß weit von dem Spartiate und begann ein so heftiges und wohl dirigirtes Feuer, daß das französische

Schiff sehr bald entmastet war; und da es außerdem viel von seiner Mannschaft verloren hatte, sah es sich genöthigt, um Pardon zu bitten, welches auch sogleich bewilliget wurde. Kapitän Louis in dem Minotaur, ankerte unmittelbar nach dem Admiral, und griff den Aquilon mit solcher Heftigkeit an, daß sich auch dieser bald ergeben mußte.

Nun stürzte der Bellerophon in den Kampf. Kapitän Darbi, der dieses Schiff kommandirte, lief bei der feindlichen Linie herab, und warf die Anker an der Seite des l'Orient von 120 Kanonen. Dieses Schiff trug die Flagge des Oberbefehlshabers der französischen Flotte, des Admirals Brünies.

Das Schiff Defence folgte dicht dahinter und nahm mit größerer Einsicht seine Stellung vor dem Minotaur, wodurch die Linie ungebrochen blieb. Er fiel ein mit dem Franklin von 80 Kanonen, der die Flagge des zweiten Befehlshabers der Flotte, des Contreadmirals Blanquet, führte. Ihm folgte der Majestic unter dem Befehl des Kapitän Westcott, der ein hitziges Gefecht mit Heureux begann, während er zu gleicher Zeit das Feuer des Tonnant von 80 Kanonen empfing, der hinter dem l'Orient seine Stellung hatte. Das überwiegende fürchterliche Feuer, das aus diesen beiden Schiffen auf den Majestic strömte, richtete hier bald eine schreckliche Zerstörung an.

Gerade in dem Augenblick, da seine Anstrengung aufs höchste gestiegen war, um durch die Energie und Lebhaftigkeit seines Feuers den großen Vortheilen tapfer entgegen zu arbeiten, die der Feind an Gewicht und Zahl des Geschützes besaß — fiel Kapitän Westcott durch einen Musketenschuß. Sein erster Lieutenant setzte den ungleichen Kampf mit unerschütterlichem Muth und Ent-

schlossenheit fort. — Nun war auch die Reihe an dem Alexander und dem Swiftsure, um ihren Antheil an dem Ruhme des Tages zu nehmen. Diese beiden Schiffe waren verhindert worden, bei dem Anfange der Schlacht gegenwärtig zu seyn, denn zuerst wurden sie dadurch entfernt, daß sie Alexandrien rekognosciren mußten, und nachher wurden sie auch noch genöthigt, ihren Lauf zu verändern, um der Sandbank auszuweichen, die für den Kollodon so schrecklich war, so, daß sie nicht vor 8 Uhr Abends in die Schlacht kommen konnten. Tiefe Finsterniß, die nur durch die häufigen Blitze des Kanonenfeuers unterbrochen wurde, umhüllte die Kämpfenden. Der Rauch, der nun längst der Linie hinabrollte, machte es für die Schiffe, die zuletzt kamen, sehr schwer, ihre Stellung zu nehmen; denn es war kaum möglich, Freund und Feind zu unterscheiden. Um diesem Uebel abzuhelfen befahl Admiral Nelson, daß die Flotte auf dem Gipfel des Besanmastes Lichter ausstrecken sollte. Der Swiftsure war schon ziemlich vorgerückt, und hatte sich den Kanonen des Feindes sehr genähert, als Kapitän Hallowell ein Schiff bemerkte, das aus der Reihe getreten war, und keine Lichter ausgesteckt hatte. In der Vermuthung, daß es ein feindliches Schiff sey, war der brittische Kapitän Anfangs sehr geneigt, darauf zu feuern, aber da dieses den Plan, den er entworfen hatte, zerrüttet haben würde, so unterließ er es, und das zum Glücke, denn man fand in der Folge, daß das zurückgetretene Schiff der Bellerophon war, der durch das schreckliche Feuer des französischen ungeheuren Admiralsschiffs, l'Orient, so beträchtlich Schaden gelitten hatte, daß Kapitän Darlis es nöthig erachtete, sich zurückzuziehen. Er selbst war verwundet, zwei seiner Lieutenants waren auf dem Platze geblieben, und beinahe 200 Mann wa=

ren theils getödtet, theils verwundet. Bald stürzte auch der ihm noch übrig gebliebene Mast nieder und tödtete verschiedene Offiziere und Matrosen; und nun war er nicht mehr im Stande, seine Position wieder zu gewinnen.

Drei Minuten nach acht Uhr ankerte der Swiftsure, und nahm den Platz ein, den der Bellerophon verlassen hatte. Gleich darauf begann ein anhaltendes und wohl geleitetes Feuer auf den Franklin und den l'Orient. Der Alexander rückte nun auch näher, und richtete durch ein schreckliches Musketenfeuer ungeheuren Schaden auf dem französischen Admiralsschiffe an. Das letzte Schiff, welches in den blutigen Kampf trat, war der Leander. Der Befehlshaber dieses Schiffes, Kapitän Thompson, war vorher dem Kollodon zu Hülfe geeilt. Da aber Unterstützung, die in seinem Vermögen stand, nicht hinreichte, dieses Schiff aus seiner schrecklichen Lage zu reissen, so hielt er es für höchst unzweckmäßig, seine Anstrengungen an diesem Orte länger zu verschwenden, unterdeß sie an einem andern von wirklichem Nutzen seyn konnten. Er näherte sich also der Scene des Kampfes, und nahm mit vieler Einsicht einen bedeutenden Posten gegen die Spitze des Franklin über; eine Stellung, in welcher er dem Feinde beträchtlichen Schaden zufügen konnte, ohne sein Schiff irgend einer großen Gefahr auszusetzen. In dem Vordertreffen hatten schon vier französische Schiffe sich der brittischen Flagge ergeben. Es war nur noch im Mittelpunkt, wo die Schlacht vorzüglich wüthete. Der Franklin, l'Orient, Tonnant und Heureux waren nun im hitzigsten Gefechte begriffen, und verschwendeten alle äußersten Kräfte, um den Ruhm wieder zu gewinnen, den ihre Kriegsgefährten verloren hatten.

Drei Minuten nach 9 Uhr bemerkte man ein Feuer,

das in der Kajüte des l'Orient ausgebrochen war. An diesen Punkt befahl Kapitän Hallowell, so viele Kanonen zu richten, als man aus dem Gefecht mit dem Franklin entbehren konnte; außerdem mußte der Kapitän die ganze furchtbare Kraft seines Musketenfeuers hieher leiten, während der Alexander von der andern Seite einen ununterbrochenen Kugelregen auf den nämlichen Punkt richtete. Der Brand wüthete nun mit einer schrecklichen Gewalt, und noch immer behauptete der französische Admiral die Ehre seiner Flagge mit heldenmäßiger Festigkeit; aber endlich kam der fatale Augenblick, der seinen Anstrengungen Gränzen setzte, indem ihn eine Kanonenkugel traf und zerschmetterte. Er hatte vorher schon drei gefährliche Wunden, eine am Kopf und zwei in den Leib erhalten, aber er war nicht zu bewegen, seinen Posten zu verlassen. Sein Kapitän Casa Bianza fiel an seiner Seite. Mehrere Offiziere und Matrosen, welche die Unmöglichkeit einsahen, ein Feuer zu löschen, das sich nun über das ganze Schiff verbreitet und schon die Mastbäume ergriffen hatte, sprangen über Bord; einige davon erhielten sich auf abgebrochenem Holz oder Brettern, die ihnen in die Hände fielen; andere schwammen mit all' ihrer Macht, um der schrecklichen Katastrophe zu entgehen. Kanonen- und Musketenkugeln, die aus allen Richtungen umher flogen, zerschmetterten manche dieser Unglücklichen; viele derselben wurden von unsern braven Bootsleuten aufgenommen, andere wurden auf unsere Schiffe gezogen. Die brittischen Matrosen streckten menschenfreundlich ihren Arm aus, um einen gefallenen Feind zu retten, obgleich die Schlacht noch in dem nämlichen Augenblicke mit unbegränzter Wuth fortdauerte. Der Swiftsure, der in der Entfernung eines halben Pistolenschusses vom l'Orient geankert hatte, rettete dem

französischen Commissär, dem ersten Lieutenant und zehn Matrosen das Leben, die gerade, als das Gefecht am hitzigsten war, aus dem Wasser auf das Schiff gezogen wurden. Die Lage des Alexander und des Swiftsure war im höchsten Grade gefährlich. Die Explosion eines solchen Schiffes, wie der l'Orient, drohte Zerstörung allem, was sich in seiner Nähe befand. Kapitän Hallowell war indessen entschlossen, den ihm angewiesenen Posten nicht zu verlassen, so sehr man ihn auch wegzubringen suchte. Er hatte den Vortheil, hinter dem Winde des brennenden Schiffes zu stehen, so daß das Feuer, anstatt gegen ihn von ihm getrieben wurde. Der Kapitän Ball war nicht so glücklich; zweimal hatte das Feuer des feindlichen Schiffes sein eigenes erreicht und es in nicht geringe Gefahr gesetzt. Er war daher genöthigt, seine Stellung zu verändern, und sich etwas weiter vom l'Orient zu entfernen.

Admiral Nelson hatte eine schwere Wunde am Kopf erhalten, und mußte vom Verdeck weggetragen werden. Jetzt kommt Kapitän Berri, und bringt ihm Nachricht von dem schrecklichen Zustande, worin sich der Feind befindet. Der Admiral vergißt nun seine eigenen Leiden, und von der reinsten und edelsten Menschenliebe geleitet, eilt er auf das Verdeck, und giebt die nöthigen Befehle, daß keine Mühe gespart werden soll, um den Leidenden auf der feindlichen Flotte alle nur mögliche Hilfe zu leisten. Alle Boote des Vanguards und der nächst gelegenen Schiffe, welche schwimmen konnten, wurden zu diesem Dienst gebraucht, und mehr als 70 Franzosen wurden durch die Anstrengungen derjenigen gerettet, die noch kurz vorher zu ihrem Verderben thätig waren. Das Vordertreffen der englischen Flotte, das nun seinen Antheil an dem siegreichen Kampfe vollendet hatte, genoß

jetzt einen schönen Anblick auf die durch das Feuer des unglücklichen Feindes erleuchteten beiden Linien. Die Flammen warfen ein so starkes Licht, daß man die Fahnen der Streitenden deutlich unterscheiden konnte. Der Mond, der nun auch aufgegangen war, und sein kaltes Licht der glühenden Hitze von unten entgegenstellte, bereicherte das große und erhabene Gemälde. Die Flamme hatte nun so sehr um sich gegriffen, daß eine Explosion jeden Augenblick zu erwarten war; gleichwohl fuhr der Feind (ob aus Unkunde mit der Gefahr, von der er umgeben war, oder von einem Paroxismus von Verzweiflung und Rache fortgetrieben) auf dem untern Verdecke fort, auf die Engländer zu feuern. 37 Minuten nach 9 Uhr erfolgte der schreckliche Schlag. Das Feuer hatte das Magazin erreicht, und der l'Orient flog in die Luft mit einem Geräusche, das alle, die in der Nähe waren, betäubte. Die zitternde Bewegung, die bis in den tiefsten Grund eines jeden Schiffes gefühlt wurde, war einem Erdbeben gleich. Die zerschmetterten Stücke wurden so erstaunlich hoch in die Luft getrieben, daß einige Minuten vergingen, ehe sie wieder herunter kamen, und alsdann war man in der größten Besorgniß wegen der Feuermassen, die auf die nahe gelegenen Schiffe zu fallen drohten.

Glücklicher Weise aber wurde dadurch kein bedeutender Schaden angerichtet. Ein Feuerklumpen fiel auf den Alexander und zündete, und dieses Schiff war abermals in Gefahr, das traurige Schicksal des Feindes zu theilen; aber durch die Geschicklichkeit und Anstrengung des Kapitän Ball wurde das Feuer hier bald gelöscht. — Eine fürchterliche Stille herrschte mehrere Minuten. Es war, als wenn die streitenden Theile, von Grausen erfüllt über ein Ereigniß, das in einem Nu so viele Tap-

tere in die Luft getrieben, ihre Feindseligkeiten, ihre Wuth vergessen und Erbarmung für so viele Leidende an ihre Stelle gesetzt hätten. Aber nur kurz war die Pause des Todes; nur zu bald erweckte die Rache den gesunkenen Geist des Feindes. Der Franklin, auf welchem jetzt die Admiralsflagge aufgesteckt war, gab das Signal der wieder angefangenen Feindseligkeiten und eröffnete das Feuer mit verdoppelter Wuth auf die beiden brittischen Schiffe Defence und Swiftsure. Der letztere hatte sich von seinem vorigen furchtbaren Gegner befreit und hatte daher Zeit und Mittel, das ganze Feuer seiner Artillerie auf einen Feind zu richten, der es wagen durfte, diese feierliche Stille so unerwartet zu unterbrechen, und in kurzer Zeit wurde durch das anhaltende und gut dirigirte Feuer dieser beiden Schiffe, denen auch noch der Leader zu Hilfe kam, der Franklin genöthigt, zu streichen, und sich der Uebermacht der Britten zu ergeben. Der Alexander und Majestic und gelegentlich auch der Swiftsure waren nun die einzigen brittischen Schiffe, die sich noch im Gefecht befanden. Da aber der Befehlshaber des letztern bemerkte, daß er mit seinen Kanonen nicht ganz sicher vor dem Alexander, der zwischen ihn und den Tonnant gerathen war, vorbei feuern konnte, und da er also befürchten mußte, auf einen Freund zu feuern, so befahl er seiner Artillerie, ganz inne zu halten, obgleich er durch den Tonnant, der seine Kugeln dicht und heftig auf ihn fallen ließ, sehr beunruhigt wurde. Die meisten brittischen Schiffe waren an den Mastbäumen und dem Tauwerk so sehr beschädigt, daß sie weder segeln, noch sich von der Stelle bewegen konnten. Am 2. August Morgens 3 Uhr hatte das Feuer ganz aufgehört; beide Flotten fühlten sich jetzt durch die ungeheuren Anstrengungen in gleichem Maaße erschöpft.

Indessen war es kaum 4 Uhr und der Tag hatte kaum zugrauen angefangen, als der Alexander und Majestic das Gefecht mit dem Tonnant, Aquilon, Tell, Genereux und Timoleon wieder anfingen. Der Heureux und Mereurre hatten sich aus der Linie herausgezogen und in einer beträchtlichen Entferrung geankert.

Kapitän Miller, der die Ungleichheit des Kampfes bemerkte, eilte herbei, seine Freunde zu retten und zu unterstützen, und begann eine wüthende Kanonade auf die feindlichen Schiffe. Die Fregatte l'Artemise, die ihre Stellung zur linken des Mittelpunktes der französischen Linie hatte, feuerte nun eine volle Lage auf den Theseus und strich gleich darauf die Segel. Kapitän Miller ertigte einen Offizier ab, um von der Artemise Besitz zu nehmen; allein, da das Boot nur noch eine kurze Strecke davon entfernt war, so stürzte ihm mit schrecklicher Gewalt die Flamme entgegen und die französische Fregatte flog in die Luft.

Dieses verrätherische, den Krieger entehrende Betragen, wird den Namen Estandelet, Befehlshaber der Fregatte, mit ewiger Schande brandmarken. Nachdem er das Zeichen der Uebergabe gegeben und sich dadurch für unser Feuer in vollkommene Sicherheit gesetzt hatte, steckte er seine Fregatte in Brand und rettete sich und seine Mannschaft, ehe das Feuer zum Ausbruche kam.

Der Leander, der noch wenig beschädigt war, erhielt nun ein Signal, wodurch ihm Admiral Nelson befahl, die übrigen im Gefecht befindlichen Schiffe zu unterstützen, welches dieser sogleich befolgte. Indessen wurde das Gefecht zwischen dem Alexander, Majestic und Theseus und den französischen Schiffen Aquilo, Tell, Genereux, Tonnant und Timoleon immer entfernter und schwächer. Mehrere Umstände bewogen nun den Contre-Admiral

Ville Neuve, keine Zeit zu verlieren, um mit seinem Schiffe, dem Aquilo, Tell, von 80 Kanonen, dem beinahe unvermeidlichen Schicksale, das seiner wartete, zu entkommen. Gegen Mittag verließ er seine Stellung und setzte seinen Vorsatz in Ausführung. Ihm folgte der Genereux von 74 Kanonen, und die Fregatte la Justice und La Diane.

Sobald Admiral Nelson dieses bemerkte, fertigte er den Zealeaus ab, um die französischen Schiffe in ihrem Laufe aufzuhalten. Unglücklicher Weise war aber keines der übrigen Schiffe im Stande, den Zealeaus zu unterstützen. Er that indessen was er konnte, und als die französischen Schiffe bei ihm vorbei kamen, erhielt und erwiederte er ihr Feuer, bei welcher Gelegenheit er so sehr beschädigt wurde, daß Nelson genöthigt war, ihn zurückzurufen. Am 3. August des Morgens befanden sich von der französischen Flotte nur 2 Schiffe in der Rhede, die nicht genommen oder zerstört waren, nämlich der Timoleon und der Tonnant. Der Befehlshaber des erstern, Kapitän Trullet, steckte sein Schiff in Brand und nachdem er sich und seine Mannschaft durch die Flucht gerettet hatte, flog es in die Luft. Der Tonnant wurde nun aufgefordert, sich zu ergeben, welches er stolz abwieß. Als aber hierauf der Theseus, der Leander und der Swiftsure sich ihm näherten, war er genöthigt, sich ohne Widerstand zu unterwerfen.

Dieses vollendete den Sieg der Engländer über die französische Flotte in der Rhede von Abukir und die brittische Flagge wehte nun triumphirend auf dem egyptischen Meere.

Die Franzosen verloren in dieser Schlacht mehr als 5000 Mann. Auf den 9 von den Engländern genommenen Linienschiffen befanden sich beinahe 700 Kanonen.

Nelson machte der Stadt London mit dem Degen des französischen Admirals Blanquet ein Geschenk. Auf dieser Sieg wurde er zum Pair des Reichs erhoben und erhielt eine jährliche Pension von 2000 Pfund Sterling. Der besondere Dank des Parlaments folgte, und unter den auswärtigen Monarchen, die ihre Hochachtung gegen Nelson und seinen Heldenmuth bezeigten, zeichnete sich der Großsultan und der König von Neapel aus. Ersterer schickte ihm, als er Nachricht von der Schlacht am Nil erhielt, den prächtigen Reigerbusch, den er an seinem Turban trug, nebst einem äußerst seltenen Zobelpelz, der gegen 800 Louisdor werth war, mit einem sehr schmeichelhaften Schreiben.

Nachdem Nelson im Hafen von Alexandrien alle noch übrigen Transportschiffe hatte verbrennen lassen, um der französischen Landarmee alle Gelegenheit zu nehmen, Unterstützung aus Europa zu erhalten, oder wieder dahin zurückzugehn, ließ er den Kommodore Trowbridge mit sechs Linienschiffen zurück, er selbst aber segelte wieder nach Europa. Bei seiner Ankunft in Neapel wurde er von der königlichen Familie auf die ausgezeichnetste Art empfangen; man erleuchtete die Stadt und das Volk rief bei dem feierlichen Einzug des Admirals: „Es leben die tapfern Engländer!“ — Im folgenden Jahre erschien Nelson abermals vor dieser Stadt, und eroberte für den König von Neapel das Kastell St. Elmo. Deßwegen schenkte ihm der König einen Degen mit Diamanten besetzt, dessen Werth auf mehr als 100,000 fl. geschätzt wurde, und gab ihm als Lehen das Herzogthum Bronte, mit einem jährlichen Einkommen von 3000 Pfund Sterling. Er reiste nun über Wien, Dresden und Hamburg, wo er sich einschiffte, in sein Vaterland zurück. Ueberall wo er hinkam, erhielt er ausgezeichne-

te Beweise von Achtung seiner Verdienste, aber so schmeichelhaft diese ihm auch seyn mußten, so bemerkte man doch immer, daß er gegen dergleichen Ehrenbezeugungen gleichgültig war.

Nach seiner Zurückkunft wurde er als zweiter Befehlshaber der nach dem baltischen Meere bestimmten Flotte angestellt. Es entstanden damals zwischen dem dänischen und englischen Hofe Streitigkeiten, die letztern zu dem Entschluß brachten, eine Kriegsflotte durch den Sund vor Koppenhagen zu schicken. Die Dänen waren fest entschlossen, den Engländern den Durchgang in die Ostsee zu wehren, und feuerten daher mit glühenden Kugel aus Kronenburg auf die englischen Schiffe. Dem ohngeachtet ging die englische Flotte unter dem Kommando des Admirals Parker durch den Sund, ohne weder ein Schiff zu verlieren, noch selbst irgend einen bedeutenden Schaden zu leiden. Nun folgt hier ein kurzer Auszug des englischen Schlachtberichts: „Am 30. März ging die Flotte durch den Sund. Die feindliche Stimmung der Dänen war nicht zweifelhaft. Nachdem ich 5 bis 6 Seemeilen von der Insel Hveen Anker geworfen hatte, rekognoscirte ich mit dem Viceadmiral Lord Nelson die furchtbare Defensionslinie des Feindes; sie bestand aus Galeeren, Brandern, Kanonierschaluppen, und zwar mit zahlreichen, zwischen den beiden Inseln, welche die Kronen heißen, gestellten Batterien flankirt. Die mächtigste dieser Batterien hatte 50 bis 70 Kanonen, und sie wurden noch durch zwei Schiffe von 70 Kanonen und eine große Fregatte, die in der innern Rhede lagen, soutenirt. Zwei abgedeckte Schiffe von 64 Kanonen waren auf der Untiefe rechts vom Eingange des Zeughauses festgemacht. Am 31ten, da der Wind südlich war, untersuchten wir von neuem die feindlichen Stellungen, und

beschlossen einen Angriff auf der Südseite. Lord Nelson, der sich erbot, den Angriff auszuführen, hatte seine Flagge auf dem Elephanten aufgesteckt. Nachdem er den Kanal sondirt und bezeichnet, rückte er mit zwölf Linienschiffen, allen Fregatten, Bombengalliotten und Brandern vor, und ging noch am nämlichen Abend gegen über der Spitze von Drogden vor Anker, um seine Anstalten zum Angriff zu machen, und zu warten, bis der Wind sich nach Süden wenden würde. Es wurde verabredet, daß die bei mir bleibenden Schiffe zugleich mit denen, welche Lord Nelson anführen würde, die Anker lichten und die Batterien der Kronen, nebst vier Linienschiffen am Eingang des Zeughauses bedrohen, und auch dazu dienen sollten, diejenigen von unsern Schiffen zu decken, welche beschäftigt und genöthigt werden möchten, sich vom Schlachtfelde zurückzuziehen. Ich habe die Ehre, eine Abschrift von dem Bericht beizulegen, den mir Lord Nelson über die Schlacht vom 2. April erstattet hat. Admiral Parker."

Bericht des Viceadmirals Nelson an den Admiral Parker, an Bord des Elephanten vor Kopenhagen, den 3. April. „Nachdem ich die Fahrt vom Kanal bezeichnet hatte, fuhr das Geschwader ohne Gefahr hinein und warf vor der Spitze von Drogden die Anker. Gestern Morgens gab ich das Zeichen, die Anker zu lichten und die dänische Linie anzugreifen, welche aus sechs Linienschiffen, eilf schwimmenden Batterien mit fünf und zwanzig 24 Pfündern, achtzehn 18 Pfündern, einer Bombengalliotte und mehreren mit Kanonen besetzten Schonern bestand. Diese Macht wurde durch die Batterien der Kronen, welche mit 88 Kanonen besetzt waren, durch vier Linienschiffe, die am Eingange des Hafens vor Anker lagen, und durch einige Batterien auf der Insel

Amak, soutenirt. Es gelang der Bombengalliotte und den Schonern zu entkommen. Nach einer Schlacht von vier Stunden wurden alle Schiffe der Defensionslinie in Grund geschossen, verbrannt oder genommen rc. Nelson."

Schreiben des englischen Admirals Nelson im Augenblicke der Einnahme der dänischen Defensionslinie, an die Dänen. „Lord Nelson ist angewiesen, Dänemark zu schonen, sobald es aufhört, Widerstand zu leisten; wenn aber das Feuer von dänischer Seite fortdauert, so wird er genöthigt seyn, alle Schiffe und schwimmende Batterien, die er eingenommen hat, zu verbrennen, und es wird nicht in seiner Macht stehen, die braven Dänen zu retten, welche sie vertheidigt haben. Am Bord des Schiffs Elephant, den 2. April 1801. Nelson." — Der Kronprinz von Dänemark schickte auf dieses Schreiben einen Generaladjutanten ab, um den Admiral Nelson befragen zu lassen, was eigentlich bei der Absendung der Parlamentairflagge seine Absicht gewesen sey. Hierauf gab Nelson seine Erklärung in folgendem zweiten Schreiben: „Lord Nelsons Absicht bei der Uebersendung der Waffenstillstandsflagge war Menschlichkeit. Er ist also damit zufrieden, daß die Feindseligkeiten aufhören und die Verwundeten ans Land gebracht werden. Lord Nelson wird die Gefangenen von den Schiffen entfernen, die Prisen aber verbrennen oder wegführen, je nachdem es ihm nöthig scheinen wird. Er versichert Se. königliche Hoheit, den Kronprinzen von Dänemark, in schuldiger Ehrfurcht, daß er den heutigen Sieg als den größten, den er jemals erfochten hat, betrachten würde; wenn dieser Sieg die Veranlassung zu einer glücklichen Aussöhnung zwischen seinem allergnädigsten Souverain und Sr. Majestät dem Könige von Dänemark werden könnte, (Unterz.) Nelson."

Auf diese merkwürdige und blutige Schlacht, worin die Dänen 2500 Mann und die Engländer eine beinahe ähnliche Anzahl verloren, folgte bald der Friede zwischen England und den nordischen Mächten, und die englischen Flotten kehrten nach ihren Häfen zurück. In England wurde Nelson aller Orten mit großem Jubel empfangen. Die Erhebung zum brittischen Viscount und der Dank des Parlaments waren seine Belohnung vom Hofe.

Bei dem Wiederausbruche des Krieges mit Frankreich im Jahr 1803 wurde Nelson sogleich das Kommando einer beträchtlichen ins mittelländische Meer bestimmten Flotte übertragen, da man in England Ursache hatte zu glauben, daß die Franzosen in diesem Meere eine wichtige Expedition entweder nach Egypten oder nach Sizilien im Sinne hätten. Nach den mit der äußersten Schnelligkeit vollendeten Zurüstungen, segelte Nelson wirklich am 20. Mai d. J. von Portsmouth ab. Die Franzosen getrauten sich aber nicht, sich mit ihm in einer Seeschlacht zu messen, sondern täuschten ihn vielmehr wiederholt durch absichtlich ihm zugeschickte falsche Nachrichten. Statt daß er sie diesen zu Folge bei Sizilien erwartete, ging die toulener Flotte unter Admiral Villeneuve durch die Meerenge von Gibraltar, vereinigte sich auf der Höhe von Kadix mit den segelfertigen spanischen Kriegsschiffen unter Admiral Gravina, und segelte, ohne sich irgendwo aufzuhalten, nach Westindien. Nelson lauerte auf seine Gegner bei Toulon, bei Sardinien und Sizilien; er folgte ihnen nach Westindien und suchte sie dann wieder an der spanischen und portugiesischen Küste. Gewiß hatte er über viertausend Seemeilen durchirrt, dritthalb Jahre lang vielleicht tagtäglich das Treffen seines so gehaßten Feindes gehoft und darnach gelechzt. Alle seine Bemühungen über 800 Tage

lang waren vergebens. Wie unbeschreiblich wichtig es Großbrittanien und Nelson war, die Flotten ihrer Feinde außer Stand zu setzen, ferner bedeutend zu schaden, beweißt Nelsons rastlose Anstrenguug. Die Seemacht des Feindes Englands war dadurch, daß man ihr seit der Schlacht am Nil keinen bedeutenden Verlust beibringen konnte, allmählich — besonders aber durch die Vereinigung Spaniens mit Frankreich — so angewachsen, daß sie nicht nur dem Handel Großbrittaniens bedeutende Stöße versetzen, sondern durch Unterstützung der so lange gedrohten Landung der Existenz des brittischen Reichs selbst gefährlich werden konnte. Nelson hatte ihre Vernichtung beschlossen, selbst wenn seine Flotte dabei zu Grunde gehen sollte. England besaß der Schiffe, der Seeleute genug; aber der furchtbare Genius, welcher ihm von Frankreichs Küste aus Verderben und Erniedrigung drohte, war in der Ausführung seiner Entwürfe gegen Großbrittaniens Seeherrschaft und Handel auf lange Zeit gehemmt, wenn die große französisch-spanische Flotte in einer entscheidenden Schlacht besiegt wurde.

Endlich, den 20. Oktober 1805, brachten ihn seine zwischen dem Kap Santa Maria *) und Kadix ausgestellten Kundschafterinnen, die Fregatten Phöbe und Najade, die Botschaft: die vereinigte französisch-spanische Flotte sey aus Kadix heraus, und steure gegen Osten. Nelson, der die Hauptleute seiner Flotte schon den 4. des genannten Monats in seine Kajüte berufen, und sie von seinen Angriffsplanen umständlich unterrichtet hatte, brauchte keine mannichfaltige Befehle zu ertheilen, keine Zeit kostenden Anordnungen zu treffen. Schnell und ein-

*) Es liegt ungefähr 4 englische Seemeilen nordwärts von Kadix.

fach, blos in zwei Kolonnen abgetheilt segelt seine Flotte sieben und zwanzig Linienschiffe und fünf Fregatten stark heran.

Ihr gegen über reihen sich in vieler Ordnung drei und dreißig französisch-spanische Linienschiffe nebst zehn Fregatten in eine furchtbare Schlachtordnung in Gestalt eines Halbmondes. Diese Flotte nimmt eine Linie von beinahe 3 Stunden ein und führt gegen dritthalb Tausend Kanonen bei sich.

Nelson hatte den Vortheil des Windes, wodurch — was nicht unwichtig war — es von ihm abhing, die Zeit und die Nähe des Gefechtes zu bestimmen. Von der gewöhnlichen Angriffsweise wich er gänzlich ab; er wollte durch unerwartete Bewegungen seinen Feind überraschen, verwirren, ausser Fassung bringen. Und es gelang, gerade wie er hoffte und voraussagte. Er selbst an der Spitze der ersten brach in seinen Kolonnen heran, drang durch die feindliche durch und nahm die vornehmsten französisch-spanischen Admiralschiffe zwischen zwei Feuer. Dieß war der entscheidende Schlag, denn wie stark waren die Feuer, zwischen die er sie nahm! Seine Victori und seine sieben andern Dreidecker donnerten in der Nähe von 30—40 Schritten von zwei Seiten mit sechs und dreißig 42 Pfündern, eine Gewalt, die, anfangs vorzüglich gegen die Mastbäume gerichtet, so niederschmetternd war, daß ihr die feindlichen schwimmenden Maschinen nicht lange widerstehen konnten. Mit den schrecklichen Angriffen, die auf den Bucentaurus, die Santa Anna und Santissima Trinidad gemacht und unterhalten wurden, trat Verwirrung unter den französischen und spanischen Schiffen ein. Keine Einheit, kein Zusammenhang mehr. In weniger als vier Stunden war ihre Niederlage vollständig. An Linienschiffen verloren die

Franzosen mit ihren Bundesgenossen in diesem Kampfe 21, mit 1654 Kanonen. Ihr Verlust an Gefangenen, Ertrunkenen und Getödteten belief sich über zwölftausend Mann. Unter den Gefangenen befand sich der französische Oberadmiral Villeneuve nebst zwei spanischen Admiralen. Viele ihrer Schiffe, wie der Bucentauer, der Fongueux, der Indomptable u. a. hatten das gräßliche Schicksal, mit gesammter Mannschaft entweder brennend in die Luft zu fliegen, oder von den Wellen verschlungen zu werden.

Während der Schlacht fiel ein höchst bemerkenswerther Umstand vor, der den unüberwindlichen Geist der brittischen Seeleute im Kampfe bewies. Das englische Schiff Temeraire ward von einem französischen Linienschiffe auf der einen — und von einem spanischen auf der andern Seite geentert. Nach einem blutigen Kampfe wurden am Ende die brittischen Flaggen auf beiden feindlichen Schiffen aufgepflanzt.

Auch auf Seiten der Verbündeten wurde hartnäckig gekämpft, wovon wir hier nur das Beispiel des spanischen Generalmajors Escano anführen wollen. Während der Schlacht warf ein Kartätschenschuß alle nieder, welche sich um diesen braven Offizier befanden, er selbst wurde stark an einem Bein verwundet, nur ein Konstabel blieb unverletzt; dessen ungeachtet aber blieb er fest auf seinem Posten, und bewies die größte Tapferkeit, bis das Blut oben aus dem Stiefel heraus quoll, und verschiedene Offiziere, welche dies bemerkten, ihn nöthigten, sich vom Verdeck zu entfernen, um sich verbinden zu lassen. Kaum war dies geschehen, so ließ er sich wieder auf das Verdeck führen, wo er bis zum Ende der Schlacht in der Ausübung der Pflichten seines Amts fortfuhr.

Auch auf Seite der Engländer war der Verlust an

Mannschaft groß, höchst wichtig aber durch Nelsons Tod. Vergebens wurde er von den Umstehenden und besonders von seinem Flaggenkapitän Hardi gebeten, einen Ueberrock anzuziehen, weil seine mit Ordenssternen aller Art bedeckte Uniform ihn gar zu sehr unter allen übrigen Offizieren auszeichnete; aber keine Rücksicht konnte ihn bewegen, sich von seinen Berufsgeschäften zu entfernen, trocken gab er dem Kapitän zur Antwort: „daß er jetzt keine Zeit dazu habe." Kurz darauf erhielt sein Sekretär Skott ihm zur Seite einen Schuß durch den Kopf, und fiel augenblicklich todt darnieder. Ein ganzer Kugelregen von den Scharfschützen auf den feindlichen Mastkörben fiel auf das englische Admiralschiff, und eine Kugel von dem französischen Schiffe Redoutable traf Nelson mitten durch den Ordensstern, den er auf der Brust trug, in die Lunge, so daß er umsank, und man ihn schnell vom Verdecke in die Kajüte bringen mußte. Als der Arzt herbeieilte, wollte er erst in seiner Reihe verbunden werden; Nelson sagte noch zu ihm: „In ihrem Blicke sehe ich, daß die Wunde tödtlich ist." Schnell gefaßt gab er noch verschiedene Befehle, ließ dem Viceadmiral Collingwood sein letztes Lebewohl sagen und übergab ihm das Kommando. Oft erkundigte er sich: „wie viele feindliche Schiffe schon ihre Flaggen gestrichen hätten?" Bei der Nachricht, daß sich die Zahl schon auf fünfzehn belaufe, erheiterte sich sein Gesicht vollkommen, und so starb er, ähnlich dem großen Examinondas, mit diesem Gruße an sein Vaterland.

Ueberall, wo Nelsons Tod vernommen wurde, bemerkte man tiefe Rührung. Mitten im Siege war sein Tod schön und erhaben. Kein größerer Seeheld als er hat je unter den Engländern noch unter irgend einem andern Volke gelebt.

So lebte und starb Nelson, nachdem er die Welt durch seine Thaten in Staunen gesetzt, und seinem Vaterlande auf lange die aufs neue bestrittene Herrschaft über die Meere gesichert hatte.

Nicht leicht hat eine wichtige Nachricht mehr Sensation hervorgebracht, als die von dem Siege und Tode Nelsons in England und namentlich in London. Abwechselnd war Freude und Schmerz, man wußte nicht, welchen von beiden Gefühlen man sich mehr überlassen sollte. Schwerlich ist je ein großer Mann mehr beweint worden als Nelson.

Nelsons Leichnam wurde auf seinem Schiffe Victori, wie er selbst noch befohlen hatte, nach England geführt. Sein Leichenbegängniß war eine rührende Nationalfeierlichkeit. Die Pracht und Größe der Zeremonien hat alle noch vorher statt gefundenen Solennitäten dieser Art übertroffen. Alles, was die Nationaldankbarkeit dem Verstorbenen geben konnte, sollte bei dem Leichenbegräbniße Nelsons aufgeboten werden, um die Empfindungen einer trauernden großen Nation auszudrücken.

Der Leichnam wurde von Portsmuth nach Greenwich geführt, und daselbst mit vielen Feierlichkeiten ans Land gebracht In dem Sarge, den sich der Verstorbene aus dem Mastbaume des 1798 bei Abukir in die Luft gesprungenen Linienschiffs l'Orient hat verfertigen lassen, wurde er dort 3 Tage öffentlich im Paradezimmer des Hospitals ausgestellt. Dann ward er zu Wasser nach dem königlichen Pallast Whitehall gebracht, und am zweiten Tage, den 8. Januar 1806, in feierlichem Zuge auf der Themse nach London durch die Hauptstrassen, unter Geläute aller Glocken, in das Admiralitätsgebäude geführt. Nachmittags 1 Uhr wurde der Sarg in die Staatsbarke gesetzt, und der Zug ging in folgen=

der Ordnung den Fluß hinauf. In der ersten Barke mit Trauerflaggen geschmückt und mit schwarzem Tuche bedeckt, war die Standarte und die Fahne des Königreichs *von einem* Kapitän getragen, und von zwei Seelieutenants in Trauer, zwei Wappenherolden und einigen Dienern des Verstorbenen begleitet. In der zweiten Barke, ebenfalls schwarz behangen, waren die Wappenoffiziere, welche die Ritterzeichen des Verstorbenen, Schild und Schwerdt, Helm und Helmbusch, Panzer und Sporn trugen. In der dritten Barke, auch mit schwarzem Sammet bedeckt und mit schwarzen Straußfedern geziert, saß neben dem Sarge der Wappenkönig mit einem Viscount=Coronet auf einem schwarzsammtnen Kissen, und sechs Seelieutenants, vorn die Flagge des Königreichs; 48 Seeleute mit schwarzem Flor behangen, von dem Linienschiff Victori, ruderten diese Barke. In der vierten Barke war der Hauptleidtragende, Admiral Sir Peter Parker, sechs Viceadmirals als Mittrauernde, und vier Admirale als Träger des Leichentuchs; die Barke des Königs, seiner Söhne, der Admiralität und der verschiedenen Korporationen folgten, und wurden von einer großen Menge kleiner Kähne mit Zuschauern begleitet. Alle Schiffe im Flusse wurden ans Ufer geschafft, und kein Fahrzeug durfte den Zug stören. Alle Minuten wurden Kanonen abgefeuert, und auf den meisten Barken war Trauermusik. Von den Thürmen in der Nähe und in der Stadt hörte man Glockengeläute. Das Ganze war sehr rührend und machte auf die zahlreich versammelten Zuschauer tiefen Eindruck. Der Sarg wurde in dem Admiralitätsgebäude niedergesetzt. Er war braun und mit vergoldetem Silber beschlagen, auf der einen Seite laß man die Worte, auf den Rahmen des mit schwarzen Sammt überzogenen Baldachins: Hoste devievit, auf

der andern Seite: Nile et Trafalgar, und auf der vordern Seite: Palman qui meruit ferat, in der Mitte der Wagendecke: Abukir! mit großen silbernen Buchstaben. Alles bis auf die brittische Flagge und den Kranz, an der Spitze des Schiffs, war schwarz oder weiß. Acht prächtige mit schwarzem Sammt behangene Pferde zogen den Leichenwagen. An der Wagendecke waren Palmenzweige angebracht. Aus allen Gegenden des Reichs waren Neugierige herbeigeströmt, um diese Zeremonie mit anzusehen, und London war noch nie so mit Menschen angefüllt gewesen; durch mehr als 300,000 Zuschauer und durch 20,000 Mann Truppen mußte der Trauerwagen, der die Gestalt des Linienschiffs Victori hatte, ziehen.

Am 9. Jan. vor Tagesanbruch wurde die Feierlichkeit durch ein dreimal wiederholtes Läuten aller Glocken und Abfeurung der Kanonen angekündigt; die Strassen waren schon alle voll Menschen, und das Militär versammelte sich, um die ihm angewiesenen Posten einzunehmen. Schon um 9 Uhr waren die Straßen, durch welche die Prozession gehen mußte, eben so wohl als die Häuser so voll mit Menschen angefüllt, daß es unmöglich war, in die letztern zu kommen. Kein Fuhrwerk durfte in diesen Straßen fahren. Das Militär hatte sich in zwei Reihen auf jeder Seite vom äußern Thore bis an die Paulskirche aufgestellt, um Ordnung zu halten. An den Kirchthürmen waren Trauerflaggen ausgesteckt. Um 12 Uhr nahm die Prozession ihren Anfang. Der Zug ging durch eine unübersehbare Volksmenge, unter dem Geläute aller Glocken der Stadt und unter dem Donner der Kanonen, zwischen den Reihen der Soldaten. Derselbe wurde durch Herolde, welche Trophäen Nelsons trugen, und Trauermusik, dann durch mehrere Regi-

menter Soldaten eröffnet. Der Herzog von York führte das Militär an, und der Herzog von Sussex kommandirte unter ihm einen Theil. Auf diese folgten mehrere Marschälle, Boten des Wappenkollegiums, sechs Anführer in Trauermänteln, mehrere alte Seeleute aus dem Greenwicher Hospitale. Dann kam der Rothkreuz-Waffenherold in eigener Tracht, eine Standarte vor einer Trauerkutsche, in welcher Seeoffiziere saßen, Trompeter, die Dienerschaft des Verstorbenen, königliche Diener, Deputationen des Handelsstandes in London, die Kapitäns und Sekretärs des Verewigten, Waffenherolde, das Panier des Verstorbenen als Ritter des Bath-Ordens, Offiziere nebst den Rittern des Bath-Ordens, dann Admiralitätsrichter und andere. Diesen folgten die Söhne des Königs, die Herzoge von Cumberland, Kent und Clarence, und der Prinz von Wales, fünf Trompeter, mit schwarzem Flor behangen und mit feierlicher Trauermusik begleitet; das große Panier, Helm und Helmbusch, Schilt und Schwert, Panzer und Sporn, jedes vor einer Trauerkutsche, in welcher ein Herold saß; eine Trauerkutsche mit dem Coronet des Verstorbenen auf einen schwarzsammtnen Kissen, sechs Lieutenants des Linienschiffs Victori, sechs Admiräle als Träger des Baldachins, vier Admiräle als Träger des Leichentuchs. Diesen folgte nun der Sarg auf einem Leichenwagen, der mit einem Baldachin bedeckt war. Die acht Pferde wurden jedes von einem besondern Manne in Trauerkleidern geführt. Dem Leichenwagen folgten die ersten Leichenbegleiter in 8 Kutschen, jede mit sechs Pferden bespannt, mit schwarzen Sammtdecken bis zur Erde behangen, über denen die Insignien der Ritterschaft, nämlich Handschuhe, Helm, Krone, Wappenrock, Schild und Schwert hervorragten, hierauf kam Admiral Peter Parker und

sein Gefolge, die Verwandten des Verstorbenen und endlich die Offiziere der See- und Landmacht, nach ihrem Range geordnet, in 50 Trauerkutschen, die Pferde mit schwarzen Sammtdecken verhüllt, auf denen abermals Trophäen und Flaggen wehten. Beim Eintritt in die eigentliche Stadt London stieß der Lordmajor zu dem feierlichen Zuge, und nahm seinen Platz unmittelbar nach den Personen der königlichen Familie. Bei der Ankunft mit der Leiche in der St. Pauls-Domkirche wurde sie durch ein zahlreiches Trauer-Orchester und durch Absingung eines feierlichen Todenlieds von dem hohen Chor empfangen. Der Zug bewegte sich langsam durch die Kirche. Zehn Matrosen vom Schiff Victori, die ganz mit schwarzem Flor behangen waren, trugen den Sarg in die Kirche, derselbe stand auf einer erhöhten alabasternen Platte, und wurde während der Musik und Arrangirung des Gefolges in das weite Gewölbe hinabgesenkt. Der Marschall von England brach seinen Marschallsstab und legte ihn auf den Sarg. Auch die Flaggen des Linienschiffs Victori wurden in die Gruft geworfen. Alle Flaggen der verschiedenen Mächte, gegen welche Nelson siegreich gewesen, waren in der Kirche aufgehängt. Der Bischof von Lincoln, als Dechant der Hauptkirche, besorgte die Beerdigungsfeierlichkeit und hielt nach Beendigung derselben eine feierliche Rede, welche dem gegenwärtigen Ereigniß angemessen war, vor einer unzählbaren Menge von Zuhörern. Der innere Theil der Kirche war auf der rechten Seite für die königliche Familie und die übrigen Großen eingerichtet, und mit schwarzen Teppichen belegt. Die Offiziere saßen links ebenfalls in schwarz ausgeschlagenen Stühlen. Da aber die Kirche, trotz ihrer ungeheuren Größe, nicht alle Anwesende fassen konnte, so blieben die Thüren derselben geöffnet,

damit alle die, welche außerhalb zu bleiben genöthigt waren, die Rede auch hören konnten. Die Zuschauer waren äusserst gerührt und viele weinten; eine heilige Stille herrschte über der ganzen Versammlung. Als die Rede zu Ende war, verließ der Zug in derselben Ordnung, welche vorher beobachtet wurde, die Kirche, und ging von da wieder unter dem Geläute aller Glocken und dem Donner der Kanonen zurück nach dem Admiralitäts-Gebäude. Das Militär machte wie zuvor Spalier.

Noch nie hatte Großbrittanien um einen seiner Helden so getrauert, noch nie sind die Gebeine eines Gefallenen mit solcher Größe und Würde beerdigt worden. Dieser merkwürdige Begräbnißtag, an welchem die Britten ihre Liebe und Achtung gegen Nelson an den Tag legten, dieses Fest wurde unter den traurigsten Empfindungen gefeiert, und kostete die Nation gegen 9000 Pf. Sterling. Die Kosten des Monuments, das dem Admiral in Guildhall gesetzt werden soll, wurden auf 30,000 Pf. Sterling berechnet.

Ueberdieß werden auf Kosten der Nation goldene Denkmünzen geschlagen, die von allen Admirals und Kapitäns, welche in der Schlacht von Trafalgar zugegen waren, getragen werden sollen. Auf der Vorderseite derselben ist ein Siegeskranz, mit der Umschrift: Palmam, qui meruit ferat! (es tragen das Siegeszeichen, wer es verdient hat) auf der Rückseite Nelsons Brustbild.

Aber diese Beweise der Dankbarkeit und das Andenken waren der großmüthigen englischen Nation noch nicht hinlänglich. Nelson hinterließ keine Kinder. Der König erhob daher seinen einzigen noch lebenden Bruder (William Nelson, Doctor der Gottesgelehrtheit) sammt dessen männlichen Nachkommen zum Viscount von Merton

und Grafen Nelson von Trafalgar, und um seine neue Würde behaupten zu können, wurden vom Parlamente für ihn und seine männliche Nachkommenschaft bis ins 2te Glied ein Jahrsgehalt von 5000 Pf. Sterling und überdieß noch 120,000 Pf. Sterling (nach unserm Gelde ungefähr 1 Million 300,000 Gulden) zum Ankaufe eines Landguts und Hauses (als bleibendes Stammgut für die Familie) von Seiten der Nation ausgesetzt.

## Theodor Körner.

Wer fände wohl billiger neben Kleist seine Stelle, als Theodor Körner, der ebenfalls unter dem Geräusch der Waffen fiel, und mit unerschütterlichem Patriotisnus die Gunst der Charitinnen, welche ihm ward, mit seinem Hochgefühl für deutsche Freiheit und deutsches Vaterland zu verbinden strebte!

Er hatte kaum das 21zigste Lebensjahr erreicht, als in dem lange schlummernden deutschen Volke das Gefühl der Freiheit erwachte. Eine bessere, glücklichere Zeit begann zu tagen, und Körner fand nun in der wirklihen Welt den Gegenstand der höchsten Begeisterung, das Vaterland rief ihn zum heiligen Streite; sein Thatendurst konnte hier die Befriedigung hoffen, die ihm jene Dichtermuse untersagte.

Unter den freiwilligen Jägern des Lützow'schen Corps fand Theodor Körner im Frühjahre 1813 seine Stelle, und war der treue Freund und Bruder aller seiner braven Mitstreiter. Wenn diese die Stunden der

Ruhe in Zechgelagen hinbrachten, so labte sich der edle Jüngling an der Quelle Castalia.

Im Gefechte focht er heldenmüthig. Dieß bewieß er bei Kitzen ohnweit Leipzig, wo er verwundet in einem Gehölze liegen blieb und seinen Tod erwartete. In dieser Stunde des Schmerzens schrieb er noch folgendes Sonnet mit Bleifeder in sein Taschenbuch:

### Abschied vom Leben.

Die Wunde brennt, die bleichen Lippen beben,
Ich fühl's an meines Herzens mattem Schlage;
Hier steh' ich an den Marken meiner Tage.
Gott! wie du willst, dir hab' ich mich ergeben!
Viel goldne Bilder sah ich um mich schweben,
Das schöne Traumbild ward zur Todtenklage.
Muth! Muth! Was ich so treu im Herzen trage,
Das muß ja doch dort ewig mit mir leben!

Und was ich hier als Heiligthum erkannte,
Wofür ich rasch und jugendlich entbrannte,
Ob ich's nun Freiheit, ob ich's Liebe nannte.
Als lichter Seraph sah ich's vor mir stehen,
Und wie die Sinne langsam mir vergehen,
Trägt mich ein Hauch zu morgenrothen Höhen.

Ein Bauer aus Kitzen, mit Namen Hofmann, fand ihn hier ganz ermattet liegen. Er trug ihn in seine Wohnung, verbarg ihn den herumstreifenden Franzosen, erquickte ihn und stärkte seine Kräfte, und gab ihm dann einen Anzug von sich, mit welchem bekleidet er sich nach Töplitz durchschlich, wo er sich wieder bei seinem Corps meldete, und unter den reitenden Jägern Dienste fand. Er schrieb von hier an seine Familie, daß ihn Gott zwar einmal gerettet habe, daß er aber, da die Flamme des

Krieges noch immer mehr um sich greife, sein Leben in die Hand des Herrn gebe, und daß sie, wenn sie von ihm weiter nichts hörten, ja nicht an eine Gefangenschaft denken möchten. „Ich bin kein blinder Patriot," sagte er in diesem Briefe, „aber ich ziehe einen ehrenvollen Tod einer schmachvollen Gefangenschaft vor, und dächten alle, die daheim sitzen, wie wir denken, so könnten wir schon jetzt Victoria schießen ꝛc."

Am 25. August 1813 war sein Corps in ein Gehölz auf der Strasse von Schwerin nach Gadebusch postirt, und hier, dem Feinde im Angesichte, dichtete er sein letztes Lied an seine Mitstreiter — Frisch auf, ihr Jäger, frei und flink ꝛc. — Als ein zweiter Tirtäus erscheint er in diesem Schlachtgesange, oder, wie er ihn selbst benannt hat, in seinem Jägerliede, und in demselben Geiste sind seine übrigen kraftvollen Gesänge der letzten Zeit gedichtet. Am frühen Morgen des 26. Augusts näherten sich ihrem Verstecke eine Menge feindlicher Wagen unter starker Bedeckung leichter Infanterie; sogleich brach das Jägerkorps, Körnern an der Spitze, gegen den Feind auf. Einem wüthenden Sturme glich der Angriff der Preussen, und unser Körner zeigte Wunder des Muthes und der Kraft. Die Franzosen zogen sich in das Gehölz zurück; die feindlichen Reiter aber thaten noch etwa siebenzig Schüsse, wovon, einige leichte Quetschungen abgerechnet, nur drei tödtlich trafen. Es fiel ein Lützowscher Jäger, Namens Hartmann, der junge Graf Hardenberg wurde tödtlich verwundet und starb bald, und die erste Musketenkugel, welche traf, drang, durch den Hals des Pferdes, unserm lieblichen Dichter in den Unterleib. Sie hatte die Leber durchbort und das Rückgrad bis an die Medulla zerquetscht, wodurch ein Nervenschlag erfolgen mußte, welcher dem herr-

lichen Jünglinge sogleich die Sprache und in wenigen Minuten das Leben raubte. — Die deutschen Patrioten behaupteten indessen den Platz; Körners Freunde fanden ihn bald auf, und seine Leiche sowohl, als die des jungen Grafen Hardenberg und ihres gefallenen Waffengefährten wurden in ihren Särgen mit Eichenlaub bekränzt, und unter militärischen Ehrenbezeugungen auf dem Kampfplatze feierlich begraben. Alle Offiziere des Korps und alle seine Freunde folgten dem Leichenzuge, und unter einer Eiche, die Jahrhunderte zählt, wurde der herrliche Held beigesetzt.

Eine Ahndung seines Todes sprach sich unverkennbar aus in der Zueignung seiner Lieder an seine Freunde, wo es am Ende heißt:

„Laut tobt der Kampf, — lebt wohl ihr treuen Seelen,
„Euch bringt dieß Blatt des Freundes Gruß zurück.
„Es mag euch oft, recht oft von ihm erzählen,
„Es trage sanft sein Bild vor Euern Blick.
„Und sollt' ich einst im Siegesheimzug fehlen,
„Weint nicht um mich, beneidet mir mein Glück;
„Denn was berauscht die Leier vorgesungen
„Das hat des Schwertes freie That errungen."

Du hast, geschiedener Freund, deines Vaterlandes Triumph auf Leipzigs Feldern, sein Einrücken in das zitternde Frankreich nicht gesehen, nicht gesehen den Tag seiner Freiheit und seines Friedens, und Viele theilten mit dir Ein Loos, aber die Nachwelt wird Dir und ihnen danken, euer Andenken heilig halten, ihre Liebe wird das Opfer seyn, das sie an euren Sarkophagen den geschiedenen Manen darbringt. Euer Glaube, nun Unsterbliche! hat euch nicht betrogen; ihr starbet den Opfertod und das Schicksal ist versöhnt! Deutschland ist der Freiheit werth geworden.

## Ehwald Christian von Kleist.

Wem schlägt nicht das Herz von den süßen Gefühlen der Liebe und Achtung, wenn er den Namen des Dichters hört, der die Deutschen mit einem Frühlinge und so vielen seelenvollen Liedern beschenkte, welche, in einer Zeit, wo so viel Schönes der Vergessenheit zur Beute wurde, sie dennoch durchdrangen, um noch eine der Natur und edlen Einfalt holde Nachwelt zu erfreuen? Kleist hatte seine natürlichen Gaben durch die sorgfältigste Bildung erhöht, und niemals, selbst während des Waffengetöses, den Dienst der Musen versäumt. Die heroischen Eigenschaften wurden bei ihm gemildert oder erhoben durch alle Reize der Bescheidenheit und reinsten Herzensgüte. Daher sah man hier verbunden die Talente eines Helden mit den sanftern Tugenden des Bürgers und des Freundes.

Bekannt ist die Schlacht bei Kunnersdorf, wo im Laufe des siebenjährigen Krieges der große Friedrich gegen Rußlands eisenfeste Schaaren kämpfen mußte; von neuem erweckte unter uns ihr Andenken, vorzüglich um des in jener Schlacht gefallenen Lieblings der Musen und Grazien willen, ein anderer Dichter und jenem verwandte Geist — Tiedge durch seine Elegie auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf. Kleist freute sich dieses Tages schon im voraus, gleich als ob ihm eine Ahndung sage, daß er an diesem Tage seinen Lieblingswunsch erreichen werde, für seinen König und sein Vaterland auf dem Felde der Ehre zu sterben. Den Tag vor der Schlacht

und an dem Tage derselben, ehe das Gefecht begann, sah man ihn ganz besonders heiter und sogar lustig. In dem Gefechte selbst that er Wunder der Tapferkeit. Sein Bataillon, bei dem er als Major stand, nahm, vorzüglich durch seinen Muth befeuert, drei Batterien, und durch zwölf erhaltene Wunden konnte sein Feuer nicht geschwächt werden. Da er an der rechten Hand verwundet war, nahm er den Degen in die linke, und stellte sich an die Spitze des Regiments, weil er sah, daß sein Commandeur nicht mehr im Stande sey, dasselbe zu führen. Er drang durch ein Bataillon feindlicher Grenadiere mitten unter dem schrecklichsten Feuer bis zur vierten Batterie durch, da wurde ihm das Bein von drei Flintenkugeln zerschmettert. Er sank vom Pferde und suchte sich vergebens wieder aufzuhelfen, denn er verlor das Bewußtseyn. Zwei Soldaten seines Regiments und des Regiments Prinz Heinrich trugen ihn so aus dem Getümmel. Ein Wundarzt untersuchte seine Wunde, erhielt aber, indem er den Verband anlegte, einen Schuß in den Leib; Kleist wollte ihm jetzt selbst helfen, allein der Mann war schon todt. Er blickte ihn seufzend an und vergaß sich selbst dabei.

Nach der Schlacht plünderten ihn die Kosaken und warfen ihn nackend in einen Sumpf. Er sprach polnisch mit ihnen und das rettete ihm das Leben. Die Kosaken ließen ihn liegen, weil sie ihn für einen gebornen Polen hielten. In der Nacht fanden ihn einige russische Husaren. Sie wärmten ihn an einem Feuer, legten ihn an einem trockenen Orte aufs Stroh, setzten ihm einen Hut auf und bedeckten ihn mit einem Mantel; endlich gaben sie ihm Brod und Wasser. Sie mußten am folgenden Morgen weiter ziehen, und einer von ihnen bot ihm ein Stück Geld an. Kleist wollte diese Wohlthat

nicht annehmen, weil sie ihm zu nichts helfen konnte, allein der Husar warf ihm das Geld zu und entfernte sich.

Man schaffte den sterbenden Helden endlich nach Frankfurt an der Oder. Die Russen, welche damals Meister von der Stadt waren, bewiesen sich gegen diesen edlen und tapfern Feind äußerst menschlich. Er lebte indessen nicht lange mehr, sondern gab mit derselben Heiterkeit, die ihn durch sein ganzes schönes Leben begleitet hatte, auch seinen Geist auf. Die Russen veranstalteten ihm eine anständige Beerdigung. Alle in Frankfurt anwesende russische Offiziere und viele Menschen aus allen Ständen hörten die Leichenrede mit an, welche ihm gehalten wurde. Eine Trauermusik drückte den allgemeinen Schmerz treffend aus. Der Sarg wurde von zwölf Grenadieren getragen; der Befehlshaber der Stadt, die Stabs- und viele andere Offiziere, die deßhalb zum Theil von der Armee nach der Stadt gekommen waren, folgten dem Sarge, der Rath, die Professoren und Studenten schlossen den ansehnlichen Zug. Als man an den Ort kam, wo der Tode beigesetzt werden sollte, bemerkte man, daß der Degen vergessen worden war, der seinen Sarg hätte zieren sollen. Da nahm ein russischer Offizier den seinigen von der Seite, legte ihn auf den Sarg und sagte: „Ich kann nicht dulden, daß ein so tapferer Mann ohne dieses Ehrenzeichen bestattet werde!"

So hat sich Kleist im Tempel der Unsterblichkeit ein bleibendes Denkmal gesetzt.

## Elegie

### auf dem Schlachtfelde bei Kunnersdorf.

Nacht umfängt den Wald; von jenen Hügeln
Stieg der Tag ins Abendland hinab;

Blumen schlafen und die Sterne spiegeln
In den Seen ihren Frieden ab.
Mich laßt hier in dieses Waldes Schauern,
Wo der Fichtenschatten mich verbirgt!
Hier soll einsam meine Seele trauern
Um die Menschheit, die der Wahn erwürgt.

Drängt euch um mich her, ihr Fichtenbäume!
Hüllt mich ein, wie eine tiefe Gruft!
Seufzend, wie das Athmen schwerer Träume,
Weh' um mich die Stimme dieser Luft!
Hier, an dieses Hügels dunkler Spitze,
Schwebt, wie Geisterwandel, banges Grau'n;
Hier, hier will ich vom bemoosten Sitze
Jene Schedelstätten überschaun.

Dolche blinken dort im Mondenscheine,
Wo das Aerntefeld des Todes war;
Durcheinander liegen die Gebeine
Der Erschlagnen um den Blutaltar.
Ruhig liegt, wie an der Brust des Freundes,
Hier ein Haupt an Feindes Brust gelehnt,
Dort ein Arm vertraut am Arm des Feindes. —
Nur das Leben haßt, der Tod versöhnt.
O, sie können sich nicht mehr verdammen,
Die hier ruh'n! Sie ruhen Hand an Hand;
Ihre Seelen gingen ja zusammen,
Gingen über in ein Friedensland;
Haben gern einander dort erwiedert,
Was die Liebe giebt und Lieb' erhält:
Nur der Sinn der Menschen, noch entbrüdert
Weißt den Himmel weg aus dieser Welt.
Hin eilt dieses Leben, hin zum Ende,
Wo herüber die Zypresse hängt:

Darum reicht einander doch die Hände,
Eh die Gruft euch an einander drängt.

Aber hier, um diese Menschentrümmer,
Hier, auf öder Wildniß, ruht ein Fluch;
Durch das Feld hin streckt sich Mondenschimmer,
Wie ein weites, weißes Leichentuch.
Dort das Dörfchen unter Weidenbäumen;
Seine Väter sah'n die grause Schlacht:
O, sie schlafen ruhig und verträumen
In den Gräbern jene Flammennacht!
Vor den Hütten, die der Asch' entstiegen,
Ragt der alte Kirchenthurm empor,
Hält in seinen narbevollen Zügen
Seine Welt noch unsern Tagen vor.
Lodernd fiel um ihn das Dorf zusammen;
Aber ruhig, wie der große Sinn
Seiner Stiftung, sah er auf die Flammen
Der umringenden Verwüstung hin.
Finster blickt er, von der Nacht umgrauet,
Und von Mondesanblick halb erhellt,
Ueber diesen Hügel, und beschauet,
Wie ein dunkler Geist, das Leichenfeld.

Mag, o Lenz, dein Angesicht hier lächeln?
Jeder Windstoß, der den Wald bewegt,
Ist ein großer Seufzer, der das Röcheln
Der Gefallnen durch die Wildniß trägt.
Diese Greißin, diese düstre Fichte
Zeigt die Narben, die auch sie empfing,
Weis't dahin, wo blutig die Geschichte
Böser Zeiten ihr vorüber ging.
Als hier wild die Waffendonner stürmten,
War sie noch mit Jugendkraft umlaubt,

Und, wie Hände der Natur, beschirmten
Ihre Schatten ein geweihtes Haupt.
Hier sah Friedrich seine Krieger fallen. —
Herrscher Deiner Welt, Du warst so groß;
Aber doch — das härteste von allen
War Dein Loos, es war ein Königsloos.
Mann des Ruhmes, konnten alle Blüthen
Jenes Kranzes, der Dein Haupt umfing,
Konnt' ihn Dir die Musenhuld vergüten,
Diesen Weg, der über Leichen ging?
Menschen fielen, gleich gemähten Aehren!
Ach, sie fielen Dir, Du großer Mann!
Da, da war es, als Dein Herz in Zähren
Auf den blutbespritzten Lorbeer rann. —

Hier der See, und dort des Stromes Fluten
Spiegelten zurück das Todesschwert;
Dieser Himmel sah das Opfer bluten;
Dieser Hügel war ein Opferheerd;
Hier im Bach hat Menschenblut geflossen,
Wo der Halm im Monde zuckend nickt,
Hat vielleicht ein Auge, halb geschlossen,
Nach der Heimathgegend hingeblickt.
Da, wo die Eikad' im düstern Thale
Durch die Nacht der Ulmenwaldung tönt,
Da, da hat vielleicht zum letzten Male
Manches zarte Lebewohl gestönt.
Und der stille Wandrer, welcher traurig
Sich dem Graun der Gegend überläßt,
Fühlt ein dumpfes Ahnen, das so schaurig
Ihm den Athemzug zusammenpreßt.

War es Klang von einer fernen Quelle,
Was so dumpf zu meinem Herzen sprach;

Oder schwebt Geseufz' um jede Stelle,
Wo ein Herz, ein Herz voll Liebe, brach?
Ist es Wandel einer düstern Trauer,
Was am Sumpf dem Hagebusch entrauscht,
Und nun schweigt, und, wie ein dunkelgrauer
Nebelstreif, im Nachtgeflüster lauscht?
Wandelst Du dort, arme Mädchenseele,
Der die Wuth den holden Freund entriß?
Schattest Du dort um die Todtenhöhle,
Durch das Nachtgraun Deiner Finsterniß? —

Aber still! was flimmert durch die Zweige,
Wie ein weißer schleierheller Geist?
Jeder rohe Laut der Wildniß schweige!
Diese Stell' ist heilig! hier fiel Kleist.
Wo den Raum die Ulmen überschleiern,
Sank der Frühlingssänger in den Staub.
Diese Stelle will ich heilig feiern;
Ach, und kann sie nur bestreun mit Laub!
Rinnen laß hier eine Silberquelle!
Winde Deinen sanftern Blumentag,
Holder Frühling, um die rauhe Stelle,
Wo Dein edler Sänger blutend lag!
Hier, aus diesem wildernden Gesträuche,
Wo der deutsche Mann sein Blut verlor,
Hebe sich der Schatten einer Eiche,
Grün' ein zartes Myrtenreis empor!
Und im dunkelgrünen Eichenlaube
Girre, wenn der Lenz vorüber zieht,
Klagend eine silberweiße Taube,
Noch dem Sänger Lalage's ihr Lied!
Aber in dem Myrtendunkel säume
Die Begeistrung einer Nachtigall,

Und die Waldluft schweb' um ihre Träume,
Wie ein sanft gehaltner Quellenfall!
Leise schwebe sie durchs Laub des Strauches,
Das der Boden dieser Stelle trieb,
Wie der Nachhall eines Flötenhauches,
Der uns aus des Dichters Leben blieb!
Und im zarten Weis der sanftern Trauer
Nahe sich die Mondnacht diesem Raum!
Feiernd trete sie in seine Schauer,
Wie ein heiliger Erinnrungstraum.

Zwar den fernen Geist kann nichts erstatten;
Doch er schwand nicht ganz aus unserm Blick.
Der geweihte Mann wirft seinen Schatten
Dort noch aus Elisium zurück.
Viel der edeln Männer sind gefallen,
Aber, Kleist, Dein Name tritt hervor,
Tritt hervor, und hebt, geweiht vor Allen,
Aus der Flut der Zeiten sich empor.
Hier fand mancher Jüngling, welcher muthig
Einen Namen sucht', ein stummes Grab;
Manche Hoffnung riß der Tod hier blutig
Vom Idol der goldnen Zukunft ab.

Sagt, was ist, was gilt ein Menschenleben,
Was die Menschheit vor dem Weltengeist,
Wenn der wilde Tod aus den Geweben
Ihres Daseyns so die Fäden reißt?
Welche Fäden sind hier abgerissen!
Und was fällt, wenn nur ein Haupt zerfällt! —
Hier stehn wir, und hinter Finsternissen
Steht der hohe Genius der Welt!

Stürme fahren aus dem Schooß der Stille,
Und die Zeit, mit Trümmern wüst umringt,
Zählt am Uferrand der Lebensfülle
Jeden Tropfen, den der Sand verschlingt.
Schwankend irren wir im finstern Sturme;
Wechseltod beherrscht die Finsterniß;
Er beraubt den Halm, und giebt dem Wurme,
Giebt dem Halm, was er dem Wurm entriß.

Lustig spielt das Laub des Ulmenbaumes
An den frischen Aesten um den Stamm;
Regt darin sich noch ein Rest des Traumes,
Der einmal in den Nervensäften schwamm?
Jenen Kopf bewohnten einst Gedanken,
Stolz vielleicht und Dünkel seine Stirn;
Jetzt durchkriecht ein Nachtwurm ihn, und Ranken
Wilder Kräuter nährte sein Gehirn.
Dieser Staub am Wege hing um Seelen;
Wo ich trete stäubt vielleicht ein Herz.
Gott! und hier aus diesen Augenhöhlen
Starrete zu Dir hinauf der Schmerz.

Welch ein Anblick! — Hierher, Volksregierer,
Hier bei dem verwitterndem Gebein
Schwöre, Deinem Volk ein sanfter Führer,
Deiner Welt ein Friedensgott zu seyn!
Hier schau her, wenn Dich nach Ruhme dürstet!
Zähle diese Schedel, Völkerhirt,
Vor dem Ernste, der Dein Haupt, entfürstet,
In die Stille niederlegen wird!
Laß im Traum das Leben Dich umwimmern,
Das hier unterging in starres Graun!
Ist es denn so reizend, sich mit Trümmern
In die Weltgeschichte einzubaun?

Einen Lorbeerkranz verschmähn ist edel!
Mehr als Heldenruhm ist Menschenglück!
Ein bekränztes Haupt wird auch zum Schedel
Und der Lorbeerkranz zum Rasenstück!
Cäsar fiel an einem dunklen Tage
Ab vom Leben, wie entstürmtes Laub!
Friedrich liegt im engen Sarkophage,
Alexander ist ein wenig Staub.
Klein ist nun der große Weltbestürmer;
Er verhallte, lauten Donnern gleich;
Längst schon theilten sich in ihn die Würmer,
So wie die Satrapen in sein Reich.

Fließt das Leben auch aus einer Quelle,
Die durch hochbekränzte Tage rinnt:
Irgendwo erscheint die dunkle Stelle,
Wo das Leben stille steht und sinnt.
Katharina's Lorbeerthaten zögen
Gern verhüllt den Lethestrom hinab;
Bessre retten ihre Gruft und legen
Sanftre Kronen nieder auf ihr Grab.
Dort, dort unten, wo zur letzten Krümme
Wie ein Strahl, der Lebensweg sich bricht,
Tönet eine feierliche Stimme,
Die dem Wandrer dumpf entgegen spricht:
„Was nicht rein ist, wird in Nacht verschwinden,
Sterne werden aus dem Nebel gehn;
Zittern werden die bekränzten Sünden,
Und der Mensch wird vor der Wahrheit stehn."

# Prinz Ludwig von Preussen bei Saalfeld.

In dem französisch-preussischen Kriege 1806 befehligte Prinz Ludwig die Avantgarde der preussischen Armee. Den 10. Oktober, kurz vor der unglücklichen Schlacht bei Jena, erhielt er den Befehl, die Brücke von Saalfeld zu vertheidigen, und dem jenseits stehenden Feinde den Uebergang zu wehren. Diesen Auftrag glaubte er dadurch am besten zu erfüllen, wenn er den Feind angriffe und ihn zurücktriebe. Er besetzte daher die Brücke nur schwach, und ging mit seinem 7000 Mann starken Korps hinüber, und griff Morgens halb neun Uhr die Feinde an, welche er auf 6000 Mann stark schätzte.

Der würdige Enkel Friedrichs, des Großen, konnte seinem Herzensdrange gegen die französische Tyrannei nicht länger widerstehen, er eilte in die Schlacht, um ihn da zu stillen. Der Feind wich der Wuth dieses Angriffes, bis er sich an das Korps des Marschalls Lannes anlehnen konnte, von dessen Ankunft mit 30,000 Mann der Prinz noch keine Kunde hatte. Ludwig wurde verwundet, da er aber die Wichtigkeit dieses Passes kannte, so fuhr er fort, sich mannhaft zu vertheidigen. Aber nun sanken seine Preussen Leiche an Leiche. Aus neun Wunden strömte bereits sein Blut — da sah er ein Bataillon weichen, er sprengte an dessen Spitze, ermuthigte es, und führte es zum Kampfe. Schon war sein Waffenrock und seine Orden mit Blut bedeckt, als er noch der Vorderste kämpfte, und immer rief: „Kinder

vorwärts!" — In diesem Augenblick ritt ein französischer Quartiermeister vom 10. Husarenregiment im Gallopp mit dem Säbel auf ihn zu und sagte: „Ergeben Sie sich, Obrist, oder Sie sind todt!" Der Prinz antwortete mit einem Säbelhieb; der Quartiermeister erwiederte mit einem Säbelstich, und der Prinz fiel todt vom Pferd.

Unter seinen Schriften fand man einen Brief von einer Dame, worin sie ihn bat, sich nicht zu sehr der Gefahr auszusetzen, sie fühle eine traurige Ahndung, daß ihm ein unglückliches Schicksal bevorstehe.

Der König ließ seinen Leichnam von dem französischen Befehlshaber jenes Korps erbitten; aber man hatte die Ueberreste des Helden bereits in die Kirche zu Saalfeld beigesetzt. Soldaten und Bürger umgaben seinen Sarg, schwammen in Thränen, und küßten noch Hände und Füße des Verblichenen.

So ruhmvoll endete dieser junge Held seine Laufbahn. Er ruht nun neben der Leiche eines wackern Prinzen von Sachsen-Koburg, der einst für Oestreich im Türkenkriege, gleichfalls auf dem Schlachtfelde, einen ehrenvollen Tod starb.

Seine Asche ruht nun in stiller Gruft, nachdem der Lichtstrahl entflohn; aber sein Angedenken lebt fort in dem Herzen jedes Deutschen.

## Der Prinz Victor von Neuwied.

Während an der Abendgränze Spaniens große Heere mit einander kämpften, wurde in den östlichen Landschaften, welche an Frankreich grenzen, hauptsächlich durch

die einzelnen Schaaren der Guerillas der unversöhnliche Krieg rastlos fortgesetzt. Eine nur geringe Anzahl regelmäßiger Regimenter, unter dem General Campo verde, diente ihnen zur Unterstützung. Unter diesen zeichnete sich vor allen das Regiment Ultoni und in diesem hinwiederum der Prinz Viktor von Neuwied, ein deutscher Held, durch eine Erhabenheit des Muthes aus, welche seinem edlen Namen die Unsterblichkeit erworben hat.

Von glühender Liebe für sein Vaterland und von brennendem unauslöschlichem Hasse gegen die Unterdrücker desselben, die Franzosen, getrieben, war Viktor schon als einundzwanzigjähriger Jüngling 1801 in das östreichische Heer, so wie drei gleichgesinnte Brüder in das preussische, eingetreten. „Sie werden, wie jene Römerin, stolz seyn," schrieb er damals an seine Mutter, „wenn Sie ihre Söhne für das Vaterland sterben sehen: denn früh oder spät müssen wir doch dahin scheiden." — Als sich Oestreich 1805 von neuem zum Kriege rüstete, rief er aus: „Einzig um die Erhaltung des deutschen Reiches wird dieser Krieg geführt, und deßwegen muß jeder junge Germane die Waffen ergreifen; denn wer dürfte die Unterjochung überleben? — Was wird noch aus unserm Vaterlande werden! Rings um Uneinigkeit unter uns! O, daß doch ein Bernhard von Weimar unter uns aufstände, der alle Tapfern vereinte, um den deutschen Namen zu erhalten!" — Als Mack bei Ulm (14—17. Okt. 1805) durch unkluge Führung das östreichische Heer in das Verderben stürzte, kämpfte der Prinz und seine Genossen so ehrlich, daß von drei Tausenden des Regiments zuletzt nur noch sechs Hundert übrig waren. Er schrieb an die Mutter: „Ich werde mir Mühe geben, schnell ausgewechselt zu werden, um mit neuer Wuth gegen die räuberischen Franzosen zu

fechten. Ich lebe und sterbe nur in der einzigen Absicht, unsre *edle* Nation nicht von einer solchen Räuberbande *unterdrücken* zu lassen, und wenigstens, so viel ich Einzelner kann, es mithelfen zu verhüten." — Er wurde ausgewechselt und kämpfte schon am 2. Dezember wieder in der Schlacht von Austerlitz. Sie war durch Heldenmuth schon gewonnen, als sie durch Fehler der Anführer dennoch verloren ging. „Nun werden wir," ruft der edle Hermannssohn grimmig aus, „die Ehre haben, für Bonaparte zu fechten, wenn sich in irgend einem Winkel von Europa noch ein Funke von Widerstand gegen seine Herrschaft zeigen wird. Ich aber will lieber nach Domingo gehen und für die Schwarzen gegen jene abscheuliche Nation fechten, als mich unter ihre übermüthige Herrschaft schmiegen. Viel lieber lasse ich mein Leben, als meinen unbeugsamen Sinn, der auf durchdachten Grundsätzen beruht." Er hört, daß Franz die deutsche Kaiserkrone niederlegt und das deutsche Reich sich (1. August 1806) aufgelößt hat. Seinen Freunden theilte er seine Klagen mit: „Die Franzosen haben ihre Wünsche erreicht. Wann wird ein Herrmann erscheinen, der diese Höllenbrut vernichtet! Unsere alte Freiheit, unsere kriegerische Ehre — alles ist zerstört durch die Schlauheit eines Korsen, der unsere Fehler geschickt benützt hat. — Die Liebe zu dir, o Vaterland! zwar ist mächtig, allein die Liebe zu dir, o Freiheit! ist allmächtig. Laßt uns aus dieser Sklaverei uns retten und in einem freien Lande bessere Zeiten abwarten. Vielleicht kommt der günstige Augenblick bald, wo wir für unsere Freiheit fechten und handeln können. Dieses ist aber nicht das Werk eines Einzelnen. Der Wille aller insgesammt muß es ausrichten. Dieses muß das letzte Ziel jedes Deutschen seyn. Die aufgeblasenen Franzosen behandeln un-

fer durch Arglist betrogenes Volk wie ein besiegtes. Kein Volk der Welt läßt sich so sehr zu seinen Handlungen durch das Gefühl von Recht und Unrecht bestimmen, als das deutsche. Sollten sich denn nicht endlich beredte Stimmen erheben, die ihm das unerhörte, himmelschreiende Unrecht, das ihm täglich widerfährt, zeigen, und sollten diese Stimme nicht bei der unverdorbensten Nation von Europa Eingang finden? O! es wäre gewiß vieles auszuführen, wenn es nur recht angefangen würde!" — Viktor sieht bald nachher durch die unglückliche Jenaer Schlacht auch Preußen fallen (14. Okt. 1806). „Die letzte Hoffnung ist vernichtet!" ruft er aus, „Deutschland ist unwiderbringlich verloren! Das Schicksal Preussens steht auch uns (Oestreich) bevor, und dann sehe ich dasselbe auch über Rußland schweben. Asien wird zuletzt dem Zwingherrn eine reiche Beute geben, und seinem unbegrenzten Ehrgeiz ein weites Feld zu unerhörten Eroberungen. O wie bedaure ich die braven Preussen, die ein besseres Schicksal verdient hätten! Nun sind wir ohne Vertheidigung in die Gewalt der verruchten Franzosen dahingegeben. Nichts kann uns retten, als die eigene Kraft. Doch vielleicht ist diese traurige Epoche ein Mittel, die ganze deutsche Nation zu vereinigen und den Provinzialgeist in ächten Patriotismus umzuschaffen. — Oestreicher und Preußen lernen sich endlich als Brüder des alten Deutschlands kennen; sie fangen an, einzusehen, daß ihre bisherige Eifersucht die Ursache ihres Untergangs wird. Die gemeinschaftliche Schmach tilgt jedes andere Gefühl. Ich glaube, daß große Erfolge entstehen werden, wenn der aufgeblasene Uebermuth unserer Unterdrücker jene glückliche Stimmung erst völlig wird zur Reife gebracht haben. — Tiefer können wir nicht mehr sinken; so werden wir also uns wieder

erheben. Auf keinen Fall kann ich mir es als möglich denken, daß unsere große, kraftvolle und kriegerische Nation auf lange Zeit unter dem Joche des verdorbensten Volkes von Europa schmachten werde. — Auf einem zweiten Rütli müssen wir uns alle die Hände geben und sprechen: „Freiheit oder Tod!" — Das ganze Volk muß sich bewaffnen. Ein Volk, das ernstlich will, muß jede feindliche Armee, die in sein Land eindringt, besiegen. — Kein unglückseligerer Zustand, als wenn das Gemüth uns zum Handeln treibt und die Beschränktheit der Kräfte und Umstände uns fesseln. — Mir ist es unbegreiflich, woher wir das zähe Leben nehmen und daß die Nation nicht schon lange vor Aerger ausgestorben ist!" — Der Prinz sah am Ende des Jahres 1808 Oestreichs Rüstung zu einem neuen Kriege gegen Napoleon. Er sagte: „Aber keinen gewöhnlichen Krieg dürfen wir gegen Räuber führen. Millionen, wie in Spanien, müßten sich gegen sie erheben; alle ersinnliche Wuth und Begeisterung muß in das Volk gebracht, kein Blut darf geschont werden. Mir kommt es im Geiste vor, daß mit der Zeit noch ein Tag der Nationalrache kommen werde!" — Der Krieg von 1809 brach los. Der Prinz vertheidigte in der regensburger Schlacht (23. April) das Dorf Weinring und fiel unter die französischen Reiterschwadronen. Er wollte lieber sterben, als sich ergeben, und wehrte sich wie ein Verzweifelter. Endlich aber sprang ihm das Schwert bei diesem ungleichen Kampfe; das herabströmende Blut einer Kopfwunde machte ihn wehrlos und er wurde von zwei Reitern gefangen fortgeschleppt. Kaum war er wieder geheilt und nach Abschluß des Friedens auf freien Füßen, so war auch sein unwiderruflicher Vorsatz gefaßt. Da es in Deutschland keine neue Aussicht zu einem nahen Krie-

ge gegen die Franzosen gab, so beschloß er, vom deutschen Boden Abschied zu nehmen und, durch einen Umweg, über Konstantinopel und Malta nach Spanien zu reisen, um wenigstens dort die Unterdrücker seines Vaterlandes bekämpfen zu helfen. „Lebt wohl!" ruft er den Seinigen in Neuwied (am 30. Jan, 1810) zu, „bis wir uns froher und freier wieder sehen." — Er kam im Julius zu Kadix an, und fand dort schon eine Menge gleichgestimmter deutscher Landsleute, Oestreicher, Preussen und Reichsländer, die alle mit ihren Waffen den Erbfeind aufsuchten. Von hier schrieb er an seine Mutter: „Es liegt ein mächtiger Trost in der Idee, frei zu seyn, und bei der allgemeinen Schwäche und Nachgiebigkeit seinen Grundsätzen nachzuleben! — Schimpft einst die Nachwelt über die Trägheit unserer Zeitgenossen, so können alle, die meinen Weg wandeln, ohne Reue zurücksehen auf ihr Leben, und kommt eine bessere Zukunft für das Vaterland, woran ich nicht zweifle, so können wir uns sagen, daß auch wir aus allen Kräften dazu beitrugen, und also auch unsern Antheil an dem verbreiteten Glücke haben." — Im Jahr 1811 kämpfte er an der Seite der Spanier in Katalonien gegen Suchet und Macdonald. Fünfhundert schlaue Gebirgsjäger (Miquelets) hatten durch eine in den Gräben verborgene Thür die starke Grenzfeste Figueras (9. April) überrumpelt. General Martinez war mit einer Hilfe von 4000 Mann zu ihnen gestoßen; aber die Franzosen hatten nun sogleich die unten liegende Stadt besetzt und die Burg selbst umzingelt, um sie auszuhungern. Campo verde beschloß, die Stadt mit Sturm zu nehmen, die Franzosen zu vertreiben und die Burg mit frischen Lebensmitteln zu versorgen. General Sarsfield stellte sich an die Spitze des Regiments Ultoni, das zweite Bataillon führte der

Prinz. Sie drängen (3. Mai) unter einem gräßlichen Kugelnhagel aus allen Fenstern der Stadt über die Gräben und den Queerwall dennoch hinein und gewannen den Marktplatz; aber der Oberst und die Hälfte des Regiments waren gefallen; ein neuer Haufen Franzosen brach hinter den Häusern hervor; die Spanier mußten weichen. Nur 100 Mann dieses starken und trefflichen Regiments kamen davon. Unter diesen befand sich der Prinz, der mit einem goldnen Kreuz geschmückt wurde. Die Besatzung des Schlosses Figueras hatte alle Lebensmittel aufgezehrt. Ein Versuch, welchen sie in der Nacht (vom 16. zum 17. Aug.) machte, durch die französischen Schanzen und Verhaue zu brechen und sich ins Freie zu retten, mißglückte. Darnach mußte sie am 19. August die Feste den Franzosen zurückgeben. — Viktor aber war schon im Mai mit Campo verde und Sarsfield weiter nach Tarragona gezogen, welcher schlecht befestigte, mit einer schwachen Besatzung versorgte Seeplatz von dem ganzen Heere des Suchet auf das heftigste belagert wurde. Die Stadt war durch zwei leichte Linien von Feldschanzen, welche den Hafen auf beiden Seiten decken, mit der nahen See in Verbindung gesetzt worden. Diese Linien zu vertheidigen übernahm der tapfere Sarsfield. In seinem Generalstabe stand Viktor als Oberstlieutenant. Am 21. Juni liefen die Franzosen in 5 gewaltigen Haufen Sturm gegen die zertrümmerten Mauern und Schanzen. Alle vier Haufen, welche sich gegen die Stadt gerichtet hatten, drangen hinein; nur der fünfte allein, welcher jene Landschanzen an der Seeseite erobern wollte, wurde durch die tapfere Schaar unter Sarsfield und dem Prinzen abgehalten und zurückgeworfen. Aber die unglückliche Stadt selbst war (28. Jun.) unterdessen in die Hände der Franzosen gefallen, die Einwohner wurden

niedergemetzelt, die Häuser in Brand gesteckt. Wer noch Zeit hatte, sich zu retten, floh auf die englischen Schiffe im Hafen. Diesen einzigen Fluchtweg hatte die Tapferkeit Sarsfields und des Prinzen offen erhalten. Zuletzt nahm die Flotte auch Sarsfield, den Prinzen und den kleinen Ueberrest der tapfern Vertheidiger der Seeseite an Bord und segelte davon. — Nachdem jener unermüdliche Britte sich wieder durch frische Mannschaft verstärkt hatte, machte er über Puicerda hinaus einen neuen Zug, um durch die Pyrenäen in Frankreich selbst einzufallen. Die erste Kolonne, die aus kühnen Wallonen und Schweizern bestand, führte Viktor. Er hatte die Franzosen schon auf mancher Höhe bestürmt und hinabgeworfen, als er am 27. Januar 1812 bei St. Felio de Codinas einen starken Schlachthaufen gegen sich ziehen sah. Er stürmte sogleich mit dem Bajonett dagegen an, wurde aber durch zwei Stiche im Gesicht und eine Kugel, welche ihm Brust und Rücken durchbohrte, besinnungslos niedergestreckt. Der Feind wurde dennoch geworfen und weit hinaus verfolgt. Die Soldaten des Regimens Tarragona hatten den Prinzen aufgehoben und trugen ihn auf ihren Schultern, so daß er sterbend noch seine siegreiche Schaar führte. So wurde er nach Castel de Sol gebracht, erholte sich anscheinend wieder, sprach sehr heiter von nichts anderm, als dem glücklichen Ausgange des Gefechtes und reichte dem General Sarsfield lächelnd die Hand; aber am 28. des Abends um eilf Uhr wurde er mit einemmale sehr schwach, forderte zu trinken, richtete sich ein wenig auf und war, ehe man es merkte, sanft hingeschieden. Seine irdische Hülle wurde dann mit großen Ehren in der Gruft der Kirche von Castel de Sol eingesenkt. So endete ein junger, edler, deutscher Held, ein Muster für alle!

## Platow, der Jüngling.

Seit Eröffnung des russischen Feldzuges von 1812 war der Sohn des Hetmans Platow, der einen prächtigen Schimmel aus der Ukraine ritt, der treue Waffengefährte seines Vaters, und jederzeit an der Spitze der Kosaken marschirend, hatte er sich den feindlichen Truppen durch seinen unerschrockenen Muth bemerklich gemacht. Dieser schöne junge Mann war das Idol seines Vaters und die Hoffnung der kriegerischen Nation, die einst ihm gehorchen sollte. Aber das Schicksal hatte sein Loos entschieden, und seine verhängnißvolle Stunde war gekommen. Bei einem hitzigen Reitergefecht, das in der Nähe von Vereja zwischen dem Fürsten Poniatowski und dem Hetmann Platow Statt fand, schlugen sich die Polen und Russen, von wechselseitigem Haß entflammt, mit heftiger Erbitterung. Neu entflammt durch die Hitze des Kampfes, entrissen sie sich wechselsweise das Leben, und auf allen Seiten fielen Brave, die großen Schlachten glücklich entkommen waren.

Platow, welcher unter den Schwerthieben der Polen seine besten Soldaten fallen sah, vergaß der Gefahr und suchte mit unruhigem Blicke seinen Sohn. Dieser unglückliche Vater war dem Augenblick nahe, in welchem er zeigen sollte, daß er auch sein theuerstes Unterpfand willig und mit Ergebung auf den Altar des Vaterlandes lege. Der junge Platow kämpfte mit Heldenmuth immer an der Spitze seines Geschwaders, und hielt es, der feindlichen Uebermacht ohngeachtet, für unanständig,

sich zurückzuziehen. Während er seine blutige Schaar zu neuen Angriffen ordnete, erhält er von einem polnischen Uhlanen eine tödtliche Wunde. In demselben Augenblicke erscheint sein Vater, der ihm zur Hülfe herbeiflog, und wirft sich auf ihn. Bei seinem Anblick stößt der Sohn einen tiefen Seufzer aus, will zu ihm sprechen, und ihm den letzten Beweis seiner Zärtlichkeit ausdrücken, aber den Mund öffnend, brachte er nur den letzten Seufzer hervor, und sein rosiges Antlitz erbleichte.

Den nächsten Morgen erbaten sich die Häupter der Kosaken, indem sie ihren Schmerz ausdrückten, die Erlaubniß, dem Sohne ihres Hetmans die letzte Ehre zu erweisen. Jeder, so wie er den schönen, jungen Mann ausgestreckt auf einer Bärenhaut sah, küßte ehrfurchtsvoll die Hand eines Kriegers, der ohne einen zu frühzeitigen Tod durch Tapferkeit und vorzügliche Eigenschaften den größten Heerführern gleich gekommen wäre. Nachdem sie, ihren religiösen Gebräuchen zu Folge, inbrünstige Gebete verrichtet hatten, so entzogen sie ihn den Blicken seines Vaters, um ihn feierlich nach einem mit Zypressen bedeckten Hügel zu tragen, wo man ihn bestatten sollte. Rings umher beobachteten die Kosaken, in Schlachtordnung gestellt, ein religiöses Schweigen, und neigten ihre Blicke zum Ausdruck ihrer Trauer gegen den Boden. Während man den Sarg einsenkte, machten sie ein gleichzeitiges Kleingewehrfeuer. Hierauf zogen sie, mit ihren Pferden an der Hand, am Grabe vorüber, und senkten die Spitzen ihrer Lanzen gegen die Erde.

## Nikolaus Wolter Jantzen.

Nikolaus Wolter Jantzen erhielt, in zarter Jugend seines Vaters, eines hamburgischen Kaufmanns, beraubt, unter der sorgsamen Obhut seiner Mutter und eines Oheims, eine Erziehung, welche den guten Menschen, Bürger und Kaufmann entwickeln konnte. Mit allen Vorkenntnissen ausgestattet, ward er im angehenden Jünglingsalter der Leitung des amerikanischen Consuls, Herrn Forbes, übergeben, welcher ihn bald lieb gewann, sich seiner väterlich annahm, und ihn auch noch nach dem Ende der Lehrjahre an seiner Seite behielt. Seit mehrern Jahren sein Geschäftsführer in Kiel, wurde er durch die Verhältnisse seiner Vaterstadt im Jahr 1813, so wie durch Kindesliebe zurückgerufen, welcher er schon früher eine vortheilhafte Anstellung in Amerika willig aufgeopfert hatte. Ihm ward die Freude, sein geliebtes Hamburg von dem fremden Zwingherrn befreit zu sehen. Tettenborns Ruf zu den Waffen schien auch ihm Ruf des Himmels, so fremd bisher Waffen seiner friedlichen Bestimmung gewesen waren. Als Freiwilliger trat er in die Reihen der Bürgergarde und unterzog sich den mühsamsten Dienstgeschäften mit dem Eifer eines Veteranen. Immer näher drohte indessen die Gefahr mit Davoust, dem würdigen Diener des grausamen Tyrannen! Jantzen theilte mit allen Redlichen die Sorge für das Heil seiner Vaterstadt, zu welcher sich noch der Anblick einer kranken Mutter gesellte. Bald sollte das Landhaus, welches er ihr zur Stärkung ihrer Gesundheit be-

sorgte, durch feindliche Gewalt vernichtet werden. Freiwillig schloß er sich an die Schaar, welche die Elbinseln Wilhelmsburg und Fiddel vertheidigen sollte. Die Feinde stürmten aber auf allen Seiten mit Uebermacht an, die Vaterlandsfreunde vertheidigten sich heldenmüthig, die mehrsten bis auf den Tod, nur wenige entkamen auf den Wogen des stürmischen Meeres dem feindlichen Schwerte. Auch Jantzen kehrte nicht wieder. „Seufzt er als Verwundeter in einem französischen Hospital, als Gefangener im Kerker? Ist er durch feindliche Gewalt gefallen, oder ein Raub der Fluten geworden?“ Alle diese so nahe liegenden Fragen bestürmten die Seele der Mutter, wie aller seiner Freunde, welche überall vergebens die Beantwortung suchten. Wann wird sie ihnen werden? Doch Friede Dir, Vollendeter, der Du in herzgewinnender Gestalt durch Vorzüge des Geistes und Gemüths herrlich zum Manne reiftest. Du fielst für eine heilige Sache, schriebst selbst den Deinen, wie im Vorgefühl Deiner Vollendung, Thomsons tröstende Worte:

— „Der Winterhauch des Todes
Tilgt nicht der Tugend Knospen.“ —

## Siegmars Abschied.

Nina.

Mich, Siegmar, mich willst, Harter, Du verlassen,
Hinfort das kalte Todesschwert umfassen,
Nicht dieses Haupt, nicht Deiner Mutter Arm?
Weh Dir und mir! Von Rachbegier entbrennen
Die Rohen dort, die kein Erbarmen kennen;
Hier schlägt ein Herz Dir treu und warm.

Siegmar

Hast Du nicht auch in goldner Kindheit Tagen

Um mich gesorgt; was Männer muthig wagen,
Für mich gewagt, für mich der Ruh' entbehrt?
Mein Engel winkt. O könnt' ich würdig lohnen!
Ich kämpfe nicht für eitle Siegerkronen;
Ich kämpfe für der Mutter Heerd.

Nina.

Was ist mir sonder Dich der Welten Fülle!
Mit Dir wird mir die rauhe Sklavenhülle
Ein Prachtgewand, die Oed' ein Paradies;
O scheide nicht! Verehr' in treuem Bunde
Das Wort des Vaters in der Todesstunde,
Der tröstend Dich der Wittwe ließ.

Siegmar.

Er ruft hinweg mich. Oft, in schweren Träumen,
O Mutter, straft sein edler Geist mein Säumen;
Mich rufen Heimath, Bürgertreue, Gott.
Drum segne, segne mich zu meinen Bahnen!
Ein theures Kleinod blieb uns von den Ahnen;
Es werde nie des Feindes Spott!

Nina.

O nie. Mit Gott hinaus, mein Siegmar! Ende
Dein heil'ges Werk! Dem Vaterland entwende
Dich nicht der Mutter thränenvoller Blick!
Ich selbst will weihend mit dem Schwert Dich gürten;
Verdiene kämpfend Dir der Liebe Myrten,
Des Friedens Tag, der Bürger Glück!

## 2. Der Mutter Klage.

Siegmar, Siegmar, wie lange!
Weinend irr' ich hier am Uferhange,
Winden, Wellen klag' ich meinen Harm.
Tausend Segel fliegen auf und nieder,

Keines, keines bringt Dich wieder,
Hochgeliebter, in der Mutter Arm.

Seel'ge Mütter umfangen
Ihre Lieben, die das Heil errangen,
Preisgesänge schallen fern und nah.
Kränze winden sich um Siegerlocken;
Festlich rufen Feierglocken:
Frei und glücklich ist Germania.

Ich vermag nicht zu weilen,
Wo die Bürger Wonn' um Wonne theilen,
Wo der Eiche Laub die Tempel schmückt.
Am Triumphthor darf die Jubelreihen
Nicht der Mutter Schmerz entweihen,
Die der Gram um ihren Trauten drückt.

Seht, o seht ihr den Fernen?
Seine Blicke waren Gottessternen,
Seine Wange war der Frühe gleich.
Kanntet ihr die reine Himmelsseele,
Unentweiht durch niedre Fehle?
Seine Mutter war durch ihn so reich.

Sohn, wo schlug Dir die Stunde?
Keiner, keiner giebt mir Armen Kunde,
Daß ich es fühle, was ich bin.
Nach dem Eiland' blick' ich dort hinüber,
Das den Sohn mir nahm, und trüber
Hüllen Schwermuthswolken meinen Sinn.

Habt ihr feindlich, ihr Wogen,
Ihn, dem Schönen Sonnenlicht entzogen,
Ihn umschlungen in dem finstern Schoos?

Fand ein Fischer fern in fremdem Lande
Meines Siegmars Leich' am Strande?
Redet! — Ha, sie schweigen seelenlos.

Ruft das Treu'ste der Herzen,
Mein, o mein in Wonne, wie in Schmerzen,
Auf des Schlachtfelds blutigem Altar?
Schwand dem Antlitz seine Maienblüthe,
Das durch Anmuth, Geist und Güte
Zarter Jungfraun stille Sehnsucht war?

Und kein Auge benetzten
Mitleidsthränen; keine Hände lezten
Ihn mit Labung in der Todesnoth.
Seine letzte Pflegerin auf Erden
Sollte nicht die Arme werden,
Die zuerst dem Säugling Pflege bot.

Siegmar, Siegmar, hienieden
Ward mir nicht der milde Trost beschieden,
Zeuge Deines letzten Worts zu seyn,
Für die Schlummerkammer Dich zu kleiden,
Rosmarinen, Thränenweiden,
Mit der Urne Deine Gruft zu weih'n.

Nimmer kehrst Du mir, nimmer.
Schon umglänzt Dich Deines Edens Schimmer,
Wo der Sieger schön're Palmen fand.
Millionen Frieden zu gewinnen,
Rief Dich Gottes Geist von hinnen,
Riefen Ehre Dich und Vaterland.

Schwache, darfst Du noch zagen?
Lern ergeben Engelwonne tragen!
Denn ein Engel ist dein Siegmar schon.

Für das Heil'ge hat er Blut gespendet,
Göttlich Gottes Bahn vollendet.
Nenne stolz ihn Deinen, Deinen Sohn!

## Ein niederländischer Jüngling.

Der einzige Sohn eines äußerst reichen Kaufmanns aus Rotterdam, der blos aus überwiegender Neigung für die Freiheit seines Vaterlandes iu streiten, bei der Armee Dienste nahm, wurde vor seinem Eintritte in das belgische leichte Reiterregiment von seinem Vater und seiner kränklichen Mutter ernstlich und dringend gebeten, seinen vorhabenden Schritt ja recht zu überlegen. Der Blick auf seine Mutter, deren Liebling der brave Jüngling war, schien auf sein Herz wirken zu wollen; er wankte schon in seinem Entschluß, als sein Vater, um ihn noch mehr zu bewegen, zu Hause zu bleiben, ihm vorstellte, daß jetzt doch die schlimmsten Zeiten des niederländischen Handels überstanden wären und daß er ja nun die günstigste Aussicht habe, die Früchte des Friedens und seine alles beglückenden Folgen in Ruhe zu genießen. Dieser Grund, auf den der Vater so sehr bauete, bewirkte gerade das Gegentheil. Das ganze Ehrgefühl des braven Sohnes wurde auf das höchste gereizt.

„Und ich sollte nichts, gar nichts weiter für diese Freiheit gethan haben, als allenfalls ein paar Hände voll Dukaten daran gewendet, wenn andere Blut und Leben aufs Spiel setzten?“ sagte der brave Jüngling. „Ich würde ja erröthen, wenn ich einen von den Braven sä-

he, und ich müßte mir dann vorwerfen, nichts weiter für mein armes Vaterland gethan zu haben." — Kein Zureden half. Die Bitten und Vorstellungen des Vaters, die Thränen der Mutter glitten von dem Herzen des entschlossenen Jünglings ab. Er ging zu seiner Braut, sie war eines der hochherzigen Mädchen, dem der Name Vaterland wichtig, und jeder, der zur Rettung desselben beitrug, ehrwürdig war. Freilich entfärbte sie sich etwas, da ihr ihr Geliebter seinen Entschluß entdeckte; freilich zitterte sie bei der Vorstellung der Gefahren, die ihrem Verlobten droheten; freilich beredeten ihn auch ihre Eltern, — und, fast hätte er gewankt und das bequeme Loos eines Reichen, eines Genießenden dem harten Schicksal des Kämpfenden vorgezogen, als die Schwester der Braut an das Fortepiano trat und Cephalida's schöne Arie aus der samnitischen Vermählungsfeier sang:

„Ein edles Herz hat mein Geliebter,
Hoch schlägts beim Namen: Vaterland!
Und seiner Treuen treu ergeben,
Kämpft er für sie und Vaterland.
Voll Muths ist er im Felde,
Daheim voll Zärtlichkeit,
Er geht zum Kampf und Spiele
Mit gleicher Heiterkeit."

Dieß wirkte mehr als alles. Der brave Jüngling riß sich aus den Armen seiner Geliebten und eilte zum Regiment. Der Oberst Menk, dem die Familie in Rotterdam bekannt war, wunderte sich freilich etwas, da der brave Jüngling die Ursache seiner Ankunft entdeckte; nahm ihn aber mit desto mehr Güte und offenen Armen auf, da er sich aller der Freundschaft erinnerte, die er in frühern Jahren als junger Offizier im Umgange die-

ser biedern Familie genossen hatte. Er ernannte ihn zum Sergeanten und versprach ihm von seiner Seite alles zu thun, ihn bald als Offizier zu sehen.

„Ich danke Ihnen für Ihr gütiges Erbieten," sagte der Jüngling, „aber ich hoffe, mich gleich in der ersten Schlacht so zu benehmen, daß jeder mich eines höhern Ranges werth halten wird." Der Brave hielt Wort.

Das belgische leichte Reiterregiment wurde den 14. Junius 1815 von der alliirten Armee vorgeschoben, theils um die hinter ihm sich sammelnden Regimenter und deren Marsch zu decken; theils um zu verhindern, daß Napoleon, von dem man schon erfahren hatte, daß er über Florennes bei der Armee angekommen sey, eine Erkennung unternahm. Dieß war, wie man aus seinen frühern Kriegen wußte, seine Gewohnheit, wodurch er sich immer selbst von der Stellung der Feinde überzeugte und den Punkt des Angriffs am sichersten bestimmen konnte. Das belgische Regiment hatte nach der Anordnung seines einsichtsvollen und heldenmüthigen Obersten Menk die Einrichtung getroffen, daß immer die Hälfte fütterte, indeß die andere gesattelt im Gliede blieb. An dem Schlachttage stand es in Ordnung und wollte so eben nach dem Kampfplatze hinzueilen, um Theil am Feste der Schlacht zu nehmen, als zwei feindliche Reiterregimenter in voller Carriere auf dasselbe losstürzten. Der brave Oberst setzte sich vor das Regiment, hielt eine kurze feurige Rede für Freiheit und Vaterland, und ließ nun, da er bemerkte, daß die Feinde nahe genug und ihre Pferde von der langen Carriere außer Othem waren, sogleich selbst zum Einhauen blasen. Die Franzosen, die dieß Manöver nicht erwarteten, stutzten freilich; allein auch sie waren voll hohen Muthes; sie fühl=

ten, was auf den ersten Angriff ankommt, und verdoppelten nun ihren Angriff. Der erste Chor des belgischen Regiments gelang gleich; das vierte französische Dragonerregiment war im Augenblick geworfen und übergeritten; und wer es weiß, welchen Einfluß es auf ein Reiterregiment hat, wenn es so glücklich ist, den Feind zu werfen, und wie leicht es dann in seinem Verfolgen zu weit geht, wird sich es sehr leicht erklären können, daß die braven Belgier in ihrem hitzigen Nachsetzen immer weiter vordrangen, und alles niederwarfen, was Widerstand leistete.

Das zweite französische Reiterregiment schwenkte gleich ab, formirte eine andere Fronte, und wollte so eben den Belgiern in die linke Flanke fallen. Dem einsichtsvollen Obersten Menk entging die Absicht der Feinde nicht; kaum bemerkte er die Anstalten der Franzosen, als er sogleich die beiden rechts stehenden Eskadrons seines Regiments zurückblasen, und auf der Stelle eine schräge Fronte machen ließ. Das andere französische Regiment jagte heran; leicht möglich, daß die Franzosen dieß schöne Manöuver nicht bemerkten; denn kaum waren sie noch dreißig Schritte von den übrigen, durch das Werfen und Verfolgen des Feindes etwas in Unordnung gerathenen Escadrons entfernt, als die beiden von dem Oberst selbst angeführten Schwadronen dem Feind in die linke Flanke fielen. Unser Sergeant stand an der Spitze der rechten Flügel-Eskadron. Jetzt bei dem Annähern des Feindes bemerkte er einen Offizier, der ein äußerst tapferes Ansehen hatte. „Mit diesem nehme ich es auf!" sagte er zu dem neben ihm haltenden Lieutenant, und that es. Es kam zum Einhauen, und der feindliche Dragoneroffizier fiel durch das Schwert des braven Jünglings. Die Feinde setzten sich — das Blutbad, das erste in diesem

ewig denkwürdigen Kriege, war schrecklich. Im Getümmel des Gefechts verlor man den braven Jüngling aus den Augen. Niemand konnte sich um ihn bekümmern, da jeder mit sich selbst zu thun hatte. Die Feinde flohen. Das Regiment marschirte hundert Schritte hinter dem Kampfplatze auf; die Escadrons wurden nachgesehen; der Lieutenant bemerkte, daß sein Freund fehlte. Niemand wußte Auskunft über sein Loos zu geben. Der Major begab sich mit einigen Reutern nach dem Kampfplatze zurück — der brave Jüngling lag mit gespaltenem Kopfe und mit mehreren Wunden bedeckt in einem Kreise gebliebener Feinde neben seinem erstochenen Pferde. —

Auch der tapfere Oberst Menk, der sich zu weit in die Feinde gestürzt hatte, wurde von sechs feindlichen Reutern umringt, und blieb, nachdem er mehrere verwundet oder getödtet hatte, ebenfalls auf dem Platze. Groß war der Verlust, aber noch weit größer der von feindlicher Seite; denn beinahe das ganze vierte Regiment lag auf dem Kampfplatze.

## Heinrich Ferdinand v. Krosigk.

Krosigk, geboren den 25. Februar 1777 auf seinem väterlichen Gut Poplitz, unweit Bernburg, hatte zehn Jahre im preußischen Regiment Schwerin gedient, und kurz vor dem Kriege von 1806 auf sein Gut zurückkehren müssen, weil ihm dasselbe zu bewirthschaften anheim gefallen war. Der traurige Ausgang der Schlacht von Jena empörte aber sein ächt-deutsches Gefühl dergestalt, daß er sogleich sein Eigenthum und alle Freuden eines glücklichen häus-

lichen Lebens verließ, unter vielen Gefahren über Hamburg und Koppenhagen nach Memel kam, und den Feldzug von 1807 mit glühender Tapferkeit durchkämpfte. Aber der unglückliche Titsiter Friede zwang ihn nun leider die Waffen von neuem niederzulegen, und nach seiner Heimath zurückzukehren. Da es ihm indessen nicht möglich war, den Grimm gegen die französischen Unterdrücker deutscher Freiheit genugsam zu verbergen, so gerieth er im Lauf des westphälischen Königthums zweimal in Verhaft. Kaum aber sah er sich, da Napoleon nach Rußland gezogen, wieder in Freiheit gesetzt, als er vernahm, daß die Sachen der Franzosen einen Umschwung erlitten hätten. Sogleich schickte er seine Familie nach Berlin; er selbst trat, als Friedrich Wilhelm sich gegen Napoleon erklärte, an die Spitze eines Bataillons und focht an den blutigen Tagen von Bautzen, von der Katzbach und Leipzig mit. Er kämpfte mit so viel Heldenmuth, daß er sich allgemeine Achtung unter dem Heere und das eiserne Kreuz erwarb. Bei Leipzig stand er am 16. unweit Möckern in der ersten Schlachtschaar. Schon vier Vierecke des feindlichen Fußvolks hatte er durchbrochen; jetzt stürzte sich sein Bataillon mit dem Bajonett auf das fünfte, in der Nähe jenes Dorfes; aber eine Kugel durchbohrte ihm den Unterleib, und er sank zur Erde. Der Wundarzt wollte den geliebten Führer hinter die Linie in Sicherheit bringen; aber Krosigk sagte: „Mein Tod ist sicher und nah; laßt mich mein Leben in der Freude schließen, euern Sieg vollendet zu sehen! Hier auf dieser Höhe, von wannen ich es sehen kann, will ich sterben!“ In diesem Augenblick erreichte abermals ein Kugelregen den Hügel, und streckte den Wundarzt und den wackern Adjutanten Honig neben dem Helden todt zur Erde. So starb Krosigk einen Tod, wie in den reinsten Ritterzeiten,

Sein Bataillon, des Morgens 967 Mann stark, zählte am Abend kaum noch 100 Gesunde; aber ein glänzender Sieg ward durch Blücher und seine Helden erkämpft und der Leipziger Triumph herrlich vorbereitet worden.

Der Leichnam wurde nachmals in der Familiengruft des Stammhauses beigesetzt, und von dem berühmten Hofprediger Krummacher folgende Inschrift verfaßt:

„Hier ruhet Heinrich Ferdinand v. Krosigk, wailand Herr zu Poplitz rc. Johanniter und des eisernen Kreuzes Ritter:

Ein deutscher Rittersmann in Wort und That.
Fest war sein Sinn, gerecht und kühn sein Pfad.
Der Lüg' und Knechtschaft bot er sonder Scheu
Die Stirn, und blieb der Wahrheit hold und treu.
Sein Glaube sah der Freiheit Morgenroth,
Und führte siegend ihn zum Heldentod."

## Die Starosten in Rußland 1812.

Napoleon ließ im Spätjahr 1812 auf seinem Feldzuge nach Rußland aus mehrern Dorfschaften und Flecken die Aeltesten und Starosten greifen, und auffordern, für ihn die Orte im Gehorsam zu halten und zu verwalten. Sie weigerten sich, dieß zu geloben und zu beschwören, und sagten, sie haben schon einem Herrn geschworen, nämlich ihrem Kaiser Alexander, und können also keinem zweiten schwören. Nun ergingen Drohungen, dann ward Gewalt gezeigt, und Grenadiere reiheten sich mit geladenen

Ge-

Gewehren. Die redlichen Bauern blieben unerschütterlich, nahmen das heilige Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Brust, und empfiengen den Tod.

## Scene aus der Belagerung von Wesel.

Die Festung Wesel sollte in der Christnacht gestürmt werden; so hatte es der General von Borstell beschlossen. Alles war dazu eingeleitet. Die Holländer, aus denen zum Theil die Besatzung der Festung bestand, waren größtentheils auf geheimen Wegen für die gute Sache gewonnen, ein Plan von der Festung in den Händen des Generals, und Kundschaft von allem Nöthigen eingezogen. Ganz in der Stille rückte das Korps gegen Abend vor die Festung, gewiß mit schwerem Herzen, denn es schien jedem ein Riesenwerk zu seyn, eine solche Festung zu überfallen, wobei jeder fehlgeschlagne Versuch, der kleinste Irrthum, der geringste Fehler, das ganze Korps in die gräßlichste Noth, in die größte Gefahr brachte, und seinen Untergang nothwendig zur Folge haben mußte; ein Sturm, der auch im glücklichsten Falle mehrere Tausende gekostet

haben würde. Jeder Soldat war mit Faschinen versehen, um die Wallgräben auszufüllen, die man sich nicht gar zu tief dachte. So begann der Angriff gegen Mitternacht in aller Stille, und anfangs gieng alles glücklich. Nachdem man aber schon mehrere Hindernisse glücklich überstiegen hatte, so kam man plötzlich an einen breiten Graben, der ungeachtet aller Faschinen, die hineingeworfen wurden, nicht ausgefüllt werden konnte. — Da bekam ein gemeiner Reiter den Befehl, ganz leise hinein zu reiten, um zu erforschen, ob es nicht möglich sey, hindurch zu laufen. — Aber siehe, der Reiter sinkt in dem Schlamme unter, und im Sinken winkt er, ohne einen Laut von sich zu geben, ohne sein Thier herum zu reißen, und sich dadurch zu retten, nur mit der Hand, zurückzugehen, welches, da die Beobachtenden auf der Erde lagen, ziemlich deutlich bemerkt werden konnte.

Hätte er das geringste Geräusch bei seiner Bemühung um Rettung gemacht, so würden die nicht weit davon stehenden Schildwachen des Feindes es gehört und Lärm gemacht haben, und dadurch das ganze Korps des Generals Vorstell, der schon zu weit gegangen war, um ohne Gefahr, im Falle er bemerkt würde, zurückgehen zu können — in die größte Gefahr gestürzt haben. Aber wahrhaft seelengroß verläugnete er sich selbst, und opferte sich im eigentlichsten Sinne für die Erhaltung seiner Mitbrüder auf. Das ganze Korps gieng darauf eben so still und unbemerkt zurück, als es angekommen war, und der General gab den Plan auf, Wesel auf solche Art einzunehmen. Diesem Heldenmuth, dieser Seelengröße ist freilich kein Denkmal erbaut worden, nicht einmal den Namen des Uhlanen hat man erfahren können, aber er wird die unvergängliche, ewige Krone wohl gefunden haben, wo-

mit Gott den krönt, der recht kämpft, wenn auch hienieden nicht sein Name genannt wird.

## Scene aus der Schlacht von Großgörschen.

Als am Abend der Schlacht bei Großgörschen oder Lützen eine große Uebermacht von Franzosen auf den rechten Flügel der Verbündeten eindrang, und die eroberten Dörfer mit Blitzesschnelle wieder hinwegnahm, waren sogleich keine neue Truppen da, um die Franzosen wieder zu vertreiben. Siehe! da versammelte sich ein bunter Haufe von den verschiedenen Bataillonen, welche nach und nach auf diesen blutigen Plätzen gefochten hatten, und vereinigten sich, um die Dörfer wieder zu erobern. Die Schaar war nur klein; aber Niemand dachte hier an die Zahl. „Vorwärts! vorwärts! Hurrah!" so schrien Alle, warfen sich in das Dorf, stießen nieder, was vorkam, drangen durch's Dorf auf das freie Feld. Hier erwartete sie aber ein mörderisches Feuer. Mancher fiel. Die Truppen stutzten. Aber bald darauf schallte das alte Geschrei: „Vorwärts! Hurrah! Hurrah!" So stürzten sie sich von neuem in den Feind, trieben ihn in die Dörfer und durch die Dörfer, bis endlich 2 Kanonen zu ihrer Unterstützung herbeieilten. Hier sah man russische, ja sogar ein Paar englische Offiziere, wie gemeine Soldaten, freiwillig mitstreiten. —

Man sah in dieser Schlacht selbst keinen Verwundeten ohne Gewehr, so lange er noch irgend sich fortschleppen konnte. Man sah keinen nackt ausgezogenen Leichnam der Gebliebenen. Ein höheres Gefühl hatte die Streiter ergriffen.

## II.

# Patriotismus in seiner schön-
sten Gestalt.

# Spanien.

Der spanische Befreiungskrieg ist eine der merkwürdigsten Begebenheiten unsers Jahrhunderts. Man muß die riesenhaften Anstrengungen, die Einigkeit und die gänzliche Hingebung dieses von aller Welt, und selbst von seinem Fürsten verlassenen Volkes bewundern.

Das Studium des spanischen Krieges ist besonders für den Deutschen erfreulich, weil hier zu einer Zeit, wo der größte Theil von Europa noch in Fesseln lag, sich schon der jugendliche Geist der Freiheit aufschwang, um, aus dem mittägigen Himmel kommend, auch die Völker des Nordens zu erwecken, und Licht vor ihren Augen werden zu lassen.

Napoleon hatte beschlossen, kein Bourbon sollte in Europa regieren Gleichwohl saß ein Bourbon auf dem spanischen Thron; er wollte ihn stürzen. Die Umstände riethen mehr zu Verrath, als zu Gewalt; seine Unterhändler suchten ihres treulosen Herrn Wünsche bald zu erfüllen. In dem Staatsrathe zu Madrid erregte man durch allerlei List Zwiespalt, und zwischen Vater und Sohn Fehden. Karl IV. klagte im November 1807 den Prinzen von Asturien wegen Verschwörung und versuchten Vatermords an. Wie weit der Prinz von Asturien schuldig gewesen, ist nie genau ausgemittelt worden; indeß gestand er es auf gewisse Weise ein, erhielt Verzei-

hung vom König, und ward Feldhauptmann der spanischen Macht. So standen die Sachen am Schluße des Jahres 1807.

Damals war Napoleon in einer Lage, seinen Lieblingsentwurf ausführen zu können. Der Krieg mit Oestreich war beseitigt, Preußen nicht mehr furchtbar, Rußland durch den Tilsiter Frieden Frankreichs Bundsgenoß; des Rheinbundes war er gewiß. Jetzt also schien die Zeit gekommen, von Spanien Besitz zu nehmen.

Auch im Innern des Landes war Manches, was diesem Entwurf zusagte. Karl IV., ein höchst unbedeutender Fürst, hatte zwanzig Jahre regiert, beherrscht von einem verdorbenen Weibe, seinen eigenen Leidenschaften, und einem mit Recht von dem ganzen spanischen Volke verwünschten Minister, Godoi. Das Volk stand am Rande des Untergangs. Die Geschöpfe des Ministers hatten das unselige Geheimniß entdeckt, straflos die Gesetze zu umgehen; alles, was ehrenwerth und tugendlich war, gerieth in Vergessenheit und Mißachtung. Während dieser ruhmlosen Regierung war die spanische Seemacht zu Grunde gegangen, das Heer so vermindert, daß fast alle Festungen unbesetzt waren. Der Schatz war erschöpft, der öffentliche Kredit vernichtet, die Nationalschuld gewachsen, des Ministers Wunsch das einzige Gesetz für das Volk. Kurz, alles neigte sich zu endlicher Auflösung, und augenscheinlich mußte das Volk sich selbst befreien, oder Beute eines Mächtigern und Unternehmenden werden.

Und eben jetzt versuchte man das französische Joch abzuwerfen. Müde der steten Opfer, die dieser verbündeten Macht gebracht werden mußten, unbesorgt um Napoleons anderweitige Absichten, beschloß man, die alte Unabhängigkeit der spanischen Nation wieder zu gewinnen. Zum Unglück aber wurde dieß einem Manne übertragen, der

dazu gar nicht geeignet war. Der Friedensfürst ergriff eine höchst unkluge Maasregel, die den Wüthrich nur aufbringen mußte.

Spaniens und Frankreichs gegenseitiges Benehmen war das treulose Spiel zweier Schurken. Als Napoleon zu Berlin alle Schreibtische des preußischen Monarchen erbrach, fand er einen Brief Karl IV. an ihn, worin er ihm zum Kriege rieth, und versprach, Frankreich durch einen Abwand (Diversion) anzugreifen. Diesen königlichen Verrath vergaß Napoleon nicht, als er Zeit hatte, ihn zu rächen; mittlerweile aber bestach er den Friedensfürsten durch den Vertrag zu Fontainebleau 1807. Durch diesen verbürgte Napoleon Karln und seinen Abkömmlingen die Unverletztheit seiner Besitzungen, trat ihm Portugall ab, theilte es in drei Theile, um Godoi desto vollständiger zu betrügen, dessen Wille er des Königs war, und versprach ein französisches Heer in Portugall einzuführen, zur Förderung seiner Absichten auf Spanien. Der Theil, welcher die Landschaft zwischen dem Minho und Duero, und der Stadt Oporto befaßt, sollte der Königin von Etrurien und ihrem Sohne gegeben werden, gegen ihre italienischen Besitzungen; die Landschaft Alentejo und das Königreich Algarve sollten in voller Oberherrlichkeit dem Friedensfürsten, als Fürsten von Algarve, gegeben werden. Die Landschaft Beira, Tealos montes, und das portugisische Estremadura sollten verwaltet und dem Hause Braganza, als Köder für die Engländer, gegeben werden, damit diese Gibraltar und Trinidad den Spaniern wieder herausgäben.

Dieß waren die staatsklugen Entwürfe, hinter welchen Napoleon seine Endabsichten zu verbergen, und seinen großen Entzweck zu fördern gedachte. Nachdem er die nordischen Angelegenheiten beseitigt, unternahm er den

spanischen Feldzug unter dem Vorwand, Afrika zu überziehen, die Engländer aus den Häfen der Barbarei zu verdrängen, und den ganzen Süden der Halbinsel zu besetzen. Ohne amtliche Nachricht sendete er ein Heer von 150,000 Mann nach Spanien, ohne die 50,000 in Portugall unter Junot. Kein Eroberer hat je ein Land mit so ungeheuern Entwürfen, so großer Zuversicht und Treulosigkeit angegriffen. Die spanische Regierung war so schwach, daß sie sich nicht getraute, nach dem Grunde und Zweck der Ankunft zu forschen. Während die französischen Schaaren durch Spanien zogen, bereitete Napoleon alles vor, den Herrscherstamm bei dem Volke in das verächtliche Licht zu setzen. Indem er den Minister als Hauptwerkzeug brauchte, machte er Karln glauben, der Prinz von Asturien habe, wie bereits erwähnt, einen Anschlag auf sein Leben gefaßt. Daher der außerordentlichste, vielleicht schmachvollste Beschluß in der gesammten Geschichte. Er erging aus dem Pallast San Lorenzo am 30. Oktober 1807, und war an die Wortführer der einstweiligen Raths-Versammlung gerichtet.

Schon dieser Beschluß zeigte, wie willkührlich das Volk behandelt wurde, indem die bisher heilig gehaltenen Gesetze gegen den Fürsten verletzt, und er Angesichts des Volks und der Welt für einen Mörder erklärt wurde, ehe noch ein einziger Beweis seiner Schuld beigebracht war, wenn man einen ungenannten Kläger nicht etwa dafür gelten lassen will. Diese Feinheit Napoleons hatte den gewünschten Erfolg. Der König und die Königin wurden von dem ganzen Volke verabscheut, und Godoi zog sich nicht verächtliche Feinde zu. Selbst der Prinz von Asturien entgieng nicht allem Verdacht, besonders bei Unwissenden, welche durch Napoleons Unterhändler vorzüglich hintergangen wurden. Die Folge war, daß das

Volk sich in zwei Theile trennte, und endlich jeder Theil eine Veränderung wünschte, welche seine Lage wahrscheinlich verbessern, aber keineswegs verschlimmern könnte. Napoleon aber, der diesen wahrscheinlichen Ausschlag der Sache vorhersah, sorgte, daß es dazu nicht kommen möchte. Er machte durch seine Unterhändler den Vermittler zwischen Vater und Sohn, der Prinz von Asturien ward in Freiheit gesetzt, seine angeblichen Mithelfer wurden angeklagt und freigesprochen, und das Volk war unwilliger als je über den Ausgang einer Sache, die ihren Ursprung deutlich verrieth, so geheimnißvoll auch das Ganze eingeleitet war.

Der Friedensfürst sah mit neidischem Auge auf diese Vermittlung Napoleons, und weil er befürchtete, Ferdinand möchte seine Absichten durchkreuzen, so trieb er mittelst seines Beistandes den König an, einen Brief an Napoleon zu schreiben, und über dessen geheime Verbindung mit dem Prinzen von Asturien in einer so wichtigen Angelegenheit zu klagen. Hierauf antwortete Napoleon, er wolle volle Rache nehmen, wenn er von diesem Verfahren Kunde bekäme. Dieß war bloß darauf berechnet, den König zu täuschen, täuschte aber auch Ferdinand; denn der Gesandte überredete ihn: an den Kaiser zu schreiben, und um die Erlaubniß, eine Prinzessin aus seinem Hause zu ehelichen, anzusuchen. Hierauf antwortete Napoleon, und sendete ein Bildniß der Prinzessin, hütete sich aber wohl, selbst zu schreiben, damit man nicht etwa eine Urkunde seiner treulosen Verhandlung aufzeigen könnte. Mittlerweile hielt Godoi, welcher nun wohl sah, welche Rolle Napoleon spielte, für klug, ihn mit dem König und der Königin auszusöhnen; denn ihr Vortheil war eben auch der seine. Er vermochte sie also, an ihn zu schreiben, und auf eine Verbindung zwischen seiner Familie und Fer-

dinand anzutragen; nach einiger Zeit schien Napoleon auch wirklich einzuwilligen. Indeß bestrebte er sich, es unter dem Volke kündlich zu machen, daß er es mit dem Prinzen von Asturien halte, wodurch er leichten Zutritt seiner Schaaren in Pampelona, Figueras und Barzellona erhielt. Die schwache und schwankende Regierung fürchtete sich nachzufragen, warum sie kämen, und um seinen letzten Zweck, Auswanderung der königlichen Familie nach Mexiko, zu erreichen, ließ Napoleon Nachrichten verbreiten, welche sie wohl beunruhigen mußten. Der Plan gelang; denn der Hof entschloß sich bald, die Halbinsel zu verlassen, und in die überatlantischen Besitzungen sich zu ziehen. Vor der Ausführung dieses Vorhabens machte Godoi noch einen unnützen Versuch, sich und die königliche Familie mit Napoleon auszusöhnen; da er es aber nicht erreichte, so dachte er bloß darauf, mit dem Hof nach Amerika zu gehen.

Mittlerweile nahten die französischen Schaaren Madrid, und Godoi kam nach Aranjuez, wo damals das königliche Paar Hoflager hielt, und gab am 11. März 1808 Befehle, die königliche Wache und die Wallonen, nebst den leichten Geschwadern der königlichen Karabiniers, und alle zur Besatzung liegenden Schaaren nach Aranjuez zu ziehen. Zu gleicher Zeit erließ er eine Schrift, worin er das Volk versicherte, dieß habe bloß zur Absicht, allen Zwist zwischen Franzosen und Spaniern zu verhüten; denn der König und Kaiser wären gute Freunde, wie nur je. Dabei wurde alle nöthige Vorsicht gebraucht, und ein Geschwader zu ihrem sichern Geleite bereit gehalten. Ferdinands Freunde wollten zwar den König von diesem Schritt abrathen, und versicherten, Napoleons Absicht sey gar nicht, ihn um seine Krone zu bringen, und Karl hörte auch so weit auf diese Eingebungen, daß er am 16. März

folgendes erließ, um sein Volk zu beruhigen, und jede nachtheilige Bewegung zu verhüten, auf welche die ausgestreuten Gerüchte wohl berechnet seyn mochten: „Geliebte Unterthanen! Die Unruhe, die ihr in den gegenwärtigen Umständen erlitten, ist mir ein neuer Beweis eurer Gesinnungen, und ich, der ich euch als zärtlicher Vater liebe, eile, euch in dem Schmerz, den ihr fühlt, zu trösten. Seyd ruhig, seyd gewiß, das Heer meines theuern Bundesgenossen, des französischen Kaisers, ist bloß mit friedlichen und freundschaftlichen Gesinnungen zu mir gekommen. Sein Zweck ist bloß, es nach einem Punkte zu senden, der mit einer Landung vom Feinde bedroht wird; meine Wachen sind bloß zusammen berufen, meine Person zu vertheidigen, und nicht, mich auf einer Reise zu begleiten, welche Bosheit für gewiß angenommen. Umgeben von der festen Rechtlichkeit meiner geliebten Unterthanen, wovon ich so unwiderlegbare Beweise habe, was darf ich fürchten? Und, sollte eine dringende Nothwendigkeit es fordern, kann ich an ihrer edelmüthigen Vertheidigung zweifeln? Nein, diese Nothwendigkeit wird nimmer eintreten. Spanier, seyd ruhig, seyd, wie bisher, ruhig über meines Verbündeten Schaaren, und in einigen Tagen werdet ihr den Frieden eurer Gemüther hergestellt, und mich selbst froh sehen, daß der Himmel mir vergönnt, am Busen meiner Freunde und eurer Liebe zu bleiben. Ich, der König."

Nachdem dieser schwache König so sein Wort gegeben, das Königreich nicht zu verlassen, und ausdrücklich versichert hatte, daß davon gar nicht die Rede sey, gab er doch der Ueberredung seines treulosen Ministers nach, und machte am Abend desselben Tages Anstalten zur Thron-Entsagung. Seine Söhne, der Prinz von Asturien und Don Carlos, ersuchten ihn, nicht einen so raschen Schritt

zu thun; als sie aber alles Bitten fruchtlos sahen, dachten sie nur darauf, ihn mit Gewalt abzuhalten. Sie verbreiteten also das Gerücht von der Abreise des Königs, und Ferdinands Freunde versammelten sich in Menge zu Aranjuez, um die Flucht zu verhindern. Ferdinand hatte auch wenig Grund, die Flucht zu wünschen. Er ward vom spanischen Volk geliebt, und Napoleons Versprechen trauend, hatte er allen Grund zu glauben, daß ein Bündniß mit ihm seine Macht befestigen würde. Aber Godoi, der zwanzig Jahre gewohnt war, alle seine Wünsche erfüllt zu sehen, wurde durch diesen Widerspruch des Prinzen so aufgebracht, daß er nicht nur mit der unehrerbietigsten Heftigkeit gegen ihn sprach, sondern sogar sein Rohr gegen ihn aufhob und drohte, ihn mit Gewalt fortzubringen, wenn er nicht freiwillig folgte. So fest auch Ferdinand in seinem Vorsatze war, wäre es ihm doch nicht gelungen, des Königs und Godoi's Plan zu vereiteln, hätten ihm nicht des Königs Wachen beigestanden, zu denen an seines Zimmers Thür er, als man ihn nicht beobachtete, sagte: „Wir sollen diese Nacht fort, aber ich wünsche es nicht." Dem zufolge war das Volk bald in Aufruhr, um die königliche Familie aufzuhalten, und den Friedensfürsten zu ermorden, der in der Dunkelheit der Nacht entkam, und sich in einem Dachzimmer seines Pallastes unter Matten verbarg. Der Aufstand dauerte zwei Tage, bis das Volk Godoi ausfindig machte, der, wiewohl er ein Paar Pistolen bei sich hatte, doch weder sich zu erschießen, noch auf die zu feuern wagte, die er wenig Tage zuvor noch so tief verachtet hatte. In seiner Angst über den Zorn des Volks ließ der König Godoi verhaften, und ihm den Prozeß machen. Wie übermüthig im Glück, war er kleinmüthig im Unglück. Drei Wochen saß er

in Villaviciosa eingesperrt; hierauf ward er nach Frankreich abgeführt.

Karl fand, so schwachköpfig war er, daß er nicht ohne seinen Sohn regieren könne, und trat ihm kurz nach diesem Aufstand die Krone ab, und der Prinz von Asturien ward im ganzen Königreiche als Ferdinand VII. begrüßt. Dieser unerwartete Ausgang verrückte Napoleons Plan, indem er aber noch immer nicht wußte, was in Aranjuez vorgefallen, und die königliche Familie schon an der Seeküste bereit nach Amerika sich einzuschiffen vermuthete, so ertheilte er Mürat Befehl, auf Madrid los zu ziehen, in der Meinung, das Volk werde seinen Befreier mit offenen Armen aufnehmen. Das hätte es wohl auch gethan, wäre nicht seine Hauptbesorgniß und Klage durch Aufhaltung der königlichen Familie und Godoi's Entlassung gehoben gewesen. Um seinen Zweck desto leichter zu erreichen, gab er Mürat die Weisung, den König und seine Minister recht heftig zu lästern, den Prinzen von Asturien aber, der, seiner Meinung nach, schon auf dem Wege nach Mexiko war, zu beklagen. Dieß that Mürat, und da das Volk die Regierung eben so sehr verabscheute, als es Ferdinand anbetete, so gierng es leicht in die von dem verschmitzten Wütherich gelegte Schlinge. Als er aber Madrid nahte, und von den Vorfällen zu Aranjuez hörte, fand er bald nöthig, seinen Ton zu ändern, und nun schmähte er auf Ferdinand eben so sehr, als er vorher seine üble Lage bedauert hatte. Er behauptete, Karls Entsagung sey mit Gewalt erzwungen, und als solche werde Napoleon sie sicher nicht anerkennen, weil sonst in ganz Europa verlauten würde, seine Heere seyen nicht zur Vertheidigung, sondern zur Entthronung eines Bundesgenossen nach Spanien gezogen.

Am 22. März 1808 zog das französische Heer, Mürat an seiner Spitze, in Madrid ein. Nach einiger Zeit ließ man glauben, auch Napoleon sey auf dem Wege dahin, und er werde es als einen Beweis von Aufmerksamkeit ansehen, wenn D. Alonzo und Ferdinand ihm entgegen kämen. Da man nichts Nachtheiliges argwähnte, so wurde dieß genehmigt, als General Savari im Namen Napoleons es ausdrücklich verlangte. Ferdinand hatte keine weisen Räthe um sich, sonst hätten sie die leichte Decke dieses Entwurfs weggezogen, und ihm abgerathen, Madrid zu verlassen, was gerade Napoleon, als für ihn höchst wichtig, wünschte. Er verließ also am 10. April Madrid, begleitet von dem verschlagenen Savari, welcher um die Ehre bat, den jungen Monarchen begleiten zu dürfen, eigentlich aber nur ihm nahe seyn wollte, um erforderlichen Falls entschieden zu handeln. Er gab vor, man werde nur bis Burgos zu reisen brauchen, wo Napoleon um die Zeit ihrer Ankunft eintreffen werde; da man ihn aber nicht in Burgos fand, überredete er ihn, bis Vittoria zu gehen. Zu Burgos war Don Pedro Cevallos der einzige, welcher ihm zurückzugehen rieth; auch das Volk versuchte alles, ihn abzuhalten. Es war umsonst. Der unglückliche und betrogene Ferdinand reiste weiter. In Vittoria wurde ihm gemeldet, Napoleon sey in Bordeaux angekommen, und auf dem Weg nach Bayonne, wohin der Infant D. Carlos von Toloso gehen würde. Als aber Savari merkte, daß Ferdinand schwerlich weiter gehen möchte, gieng er selbst nach Bayonne, und brachte von dort folgendes Schreiben Napoleons, welches den König bestimmte, sich von seinem Volke zu trennen, ob es gleich an sich Verdacht genug erregen mußte. Indeß hatte Savari sich gegen Napoleon verbürgt,

bürgt, wenn sich Ferdinand weigere, ihn mit Gewalt nach Bayonne zu führen.

„Mein Bruder! Ich habe die Nachricht der Ankunft Eurer Hoheit erhalten, und die von dem König, Ihrem Vater, erhaltenen Papiere müssen Sie überzeugt haben, wie viel Antheil ich stets an ihm genommen. Ew. Hoheit erlauben mir, in gegenwärtigen Umständen offen und ehrlich mit Ihnen zu sprechen. Ich hoffte, bei meiner Ankunft in Madrid meinen erlauchten Freund in einigen nothwendigen Verbesserungen in seinem Reiche zu vermögen, und in manchen Hinsichten der öffentlichen Erwartung zu entsprechen. Die Entfernung des Friedensfürsten schien mir um seinetwillen und des Volks wegen nöthig. Die nordischen Angelegenheiten haben meine Reise verzögert; unterdessen haben sich die Vorfälle in Aranjuez ereignet. Ich maße mir nicht an, Richter des Erfolgs, noch auch des Benehmens des Friedensfürsten zu seyn, aber ich fürchte, es ist sehr gefährlich, wenn Könige ihren Vasallen erlauben, Blut zu vergießen und Gerechtigkeit auf eigne Hand zu üben. Ich bitte Gott, daß Ew. Hoheit dieß unglücklicherweise nicht erfahren mögen. Es wäre Spanien wohl nicht heilsam, wenn ein Prinz, der in die königliche Familie geheirathet, und das Königreich so lange regiert hat, einer solchen Verfolgung ausgesetzt wäre. Der Prinz hat keine Freunde mehr, und Ew. Hoheit werden sie auch verlieren, wenn Sie unglücklich würden. Das Volk rächt sich so gern an uns für die Achtung, die es uns beweisen muß. Wie kann überdieß der Friedensfürst vor Gericht gezogen werden, ohne den König und die Königin, Ihre Eltern, mit zu verwickeln? Dergleichen Verfahren würde dem Volkshaß Vorschub thun, und aufrührische Leidenschaften wecken, und der Erfolg würde für ihre Krone nur verderblich seyn. Ew. Hoheit hat kein

anderes Recht darauf, als von der Mutter her, und wenn ein solcher Vorfall Ihre Ehre befleckte, so würden diese Rechte verfallen. Leihen Sie nicht schwachen und treulosen Rathgebern Ihr Ohr! Ew. Hoheit hat kein Recht, den Friedensfürsten zu richten; seine Verbrechen, wenn er anders deren bezüchtigt werden kann, verschwinden vor den Rechten des Throns. Ich habe oft den Wunsch geäußert, der Friedensfürst möchte sich den öffentlichen Angelegenheiten entziehen, und wenn ich meine diesfallsigen Gesuche nicht dringender gemacht, so geschah es bloß aus Freundschaft für den König Karl, und zugleich, weil ich wünschte, seine schwache Anhängigkeit nicht zu sehen. O klagwürdige Menschheit! Schwäche und Irrthum, das ist unser Loos. Aber alles dieß kann wieder ausgeglichen, der Friedensfürst aus Spanien entlassen werden, und ich biete ihm in Frankreich einen Rettungsort."

„Da Karls IV. Thronentsagung in dem Augenblicke geschah, als meine Heere Spanien besetzten, so könnte Europa und die Nachwelt wohl denken, ich habe diese Schaaren lediglich in der Absicht hingesendet, meinen Verbündeten und Freund seines Thrones zu berauben. Als Nachbarfürst mußte ich mich, ehe ich eine solche Abdankung anerkennte, von allem, was vorgefallen, unterrichten. Ich sage Ew. Hoheit, den Spaniern und der ganzen Welt, wenn König Karls Thronentsagung freiwillig, und nicht durch den Aufstand und die Meuterei in Aranjuez erzwungen worden ist, so werde ich nicht anstehen, sie zu genehmigen, und Ew. Hoheit als König von Spanien anzuerkennen; aber ich wünsche, darüber mit Ew. Hoheit insbesondere zu sprechen."

„Die Vorsicht, welche ich in dieser Angelegenheit einen ganzen Monat beobachtet habe, muß Ew. Hoheit überzeugen, wie gern ich Ihnen beistehen will, wenn ih-

gend Partheiungen Ihnen den Thron verleideten. Als König Karl mir die Vorfälle im vorigen Oktober zu wissen that, zogen sie mich sehr an, und ich schmeichelte mir, durch meine Erklärungen den glücklichen Ausgang der Vorfälle im Eskurial herbeigeführt zu haben. Ew. Hoheit sind nicht tadellos, wie ein Brief, den Sie an mich geschrieben, und den ich immer zu vergessen gesucht habe, beweiset. Wenn Sie König seyn werden, werden Sie einsehen, wie heilig die Rechte des Throns gehalten werden müssen. Alles Ansuchen eines Erbprinzen bei einem auswärtigen Fürsten ist Verbrechen. Die Vermählung Ew. Hoheit mit einer französischen Prinzessin halte ich dem Staatswohle meines Volkes für angemessen, und betrachte sie als ein neues Band mit einem Hause, mit welchem ich seit meiner Thronbesteigung noch immer zufrieden zu seyn Ursache hatte. Ew. Hoheit sollten vor den Folgen eines Volksaufstands zittern; es können Meucheleien an meinen über Ihr Land verbreiteten Kriegern verübt werden, aber sie werden nur zu Spaniens Untergang führen. Mit Betrübniß habe ich gesehen, daß in Madrid Briefe vom Feldhauptmann in Catalonien herumgehen, welcher die Gemüther erbittert hat. Ew. Hoheit kennen mein Innerstes; Sie bemerken, daß mehrere noch unentschiedene Umstände meine Aufmerksamkeit beschäftigen; aber seyn Sie versichert, in jedem Fall werde ich mich gegen Ihre Person mit derselben Achtung benehmen, wie gegen Ihren königlichen Vater. Ew. Hoheit werden Sich überzeugen, wie geneigt ich bin zur Ausgleichung, und Ihnen Beweise meiner Achtung und vollkommenen Hochachtung zu geben. Mein Bruder! Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen Schutz nehme.

Bayonne, den 15. April 1808.

(Unterzeichnet) Napoleon."

Es bleibt immer wundernswürdig, daß Ferdinand nicht merkte, worauf eigentlich dieser Brief hinaus wollte, und daß er nicht sogleich nach Madrid zurückkehrte. Enthält er ja doch vom Anfang bis zum Ende nichts als schmähliche Ausdrücke, in welchen seine Rechte verkündet werden, die handgreiflichsten Widersprüche, die beispiellosesten Drohungen, betrüglich verborgene Absichten. Gleichwohl überließ sich der junge Monarch dem Manne, der so schreiben konnte. Ihn mag seine Jugend, seine Rathgeber und Minister kann nichts entschuldigen.

Trotz allen Gründen und Versuchen des Volks von Vittoria, seine Abreise zu verhindern, welche so weit giengen, daß man sogar die Stränge seines Fuhrwerks zerschnitt, setzte Ferdinand seine Reise nach Bayonne fort, wo er am 20. April ankam. Gleich nach seiner Ankunft besuchte ihn der Kaiser, umarmte ihn mehrmals, erwies ihm alle Achtung, um den Schlag, der kurz darauf den unglücklichen Monarchen treffen sollte, nur schwerer zu machen. Mit feurigen Umarmungen nahm der Kaiser wieder von ihm Abschied, und sendete gleich darauf Duroc, ihn zur Tafel zu laden, und einen Wagen, ihn nach dem Pallast Marsac zu bringen, wo er mit aller Aufmerksamkeit empfangen wurde, und wo beide Monarchen mit einander speisten. Kaum war aber Ferdinand wieder auf seinem Zimmer, als General Savari ihm meldete, der Kaiser habe unwiderruflich beschlossen, der Stamm der Bourbons solle fortan nicht mehr in Spanien herrschen, sein eigner Stamm solle an ihre Stelle treten; zu dem Ende fordere er ihn auf, für immer in seinem und seines Hauses Namen, allen Rechten und Ansprüchen auf die Krone Spaniens und die beiden Indien zu entsagen.

Dies Drama zu vollenden, wurde der schwache unentschlossene Karl von Mürat eingeschüchtert oder überredet, folgenden Widerruf zu erlassen:

„Ich betheuere und erkläre hiemit, daß alles, was ich in meinem Beschluß vom 19. März, als ich meine Krone meinem Sohne abtrat, erklärt, von mir erzwungen ward, um größeres Uebel zu vermeiden, und meiner Unterthanen Blut zu sparen, und daß es als solches keine Gültigkeit hat. Aranjuez, den 21. März 1808.

Ich, der König."

Vor diesem Widerruf schrieb dieser Monarch unter demselben Einfluß an Napoleon Folgendes, und zwar ohne Tagesangabe, vermuthlich mit Absicht:

„Mein Bruder und Herr! Ew. Majestät werden unstreitig nicht ohne große Rührung erfahren haben, was in Aranjuez vorgefallen, und daraus erfolgt ist, und sehen unfehlbar mit vieler Theilnahme auf einen König, der, gezwungen seine Krone zu verlassen, sich in die Arme eines großen Monarchen, seines Bundesgenossen, wirft, und ihm Alles übergiebt, der allein sein, seiner Familie, und seiner treuen und geliebten Unterthanen Glück fördern kann. Nur durch die Gewalt der Umstände übergab ich meinem Sohne das Diadem, als Waffenlärm und Geschrei meiner im Aufstand gegen mich begriffenen Wachen mir die Wahl zwischen Leben oder Ermordung meiner Königin ließen. Ich sah mich gezwungen, zu entsagen, aber voll Vertrauen auf die Großmuth und den Genius des großen Mannes, der sich mir stets als Freund erwiesen, beschloß ich, ihm zu überlassen, was er mit mir, meiner Königin und dem Friedensfürsten machen möchte. Ich übersende Ew. kaiserl. Majestät einen Widerruf meiner Abdankung, vertraue mich ganz Ew. Majestät Güte und Freundschaft, und bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Karl,

Ew. kais. königl. Majestät affektionirter Bruder und Freund."

Diese von Mürat mit so wenig Kraft erreichten, vom König mit so wenig Schwierigkeit unterzeichneten Urkunden werden dem Fürsten, der seinen Untergang so unwürdig suchte, zu ewiger Schmach gereichen, und allein schon Napoleons Namen in dem Urtheil der Nachwelt brandmarken. So lange Ferdinand noch in Madrid weilte, konnte man diese Papiere nicht füglich bekannt machen, und der Großherzog begnügte sich, sie Napoleon zu übersenden; aber nach der Abreise des jungen Monarchen sendete Mürat Befehle an alle französischen Generäle, in welchen er sagte, Karl sey wieder König, indem Ferdinand nur einstweilen die Krone angenommen habe, das Volk zu beruhigen. Dennoch getraute sich Mürat nicht, diesen Umstand, wie er wünschte, dem ganzen Volke kund zu thun, und suchte mit List zu erreichen, was er auf anderm Wege zu suchen fürchtete. Er beauftragte noch an demselbigen Tage zwei Franzosen, die Nachricht zu drucken und heimlich in Umlauf zu bringen. Ein Drucker in Madrid gab dem Präsidenten der Versammlung Nachricht, daß zwei Unterhändler Mürats, Joseph Fumiel und Antonio Rivat, Anhänger des Generals Grouchi, in seine Druckerei gekommen, und eine gedruckte Erklärung gewünscht hätten, worin die Spanier ermahnt werden, das königliche Paar wieder auf den Thron zu setzen. Die Regierung zeigte, wiewohl auf Gefahr der Sicherheit Madrids, Kräftigkeit genug, sie zu ergreifen, und doch diente dieß bloß zu beweisen, wie thöricht es war, sie dem französischen General ohne förmliche Beschwerde oder Strafgesuch auszuliefern.

Mürat eilte sehr, die Zügel der Regierung zu erfassen, und die Larve abzuwerfen, welche der Despotismus nie lange ohne Zwang tragen kann. Kurz, nach Ferdinands Abreise sorgte er dafür, daß das königliche Paar

nach Bayonne abgieng, von wannen, wie er sagte, der Kaiser nicht weggehen würde, wiewohl er nur einige Tage zuvor gerade das Gegentheil versichert hatte. Daß das Volk beide wieder förmlich anerkenne, dazu sey nöthig, daß der Kaiser sie erst wieder auf den Thron setze, welches nirgend so gut, als in Bayonne, geschehen könne, wiewohl er wenig Tage zuvor eine solche Anerkennung nicht gefordert hatte.

Der König und die Königin konnten, verabscheut von dem ganzen Volke, und selbst von ihrer Dienerschaft verlassen, Mürats Vorschriften nur wenig widerstreben; es blieb ihnen keine andere Wahl, als sich Napoleon zu ergeben, und am Ende Aprils giengen sie vom Eskurial nach Bayonne ab, nachdem Mürat Karln bewogen hatte, an seinen Bruder D. Antonio ein Schreiben zu erlassen, in welchem er sich gegen seine Abdankung feierlich verwahrte.

„Mein geliebter Bruder! Am neunzehnten v. M. vertraute ich meinem Sohne einen Abdankungsbeschluß. An demselben Tage faßte ich einen Widerruf ab gegen einen im Aufruhr erlassenen, und unter drohenden Umständen mir abgezwungenen Beschluß. Nun, da die Ruhe hergestellt ist, und mein Widerruf meinen erhabenen Freund und treuen Bundesgenossen, den Kaiser von Frankreich, erreicht hat, erkläre ich feierlich, daß diese Absagungs-Urkunde vom 19. März in allen Theilen null und nichtig ist, und ersuche dich, meinem Volke kund zu thun, daß sein König und Freund seine noch übrigen Tage für dessen Glück zu verwenden wünscht. Ich bestätige vorläufig die Glieder der regierenden Junta, und alle bürgerliche und Kriegsbehörden, die seit dem 19. März angestellt sind. Ich bin gesonnen sofort abzugehen, und meinen erhabenen Bundesgenossen, den Kaiser und König, zu

treffen, worauf du meine Befehle der Junta zu übersenden hast.

St. Lorenzo, den 17. April 1808.

Ich, der König."

Wenn Ungerechtigkeiten so schnell auf einander folgen, läßt sich das Widersprechende derselben unmöglich verbergen. Man darf obigen Brief nur mit der Verwahrung und dem Briefe an Napoleon vergleichen. In jenem sagt er, die Verwahrung sey niedergeschrieben an demselben Tage, wie die Abdankung, in dem vom 21. März aber erwähnt er nicht des zwei Tage zuvor gezeichneten Widerrufs, sondern läßt vielmehr das Gegentheil annehmen.

Die Franzosen gaben sich alle mögliche Mühe, die öffentliche Ruhe zu stören, und Mürat klagte unaufhörlich über die Unordnungen, welche seine eigenen Truppen verschuldeten, indem er schamlos die Ursache von allem den Spaniern zuschrieb. Die in Gehorsam stets sich fügende Regierung willigte täglich in neue Forderungen, ohne daß sie wagte, jene Kräftigkeit zu zeigen, wodurch Spanien allein hätte gerettet werden können. Sie merkte gar nicht, daß Willigung ein erbärmliches Hilfsmittel sey, und nur des Feindes Stolz und Uebermuth mehren, ja den Schlag, den er zu führen gedachte, beschleunigen müßten. Mürat, der sich auf den Charakter der Regierung recht gut verstand, wurde täglich stolzer und hartnäckiger. Am 23. April schrieb er an den Infanten D. Antonio, Präsidenten der höchsten Junta, Folgendes:

„Vetter und Herr!

Ich habe erfahren, daß Zusammenkünfte des Volks in Burgos und Toledo statt gefunden, und der Pöbel, von unsern gemeinsamen Feinden und raubsüchtigen Nichtswürdigen überredet, sich große Unbilden hat zu Schulden

kommen lassen. In Burgos wäre der Oberaufseher der Landschaft, als ein Opfer seines Eifers, gefallen, hätte er nicht sein Leben einem Franzosen verdankt, der ihn den Händen dieser Elenden entzog. Sein Verbrechen war in ihren Augen bloß, daß er seiner Pflicht treu handelte. Dem General Merle ist es gelungen, diesen Aufruhr durch Feuern unter den Pöbel zu stillen. Die Schwächsten blieben auf dem Schlachtfeld, die übrigen flohen. So ist die Ruhe hergestellt, und die Wuth des Pöbels gehemmt, welcher Lust hatte, die Reichen zu plündern. In Toledo hat das Volk viel geplündert, viele Häuser angesteckt, und zum zweiten Male die bewaffnete Macht gezwungen, auf dasselbe zu feuern."

„Die Bekanntmachung einer außerordentlichen Zeitung vom 10. Nachts hat hier einen Volksauflauf veranlaßt. Die Bewohner von Madrid haben sich fest gegen diese Bekanntmachung erklärt, und es war nöthig, die Absichten der Staatsjunta durchaus zu kenneu, damit sie nicht für schuldig erkannt würde, als habe sie in die Plünderung der Stadt durch diese schimpflichen Banden gewilligt."

„Ich erkläre Ew. Hoheit, daß Spanien nicht länger dieser Herrenlosigkeit Preis gegeben werden kann. Das Heer, welches ich befehlige, kann ohne seine Entehrung solche Unstalten nicht länger dulden. Ich bin allen guten Spaniern Schutz und Sicherheit schuldig, vor allem der Hauptstadt Madrid, welche durch die Begeisterung und Güte, womit sie uns bei unserm Einzug in ihren Mauern aufgenommen, ewige Ansprüche auf unsere Dankbarkeit hat; ich muß mit Ihren Mitteln dem Eigenthümer, dem Kaufmann und den friedlichen Einwohnern aus jedem Stande, Sicherheit und Ruhe verschaffen, und, ich sage es nochmals, ich werde keine öffentlichen Zusam-

menläufe mehr gestatten. Ich sehe in ihnen die aufrührischen Feinde Frankreichs und Spaniens, welche Mißtrauen und Unruhe zu verbreiten gewagt haben. Verkünden Sie der Hauptstadt und ganz Spanien meinen edelmüthigen Entschluß, und fehlt es Ihnen an hinlänglicher Kraft, für die öffentliche Sicherheit zu stehen, so will ich es. Ich zweifle nicht, Sie und das spanische Volk werden meinen Entschluß loben, und als einen Beweis meiner Achtung und meines steten Wunsches ansehen, zum Glück des Reiches beizutragen. Entreißen Sie Englands Unterhändlern, entreißen Sie unsern gemeinschaftlichen Feinden für immer die Hoffnung, zwei befreundete Völker gegen einander zu bewaffnen, die durch gegenseitigen Vortheil so wesentlich eins sind. Alle gute Spanier werden in der ruhigen Haltung, die ich immer beobachtet habe, sehen, wie fern das Heer davon ist, durch treulose Einflüsterungen sich verführen zu lassen, und daß wir nie den gesunden Theil des spanischen Volks mit jenen niedrigen Trugkünstlern verwechselt haben. Ich bitte Gott, daß er Sie in seinen heiligen Schutz nehme.

Madrid, den 23. April 1808.

Joachim."

Ein unterrichteter Spanier, welcher die Vorfälle, die den spanischen Krieg veranlaßten, aufmerksam beobachtete, Alvaro Florenz Estrada, bemerkt hiebei Folgendes: „Da die Regierung nach Empfang dieses Briefs nicht wußte, wie sie Mürats Drohungen widerstehen sollte, so erließ sie einen Befehl gegen alle öffentliche Ruhestörer, worinn alle als Verbrecher betrachtet wurden, die doch nichts gethan hatten, als Franzosen verachtet, und ihnen Widerstand geleistet, wozu sie nicht Festigkeit genug hatte."

„Trotz den schmählichen Beschlüssen, welche die verbrecherichste Schwäche eingab, heftete das Volk seine Au-

gen fest auf seine Feinde und auf die Schwäche seiner Regierung, deren Benehmen sie dem Zwange zuschrieb, und mithin bemitleidete. Die Gemüther des Volks beschäftigte nur das von den Franzosen erlittene Unrecht, gegen welche es täglich mehr erbittert wurde."

„Es ist unglaublich, welche Sinnesänderung dieß Unrecht auch in gemäßigten, zaghaften Gemüthern hervorgebracht hat. Alle fühlten sich von einer unerträglichen Last gedrückt, und verabscheuten im Herzen die treulosen Fremdlinge, die unter dem Vorwande der Freundschaft die Güte, welche ihnen selbst mit den schmerzlichsten Aufopferungen erzeigt war, mit Hohn und Tyrannei vergalten."

„Das Volk war nun überzeugt, daß jede Maasregel der Franzosen gegen seine Freiheit und Sicherheit gerichtet war, und dieser Gedanke versenkte alle in die traurigste Erwägung ihres künftigen Looses; da sie zumal von einer schwachen Regierung verlassen waren, deren einzige Klugheit darin bestanden hatte, Napoleons Ehrgeiz mit Geld, mit allerlei Opfern und der niedrigsten, knechtischen Unterwerfung zu begütigen. Ein Staat, der seines Feindes Freundschaft und Bundesgenossenschaft mit Gold verkauft, hält ihn gewiß so wenig fern, daß er ihn nur zu Raub und Plünderung veranlaßt, und zeigt, daß er weder Muth noch Kraft hat. Wenn Godoi den Basler Frieden erkaufte, als Frankreich so mißlich stand, mußte nicht Spanien die Folgen so niedriger Staatsklugheit büßen? Alle ehrliche und einsichtige Männer merken jetzt Napoleons Absichten; je mehr der Mensch seine Rechte kennt, desto mehr empört er sich gegen willkührliche Macht; da sie aber die Gegenmittel nicht in ihren Händen hatten, so konnten sie das Volk nur, wo es die Gelegenheit gab, gegen die Franzosen aufbringen."

„Der Mangel an Nachrichten aus Bayonne, von wo man seit Ferdinands Ankunft, und den kriegerischen Rüstungen der Franzosen in der Hauptstadt, um die Einwohner zu schrecken, nichts vernommen hatte, war ein neuer Grund, die Gemüther zu entzünden, und es fehlten nur geringfügige Anlässe, die große Entladung zu bewirken, welcher so oft Einhalt gethan worden war. Die, welche am ersten Mai in Madrid waren, merkten wohl, daß sich der Sturm zusammenzog, der am nächsten Tage ausbrach. Eine stille, aber ausdrucksvolle Vorbereitung — eine je mehr unterdrückte, desto fürchterlichere Unruhe — eine Art vorsetzlicher Gleichgültigkeit, womit selbst die niedrigsten Handwerker ihre Werkstätten verließen, alles waren Vorbedeutungen eines fürchterlichen Ausbruchs. Fürst Joachim ritt Mittags um 12 Uhr durch die Reihen seiner großen Leibwache am Platze des Sonnenthors, und das Zischen, Schreien und Höhnen fast aus jedem Hause war eine Art von Aufforderungszeichen zum Kampf, welches angenommen werden mußte; die ganze französische Besatzung blieb diese Nacht unter den Waffen."

„Der in den Jahrbüchern Spaniens ewig denkwürdige 2. May und seine Ereignisse geben mehr Stoff zu einem Gedichte, als für eine Geschichte, wo die Einbildungskraft nicht von der Wärme hingerissen werden darf, welche die Erinnerung an solche Gräuel einflößt. Die an diesem Tage verübten Verbrechen zeigten die außerordentliche Tyrannei und Treulosigkeit, deren Napoleon fähig ist, ein Mann, der geboren war, die Welt zu vernichten, indem er Menschen, die durch jedes zarte Band mit einander vereinigt seyn sollten, veranlaßte, sich zu hassen, zu betrügen, einander in Stücken zu hauen, nur um seinem gränzenlosen Ehrgeiz zu dienen. Seine Grausamkeit kannte keinen Wechsel von Genuß, als den, neuen Genuß

in Thränen, Verzweiflung und Untergang des Unschuldigen zu suchen."

„Da ein herrenloser, oder daran gränzender Staat ein Volk seiner Kraft und seines Nachdrucks am ersten beraubt, in wie fern ihm kein gemeinsames Organ seines Willens bleibt, so suchte Mürat Spanien in diesen Zustand zu versetzen, damit es desto leichter eine Beute seiner Absichten würde; in dieser Hinsicht suchte er die noch von der königlichen Familie in Madrid Zurückgebliebenen, den Infanten D. Antonio, D. Francisco, und die Königin von Hetrurien, nebst ihrem Sohne nach Bayonne zu befördern. Dazu reichten Andeutungen und Ränke nicht aus, er gab strengen ernsten Befehl; die Gewaltsamkeit der Herrschsucht wächst allmählig, wenn nicht feste Gerechtigkeit sie zügelt, und jedes Zugeständniß ist ein neuer Sieg und ein neuer Anlaß zu fernern Forderungen."

„Neugier hatte eine Menge Volks nach dem Pallast gezogen, die königliche Abreise mit anzusehen. Als der erste Wagen aus dem Thore fuhr, hörte man ein verworrenes Geschrei unter dem Volk, daß der Infant D. Antonio, den der König als Unterkönig und Vorsitzer der Junta zurückgelassen, eben fort wollte. Sogleich schnitt man die Stränge ab, und brachte den Wagen wieder in den Hof des Pallastes; auf die Versicherung aber, daß D. Antonio die Stadt nicht verlassen wolle, ließ man die übrigen Wagen fort, in welchen die Königin von Hetrurien, ihr Sohn, und ihr Bruder D. Francisco saßen. Mürat sendete sofort einen Adjutanten, um zu erfahren, was vorgefallen. Das Volk verhöhnte ihn, ohne ihn jedoch anzurühren; denn gegen eine solche Menge hätte er sich vertheidigen können. Als die Wagen fort waren, bemerkte man, daß der Infant D. Francisco höchst ungern abreiste, ja sogar Thränen vergoß; dieß bemerkte das

Volk, und schwur, nicht länger sich den Absichten der Franzosen zu unterwerfen. In diesem Augenblick kam ein Adjutant mit einer Schaar, welcher er befahl, auf einen der versammelten Haufen Feuer zu geben, und mehrere, worunter Weiber, Kinder und einige harmlose Zuschauer waren, wurden getödtet. Da begann, es war früh 10 Uhr, der in Madrid unvergeßliche, blutige, schreckenvolle Auftritt."

„Wiewohl die Spanier keine Waffen, noch Anführer, noch Rückhalt von den eingesetzten Behörden hatten, wollten sie doch lieber auf dem Platze bleiben, als ruhig solchem Verrath sich unterwerfen; sie fielen mit der größten Unerschrockenheit über die Franzosen her, wenn sie gleich nichts als Steine, Stöcke und Fäuste hatten. Die Neuigkeit flog durch ganz Madrid, und in weniger als einer Stunde strömte das Volk von allen Seiten, besonders Handwerker, angetrieben von dem Verlangen, ihrer Freunde und Mitbürger Mord zu rächen, in den Strassen zusammen, und fielen über die Franzosen, wo es sie in kleinen Abtheilungen fand, her. In einem Augenblick wurde die Hauptstadt eines friedlichen Volks zum Schlachtfeld, das Blut der unschuldigen Einwohner floß durch die Strassen, von denen vergossen, die sie, nach dem eigenen Geständniß ihres Anführers, mit allen Zeichen der Gastlichkeit in ihre Häuser aufgenommin hatten. Unglaublich ist die ruhige Unerschrockenheit, welche das Volk von Madrid an diesem Tage bewährte; und, wäre die Eroberungskunst nur den Kühnsten zu Theil geworden, so hätten die Spanier einen so vollständigen Sieg davon getragen, als sie verdienten. In verschiedenen Theilen der Stadt griffen kleine Theile von nicht mehr als zehn bis zwölf Mann, Haufen, von mehr als Hundert Franzosen an, stritten mit ihnen ziemlich lange, erlegten viele,

und nahmen ihnen die Waffen, die sie selbst nicht hatten. An vielen andern Orten verloren die Mörder viele Leute, sogar durch Weiber und Kinder. Aber, wo die Spanier sich mit unsterblicher Ehre vertheidigten, alle Mannskraft zeigten, und Tod der Schande vorzogen, das war der Artillerieparkt am Pozosthore. Dort hatten zwei Offiziere dieser Schaar, Daviz und Velarde, deren Namen ewig die Spanier mit Achtung und Rührung aussprechen werden, mit etwa 20 Soldaten und etlichen zusammengeraften Bauern, den ganzen Park weggenommen, den wieder zu erhalten Mürat einen Haufen von 200 Mann sendete. Die beiden Offiziere hatten einen Vierundzwanzig=Pfündner an das Thor des Parks einer engen Strasse gegenüber, durch welche ein Zug Feinde vorrückte, aufgepflanzt; 150 Schritte davon, am Ende zwei anderer Strassen, dem erstern gegenüber in gleicher Richtung, zwei andere Stücke. Da sie gewiß waren, daß die Franzosen sogleich diesen Speicher (den einzigen in Madrid, worinn alles Geschütz und Kriegszeug war) zu nehmen suchen würden, so beschloßen sie, ohne Befehl ihrer Anführer oder irgend einer andern Behörde, ihn zu vertheidigen. Sie sahen den Feind kommen, und warteten mit der größten Heiterkeit bis er nahe war; sogleich lösten sie ihre Stücke, wodurch solch ein Blutbad entstand, und der Befehlshaber der Franzosen so bestürzt ward, daß er sich zurückzog und nach Verstärkung sendete. Hierauf kamen ihnen zwei andere Züge von mehr als 2000 Mann zu Hilfe, und griffen von vorn an, wurden aber zurückgetrieben; scheu geworden, aufs neue gegen die Spanier vorzudringen, näherten sie sich ihnen von beiden Seiten, aus Fenstern und von den Dächern ihnen zurufend, sich zu ergeben; aber die beiden tapfern Offiziere wollten einen Feind, der sie stets belogen, nicht anhören, verwarfen alle Bedingungen,

und blieben standhaft bis zum letzten Augenblicke ihres Lebens, nachdem sie 26 Schüsse auf den Feind gethan. Velarde fiel von einem Schuß. Daviz bekam einen andern, der ihm den Schenkel zerschmetterte; aber noch auf dem Boden sitzend gab er seine Befehle mit der größten Kaltblütigkeit, bis er drei tödliche Kugeln erhielt, die seine ruhmvolle Laufbahn endeten."

„Der Befehl ward einem Hauptmann des Geschützes übertragen, den Daviz zu seinem Nachfolger ernannte; da er aber keine Hoffnung sich länger zu halten hatte, so schlug er dem französischen General Bedingungen vor, mit welchen er sich ergeben wollte; und als sie darüber verhandelten, kam ein Befehlshaber der spanischen Schaaren eilig mit einem weißen Tuche wehend, zu melden, daß das Volk wieder ruhig geworden. Mürat, der nicht so viel sah, daß sein Versuch zu schrecken, mißglückte, und es ihm mehr kosten mochte, als er gedacht hatte, nahm seine Zuflucht zu etwas Anderm, aber minder Edlem. Dazu mußte zuförderst das Volk beruhigt werden, welches denn einige List erforderte. Ohne ihm Zeit zu lassen, daß es einander sich schriftlich mittheilen konnte, sendete er einen Oberoffizier an die höchste Junta, mit der Weisung, sie möchte das Volk zur Ruhe bringen, oder er gäbe die Stadt dem Morde und der Plünderung Preis. Ohne auf Versprechungen zu warten, die, wie er wußte, nicht immer erfüllt wurden, erbot er sich, seine Schaaren aus Madrid zu ziehen, und Niemanden wegen des Vorgefallenen zu bestrafen, wenn sie die Ruhe wieder herstellten."

„Die Junta beschloß hierauf, daß der hohe Rath von Castilien, begleitet von mehrern Personen hohen Ranges, und einigen französischen Generalen, im Geleite des spanischen und französischen Geschützes sich aufmachen, und

den Aufstand beruhigen sollten, welches sie durch Versprechungen im Namen des spanischen Statthalters und Mürats bewirken, die von den abgeordneten Personen verbürgt wurden.

„Man hat das Benehmen der Regierung getadelt, daß es die Kraftäußerung des Volks hinderte, statt ihnen mit Schaaren aus der Besatzung beizustehen."

„Die meisten Menschen lassen sich mehr von ihrem Gefühl, als Verstand leiten, und sehen darum selten die Dinge in ihrem rechten Licht. Gewohnt, ihren Wünschen gemäß zu rechnen, haben sie gemeint, das Volk von Madrid und der Umgegend hätte die Franzosen überwältigen können, und so wäre Spanien, freilich mit viel Blutverguß, von seinen Feinden befreit worden. Ueberlegen wir aber alles kaltblütig, so müssen wir gestehen, sie konnten nicht anders handeln. Ein Sieg wird nicht bloß durch Ungestümm gewonnen; es braucht Kaltblütigkeit und Umsicht jeden glücklichen Umstand zu ergreifen; die den Krieg nicht verstehen, verwechseln oft Klugheit mit Zagheit, und Tapferkeit mit Raschheit. Die Franzosen waren 70,000 Mann stark in und um der Hauptstadt, hatten viel Geschütz und einige Reiterei. Die spanischen Schaaren betrugen nicht über 6000, und hatten nicht Ein vollständiges Regiment Reiterei. Hätten sie auch innerhalb der Stadt länger widerstanden, und die Franzosen beschädigt, so hätten doch diese, wenn sie die Stadt mit Schaaren rings umzingelt hätten, sie in wenig Stunden in Asche gelegt; und ohne die unnützen Bemühungen der Inländer zu fürchten, denen es an Reiterei und Geschütz fehlte, hätten sie dieselben auf den Straßen in Stücke gehauen. Anfangs waren zwar die Spanier im Vortheil, wiewohl die Schaaren der Besatzung auf Befehl der obersten Junta in ihren Quartie-

ren eingesperrt waren; bald kamen aber die Franzosen, 30,000 Mann stark, aus der Umgegend, und entschieden den Sieg bald. Sie besetzten die Straßausgänge, stellten große Feldstücke an vortheilhafte und Hauptorte, reinigten die Straßen, und das Fußvolk feuerte immer gegen Austritte und Fenster, wo es nur Jemand erblickte. Der Verlust der Franzosen war größer, als der der Spanier; er betrug auf 7000 Mann, nach einer von Mürat dem Fürsten von Neufchatel übersendeten Liste, indeß die Spanier nicht über 2000 verloren hatten, laut einer Berechnung der Regierung. Dieß wird nicht befremden, wenn wir folgende Umstände erwägen."

„Die Spanier feuerten aus allen Theilen ihrer Häuser, aus Läden, Fenstern, Austritten, und waren in kleinen Abtheilungen durch die ganze Stadt zerstreut, ehe alles zusammen kommen konnte. Das Feuern dauerte über vier Stunden."

„Als das Volk von Madrid die Versprechungen seiner Regierung und der französischen Generale im Namen Joachims hörte, so beruhigte es sich bald, dachte aber wenig an die blutigen Auftritte, welche folgen sollten. Fern von dem Argwohn, daß ein so feierlich verbürgter und öffentlich angetragener Vergleich gleich so schändlich verletzt werden könnte, zog es sich vertrauensvoll und sicher in seine Häuser zurück; als aber der Kampf aufhörte, hob die Meuchelei an. Kaum hatte der Aufstand sich gelegt, so berief Mürat noch in derselben Nacht einen Kriegsausschuß, um den Opfern seines gedemüthigten Stolzes scheinbar den Prozeß zu machen. General Grouchi war Vorsitzer dieses schändlichen Gerichts; ein Mann, der in jeder Hinsicht dazu geeignet war. Da dieß Gericht seine Opfer ungehört verdammte, so verdiente es diesen Namen nicht, nahm ihn aber an, die Landschaften zu

täuschen und glauben zu machen, daß kein nicht gesetzmäßig Verurtheilter erschossen würde. Wer mit Waffen in der Hand gefunden ward, wurde getödtet. — Man that Haussuchungen. An demselben Abende durchsuchten starke Haufen, von Oberoffizieren befehligt, die Straßen, und alle Spanier, die man mit Waffen oder andern Stahl- und Eisenwerkzeugen fand, wurden ergriffen, vor das Gericht geschleppt und ohne Rechtsstreit, ohne den mindesten Verzug hingerichtet. — Kein Alter wurde berücksichtigt; Jung und Alt wurden gleich schuldig geachtet; die Einwohner von Madrid, und die arglosen Reisenden, die, unkundig der Vorfälle des Tages, mit den gesetzlich erlaubten Waffen nach der Stadt gekommen waren, wurden ebenfalls der Strenge dieses Blutgerichts unterworfen. Der Gatte wurde aus den Armen der Gattin, der Sohn von seinen betagten Eltern gerissen; und doch begnügte sich Mürat nicht mit diesen Befehlen, er rühmte und brüstete sich damit, um dem gesammten Volk seine Verachtung zu zeigen, und es desto mehr in Schrecken zu jagen. Die Kirche Solidad im Mittelpunkte der Stadt, der besuchteste, und des Zwecks seiner Weihe wegen heiligst gehaltene Ort, wurde zu dem Ende entweiht und in einen Tempel der Gottlosigkeit verwandelt, wo die Opfer von Mürats Wuth fielen. An dieser heiligen Stätte wurden die ersten hundert Personen theils enthauptet, theils erschossen. Das Todenröcheln und der letzte Seufzer derer, welche nicht recht getroffen waren, wurden in den angränzenden Häusern gehört.

„Das Vincentthor und der Pardo waren ebenfalls Oerter, wohin an 600 Opfer gebracht und sämmtlich nach einander hingerichtet wurden, damit die Einwohner in dem Schweigen der Nacht, das bloß vom Kanonendonner und Geschrei der Unglücklichen unterbrochen ward,

alle Schauer des Schreckens empfanden. Am dritten Tage folgten noch mehr Hinrichtungen, wiewohl Mürat der Regierung versprochen hatte, es sollte kein Blut weiter vergossen werden. Wer hätte auch denken sollen, daß dieß Ungeheuer weiter gehen konnte? Zwei Tage lang ließ er die Leichname unbegraben schaustellen, um durch seine Macht und Rache Schrecken einzuflößen. Gewohnt, alle seine Befehle mit Gewalt vollzogen zu sehen, und zu ohnmächtig, um die Spanier unter seine niedrigen Kunstgriffe zu beugen, beschloß er, seine wilde Strenge zu verdoppeln. Ein so blutiges, selbst den wildesten Völkern fremdes Verfahren mußte nothwendig die entgegengesetzte Wirkung thun. Die edlen, hochherzigen Spanier mußten erbittert werden, und ihren grausamen Unterdrückern im Herzen Haß und Rache schwören."

Wenden wir nun unsern Blick auf die verrätherischen Auftritte in Bayonne, wo Napoleon von Karl und Ferdinand die Abdankung der spanischen Krone für seine Familie zu gewinnen bedacht war. Die gegenseitigen Auseinandersetzungen, Anordnungen und Vorschläge zwischen dem gefangenen Vater und Sohn gingen dem hastigen und gewandten Betrüger zu langsam und waren ihm zu zweideutig. Er suchte also auf kürzerem Wege zu Stande zu kommen.

Am 5. Mai, Nachmittags um 4 Uhr, besuchte Se. kaiserl. Majestät den alten König und die Königin von Spanien. Bei diesem Besuche waren außer Ihren Majestäten gegenwärtig der Infant D. Carlos, Godoi, die spanischen Granden, welche den neuen König auf seiner Reise nach Bayonne begleitet hatten, und der spanische Minister, D. Pedro Cevallos. Nach einer über eine Stunde langen Unterredung wurde Ferdinand von seinem Vater hereingerufen, um, wie Cevallos bezeugt, in Gegen-

wart des Kaisers so unangenehme und erniedrigende Dinge anzuhören, daß er sie nicht wieder sagen mag. Die Königin wendete sich nämlich mit Leidenschaftlichkeit zu Ferdinand und sagte: „Verräther, Jahre lang hast du auf den Tod des Königs, deines Vaters, gesonnen; aber Dank der Wachsamkeit, dem Eifer, der Rechtschaffenheit des Friedensfürsten, du hast deinen Zweck nicht erreicht, weder du, noch deine schändlichen Mitverschwornen. Ich sage es dir ins Angesicht, daß du mein, aber nicht des Königs Sohn bist. Und doch, ohne ein anderes, als deiner Mutter Recht auf die Krone zu haben, hast du sie uns mit Gewalt entreissen wollen. Aber ich bewillige und fordere, daß Kaiser Napoleon Schiedsrichter zwischen uns sey, Napoleon, dem wir unsere Rechte abtreten und übertragen; ihn rufe ich an, dich und deine schändlichen Mitschuldigen als Verräther zu bestrafen, und überlasse ihm das ganze spanische Volk."

„Dieser Auftritt, wo eine Königin ihren rechtmäßigen Sohn, in Gegenwart des Königs, seines rechtmässigen Vaters, zum Bastard macht, und vor ihrem Gatten ihre eigene Schande ausruft, ist so neu und einzig, daß man wohl daran zweifeln müsse, wäre er nicht von Augenzeugen bestätigt worden. Man hat nicht unwahrscheinlich vermuthet, es sey kein Erguß der Leidenschaft, sondern eine zwischen der Königin und Napoleon getroffene Verabredung gewesen. Wahrscheinlich ist auch jener berüchtigte Brief, worin der französische Kaiser dem Prinzen sagt, er habe nur durch seine Mutter ein Recht auf die spanische Krone, nicht am 16. April, sondern nach diesem Besuch geschrieben worden. Die Königin schien in ihren Vorwürfen und ihrer Wuth gar kein Ende finden zu können, bis Napoleon sie unterbrach und sagte: „Nein, ich gebe Ferdinand die Krone von Neapel, Karln

die von Hetrurien, und jedem eine Nichte von mir zur Gemahlin. Laßt sie sich erklären, ob sie diesen Vorschlag annehmen."

Nach kurzem Schweigen erwiederte D. Carlos: „Kaiser, ich war nicht zum König, sondern zum Infanten Spaniens geboren." Ferdinand schwieg. Nach kurzer Zeit sagte der Tyrann: „Prinz, Ihr habt zu wählen zwischen Abtretung und Tod!" Sechs Stunden Bedenkzeit wurden ihm gegeben. König Karl unterstützte Napoleons Drohung und befahl seinem Sohne, durchaus auf die Krone zu verzichten, bei Strafe, mit seinem ganzen Hofhalt als Thronräuber und Verschwörer gegen des Vaters Leben behandelt zu werden. Ferdinand blieb standhaft, erst da man ihn aufmerksam machte, daß er seine besten Freunde mit in sein Mißgeschick verflechte, genehmigte er den Antrag. Am Tage darauf verzichtete er, dem Befehl gemäß, in einem Briefe, nachdem er die zwingenden Umstände angeführt. Hierauf nahm man ihm seinen Staatswagen und seinen Ehrendegen ab. Nur der Befehlshaber derer, die ihn bewachten, folgte ihm. An demselben Tage, am 5. Mai, wurde auch eine Abdankung vom Friedensfürsten im Namen Karls IV., und vom Marschall Duroc im Namen Napoleons, genehmigt und unterzeichnet. In der Einleitung ist als Grund dieser außerordentlichen Verhandlung angegeben, die Rettung Spaniens von Partheiung und Krieg nach innen und außen, die Bewahrung der Einheit der Monarchie nebst den Pflanzstädten, und die Verbindung Frankreichs mit Spanien, um einen Frieden zur See zu erhalten.

Unmittelbar nach der Entsagung wurde die königliche Familie in das Innere Frankreichs gesendet. Der König und die Königin kamen am 20. Mai in Fontai-

nebleau an. Sofort ward der König mit einem vollständigen Jagdzug beschenkt, eine Aufmerksamkeit Napoleons, welche hinlänglich zeigte, wie er von dem Geist seines königlichen Gefangenen dachte. Von Fontainebleau wurden sie am 22. nach Compiegne geschafft. Der Friedensfürst bewohnte, wenn er nicht um die Majestäten war, eine Villa in den Umgebungen von Paris. Die Königin von Hetrurien und ihr Sohn wurden unter besondere Aufsicht in ein Haus im Dorfe St. Mendez, bei Paris, gethan. Der unglückliche Ferdinand nebst seinem Oheim und Bruder kamen am 9. Mai zu Valancey, einer kleinen Stadt in der Landschaft Berri an, wo sie in einem Schlosse wohnten. Sie suchten Trost, wo er im Kummer und Unglück allein zu finden ist, in der Religion. Die dieser unglücklichen Familie angewiesenen Einkünfte wurden eben nicht regelmäßig abgetragen, so daß sie nicht selten in Kleinigkeiten Noth gelitten haben soll.

Blitzschnell wurden die am 2. Mai zu Madrid vorgefallenen Ereignisse den Landschaften mitgetheilt. Der Alcade von Mostoles, einem Dorfe, ohngefähr zwei Wegstunden von Madrid, theilte den Augenblick, als er von dem Aufstand gehört hatte, mit Vaterlandsglut die Nachricht allen südlichen Landschaften Spaniens, die nicht im Besitze des Feindes waren, in einem Aufruf mit, der wohl verdient, hierher gesetzt zu werden.

„Das Vaterland ist in Gefahr, Madrid das Opfer französischer Treulosigkeit. Spanier eilt es zu retten.“

Der Alcade von Mostoles.

Kaum hatten die Landschaften diese Neuigkeit erfahren, als die Bewohner sich über die Männer entrüsteten, die zu so greuelvollen Benehmen noch die höhnischsten Drohungen und stolzesten Prahlereien von gewonnenen

Siegen fügten; in einigen schrien sie nach Rache, ohne zu bedenken, ob sie ihnen werden würde; in andern bereiteten sie die Gemüther des Volks vor, sich ganz mit dem zu erfüllen, was vorgefallen und was die Franzosen im Schilde führten, weil sich fand, daß sie alles möglichst verkehrt dargestellt und nicht mehr mitgetheilt hatten, als das, was allein Schimpf auf die Spanier brachte.

Am 6. Mai erließ Mürat einen Aufruf an sein Heer, worin es hieß, der zweite Mai habe sie gezwangen, das Schwert zu ziehen, sie hätten sich seine Zufriedenheit erworben, und er werde nicht ermangeln, ihr verdienstliches Benehmen dem Kaiser zu berichten. Ordnung und Ruhe seyen nun hergestellt, die Schuldigen bestraft, die Gemißleiteten hätten ihren Irrthum erkannt. Kurz, ein Schleier sollte über alles Vergangene geworfen werden, und unbedingtes Vertrauen zurückkehren. Er lobte die Tapferkeit der Spanier, ermahnte die Bewohner von Madrid, alle Besorgniß zu verbannen, und sich sicher auf den Edelmuth und die Vatersorge Napoleons zu verlassen, den er als den Beschützer Spaniens bezeichnete. Er erließ auch noch einen Aufruf „an die braven Spanier", der etwas länger war, als der vorige, aber nicht weniger den Sinn, die Vaterlandsliebe und Tugend des spanischen Volks verhöhnte.

Am 19. Mai erging ein Aufruf, die Vornehmsten zu versammeln, welche Abgeordnete an eine in Bayonne zu haltende Junta senden sollten, um einen Plan für die Ruhe und Sicherheit Spaniens zu entwerfen. Diese Versammlung sollte aus 150 sämmtlich von Mürat selbst ernannten, und so zur Entwerfung einer Verfassung für das spanische Volk beauftragten Personen bestehen.

Von den 150 Spanier, welche diese Junta ausmachen sollten, fanden sich nur etwa 90 ein. Ein Theil von denen, welche Städte, Gerichtshöfe, oder andere öffentliche Vereine vertraten, brachten Verhaltungsbefehle mit; aber sie entsprachen durchaus dem beabsichtigten Zweck nicht. Die meisten der Abgeordneten hatten keine andere Vollmacht, als bloß abzureisen, und viele gehörten gar nicht zu einem öffentlichen Verein, oder einem anerkannten Stande des Gemeinwesens. Napoleon erwartete von der Nachgiebigkeit dieser Einzelnen eine Maske, um seine Raubherrschaft zu verbergen; aber er irrte sich gar sehr. Statt schwache Männer und schickliche Werkzeuge seines unersättlichen Ehrgeizes zu finden, fand er unbestechliche Minister, ihres Ranges würdige Granden, und Stellvertreter, welche das Heil und die Ehre ihres Landes treu vertheidigten. Sie alle meldeten ihm einstimmig, ihre Vollmacht wäre nur sehr beschränkt, sie wären gar nicht gesetzliche Stellvertreter Spaniens, und könnten mithin dessen Rechte und Freiheiten nicht beeinträchtigen. Natürlich wurde der französische Machthaber bei dieser einmüthigen Erklärung verlegen; aber er war zu weit gegangen, um zurück zu gehen, hätte er auch Neigung dazu verspürt.

Unter den von den Vornehmsten zu Stellvertretern Abgeordneten war D. Pedro y Quitano, Bischof von Orense, einem reichen Bisthum in Gallicien. Der Bischof aber entschuldigte sich, er könne diesen Auftrag nicht annehmen, und setzte in einem Schreiben an Mürat, als Vorsitzer der obersten Regierungsjunta, seine Beweggründe auseinander. Dieß Schreiben ward in alle spanische Zeitungen eingerückt und im ganzen Reiche verbreitet. Es athmet die reinste Sittlichkeit, einen gründlichen Verstand, und eine fast an das Erhabene gränzen-

de Ironie. Ohne den mindesten Zweifel in die Aufrichtigkeit von Napoleons Zwecke zu setzen, nahm es den Schein unbedingten Glaubens an alle seine betheuerten Bemühungen für Spaniens Wohl an, in der That aber verdammte und zeigte es seine rechtlosen Angriffe auf dieß Land.

„Da er 73 Jahre alt sey, sagte der Prälat, und sehr gebrechlich, so könne er in so kurzer Frist nicht zur Entscheidung der zu erörternden Punkte kommen. Der Kaiser und König, fuhr er fort, erscheint als Friedensengel, als Spaniens Beschützer, und hat dieß nie vergessen, sondern bei vielen Gelegenheiten seinen großen Antheil an Spanien, dessen Herrschern, seinen Bundesgenossen, wie sein Streben, ihren Reichthum, ihre Macht und jegliche Art von Wohlstand zu fördern, beurkundet. Der Zweck der Junta ist, Uebeln zu steuern, Vorurtheile zu beseitigen, und die Lage des spanischen Volks und seiner Monarchie zu verbessern. Aber auf welchem Grunde soll dieß große Gebäude aufgeführt werden? Giebt es wohl sichere Mittel, diesen großen Endzweck zu erreichen, die das Volk selbst billigt und genehmigt. Es giebt Krankheiten, die durch Heilmittel nur schlimmer werden. Tangant vulnera sacra nullae manus. Die vom Kaiser Napoleon, dem mächtigen Beschützer Spaniens, bei der königlichen Familie angewendeten Heilmittel mehrten das Uebelbefinden so, daß kaum Hoffnung zur Genesung war. Die Abdankung der Könige zu Bayonne und der Infanten zu Bordeaux geschah nicht im Stande der Freiheit, sondern unter Zwang und Gewalt.“

„Sollten diese Abdankungen, worauf alle Vollmacht des Kaisers und Königs beruhte, klar und rechtskräftig, und nicht bloß Gegenstand des Argwohnes unter

dem Volke werden, so müssen sie vom König und von den Infanten von Spanien, nicht unter Zwang und Schrecken, sondern im Stande vollkommener Freiheit genehmiget werden. Und nichts könnte so sehr zum Ruhm des großen Kaisers Napoleon beytragen, der sich für Spanien so kräftig verwendet habe, als wenn er seine erhabenen Monarchen und die königliche Familie zurücksendete, damit sie nach Berufung der allgemeinen Cortes frei sich berathen und mit ihren Vasallen und Unterthanen gemeinschaftlich erwägen könnten, was dem Reich ersprießlich wäre.—Wer hat ihre Hoheit den Großherzog von Berg, zum Statthalter Spaniens eingesetzt? Geschah es nicht in Frankreich? zwar von einem frommen und aller Ehrfurcht werthen König, aber nicht allein unter übermächtigen Einfluß, sondern unter Zwang? Wäre es nicht ein befremdliches und unnatürliches Hirngespinst, zum Vordlieutenant des Reich einen General zu ernennen, der ein Heer anführte, welches ihn bedrohte und zwünge, der Krone zu entsagen?" Zum Schluß sagte er: „Das Volk sah sich ohne König und wußte nicht, wohin es sich wenden sollte. Die Abdankung seiner Könige, und die Ernennung eines Reichsstatthalters waren Thaten, die in Frankreich geschahen, unter den Augen eines Kaisers, der sich selbst überzeugt hat, daß er Spaniens Glück fördern könne, wenn er ihm einen neuen Herrscherstamm gebe, der seinen Ursprung von einer so beglückten Familie ableitet, daß sie sich selbst für unfähig halten muß, je andere Fürsten hervorzubringen, als solche, welche gleiche oder noch größere Regierungsanlagen besitzen, als der unüberwindliche und sieghafte Monarch, der Gesetzgeber und Philosoph, der große Kaiser Napoleon." Mit aller Ehrfurcht forderte er daß, was er als wohlbegründete Besorgniß ansähe, doch der Erwägung der obersten Regierungsjunta, und selbst dem großen Napoleon vor-

gelegt werden möchte, damit er es in seinem schlichten Gradsinn, in seinem reinen, von allem Ehrgeiz freien von aller Arglist und allen staatischen Kunstgriffen fernen, Herzen erwägen möchte. Er hoffte, der Kaiser würde, wenn er die Sache so aufrichtig betrachtete, eingestehen, daß Spaniens Wohl nicht in Knechtschaft bestehen und dessen Uebel nicht dadurch geheilt werden könnte, daß er es in Fesseln legte, da es doch weder mondsichtig noch wahnsinnig wäre. Diese Gesinnungen fürchte er sich gar nicht der Regierungsjunta und dem Kaiser selbst zu bekennen. Diesen Ausdruck fordere die Liebe zu seinem Vaterlande und zur königlichen Familie, sein Charakter als Rath seines Fürsten, und als spanischer Bischof; auch halte er die ausgedrückten Gesinnungen nicht für unnütz, wo nicht gar für nöthig zum wahren Ruhm und Glück des erlauchten Helden, der Europas Bewunderung sey, und welchem er hiermit seinen demüthigen, ergebenen Gehorsam und Ehrfurcht zu bezeugen die Freude habe."

Dieß merkwürdige Schreiben war unterzeichnet: Orense am 29. Mai 1808, und des ehrwürdigen Prälaten Unerschrockenheit blieb nicht ohne Nachahmung. Der Bischof von St. Ander, den Napoleon auch eingeladen hatte, erwiederte Folgendes: „Ich kann nicht füglich erscheinen, und könnte ich es, ich möchte nicht." Diese Beispiele, nebst andern Aeußerungen der öffentlichen Meinung, hätten Napoleon wohl warnen können, hätte ihn nicht sein Ungestümm unwiderstehlich fortgerissen, ein Unternehmen zu verfolgen, dessen Anfang schon nichts als Zerstörung und Untergang weissagte. Freilich hatte er die Spanier gewarnt, daß Widerstand nur neues Unglück über sie verhängen, und jede Bemühung, ihre Rechte wieder zu erlangen, nicht nur unnütz, sondern auch nachtheilig seyn würde, indem sie bloß dienen würde, Ströme von Blut zu vergie-

ßen, und den Verlust eines großen Theils ihrer Landschaften und aller Pflanzstädte unausbleiblich zu machen. Aber troß dieser blutigen Drohung fand er ein Volk, welches bereit und entschlossen war, auch durch Ströme von Blut zu waden, um sich und seine Nachkommen von dem furchtbarsten Unglück schmählicher Knechtschaft zu befreien.

Zu Bayonne übertrug Napoleon unterdessen seinem Bruder Joseph die spanische Krone. Einige spanische Granden nahmen bei ihm Staatsämter an, in der zwar fernen, aber stillen Hoffnung, daß sie so zur einstigen Wiederherstellung der rechtmäßigen Familie kräftiger beitragen könnten.

Joseph betrat am 9. Juli 1808 den spanischen Boden im Geleite einer Wache von 4000 Italienern und mit hundert Wagen seines Gefolges. Ehe sie nach Madrid kamen mehrte sich der Zug bis 10,000. Napoleon begleitete ihn bis Irun, einer kleinen Stadt an der Gränze beider Reiche. Des Raubherrschers Zug hätte ihm eine gute Weisung werden können. Wo er erschien, herrschte ein düsteres und vorbedeutsames Schweigen; nicht Einer bewillkommte ihn mit würklicher, oder auch nur erheuchelter Freude; der Zug bewegte sich nach der Hauptstadt mehr wie ein feindliches Heer, als wie Königsgeleit.

Am 20. Juli hielt er seinen öffentlichen Einzug in Madrid, und an demselben Tage gieng Napoleon mit der Kaiserin nach St. Cloud, glücklich in dem Gedanken, dem Menschengeschlecht wieder einen König aus seiner erlauchten Familie geschenkt zu haben. Er verließ sich ganz auf die zur Unterjochung der Halbinsel genommenen Maaßregeln; selbst da noch der Empörungsgeist entschieden in allen Landschaften ausgebrochen war. Was er auch dabei gefühlt haben mag, als der Aufstand immer furchtbarer wurde, nie ließ er sich etwas, von Unruhe oder Besorgniß, merken. Hierin war sein Betragen

ganz staatsklug; denn hätte er der Welt seine Furcht verrathen, so wäre dieß für das übrige Europa die Losung geworden, aufzustehen und das Joch abzuwerfen. Der erste Ausbruch patriotischer Entrüstung war in der That mehr als Napoleon oder irgend einer erwarten konnte. Er scheint die Spanier selbst in Staunen gesetzt zu haben, und die Junta von Sevilla beschrieb ihn in ihrer Bekanntmachung vom 3 August 1808 als Begeisterung des Himmels, und fast als ein Wunder. Er verbreitete sich blitzschnell, und ergriff das ganze Reich. Die Franzosenfreunde wurden in allen von den Feinden nicht besetzten Provinzen erwürgt und ihre Häuser der Erde gleich gemacht.

Täglich erweiterte sich der Kreis der Vaterlandsliebe. Adel und Bauern, Prälaten und Handwerker, Alt und Jung, ja selbst die Weiber, alles stürzte sich, wie von einem gemeinsamen Triebe beseelt, der Ehre und Gefahr entgegen. Freiheit war der Gedanke, der sie im Kampfe beseelte, ihrem Gemüthe rastlose Glut verlieh, und jegliche Furcht, außer der vor Unterwerfung und Knechtschaft, verbannte. Nicht weniger als vier und zwanzig Universitäten waren in Spanien, und mehrere darunter voll von Studierenden, welche sich selbst zu Freischaaren unter eignen Namen vereinten, wie die Brutusschaar, die Catoschaar, die Volksschaar. Auf ihren Panieren las man die sinnschweren Worte: Freiheit oder Tod.

Eine freiwillige Begeisterung, welche von Innen ausgeht, und nicht durch Edikte und Reglements erzwungen werden kann, hatte die Herzen des ganzen Volks ergriffen. Eine solche Begeisterung spricht sich selbst in den mehrsten spanischen Proklamationen aus. Wir wollen als Beispiel nur einen Aufruf von Palafox an die Aragonier hersetzen: „Bebet also nicht vor dem Haufen unserer Feinde! Ihr adelich Geborene und Reichen, öffnet eure Schätze,

nähret die Armen, damit kraftvoll ihr Arm das Schwert der Rache schwinge, schließt euch als Brüder an einander, und brecht in geordneten Reihen auf, zum Triumph des Vaterlandes! Krieger fasset Muth, Muth gegen Numidiens brüllenden Löwen! Priester! rufet Rache, Rache gegen die Zertrümmerer der Altäre! Werkleute schmiedet Waffen, und durchwühlet die Erde nach Eisen! Mütter, versaget euern Kindern eine Zeitlang die Brust, damit sie fühlen, welch Unglück sie als Männer erwarte! Kinder, erfüllet die Lüfte mit euerm Jammergeschrei und stimmet so ein zu unserm Schlachtgesang! Ihr Thiere des Waldes, heraus, heraus aus euern Höhlen, Wäldern und Klüften fallet mit uns die französischen Henker an, von den Gebürgen der Pyrenäen bis zu Sierra Morena, damit wir die Erde von ihnen reinigen, den Frieden erringen, und rächen den König, die Religion und das Vaterland!"

So erfreulich auch immer dieser allgemeine Wiederstand gegen französische Raubherrschaft war, so war doch zu wünschen, daß diesen Strebungen gedrungenere Kraft verliehen werden möchte. Darum wurde eine höchste Landschaftsjunta in Sevilla errichtet, die aus der Obrigkeit, den bestellten Behörden, und den achtenswerthesten Einwohnern aller Klassen bestand. Der hohe Rath von Sevilla handelte hierin nach eigenen Satzungen seiner Verfassung, welche ihn bevollmächtigten, die Befehle des höchsten Rathes von Madrid zu verwerfen, wenn die Hauptstadt etwa in den Händen fremder Schaaren wäre. Er nahm im Namen Ferdinands III., den er als König ausrief, Besitz von der höchsten Gewalt, und erklärte an Frankreich den Krieg. Auf diese Weise wurden in allen übrigen Landschaften, die nicht unter unmittelbarer Herrschaft der Franzosen standen, höchste Juntas berufen.

Damit sie sich aber nicht durch wiedersprechendes Verfahren durchkreuzten, wurde die Obermacht der Junta von Sevilla von den übrigen allen anerkannt.

Es wurden hierauf drei Feldhauptmänner angestellt, die übereinstimmend mit einander handeln sollten. Sie hatten jeder ihren angewiesenen Bezirk, und alles, was die kriegerischen Anordnungen in diesen Bezirken betraf, stand unter ihnen. General Cuesta war über die Macht der vier westlichen Landschaften Gallicien, Asturien, Estremadura, Leon und einige Unterjochte, oder, wie es die Franzosen nannten, widerspenstige Distrikte von Biscaya gesetzt. General Castannos war Oberbefehlshaber der vier Reiche Andalusien, nebst den übrigen Landschaften Granada und Valencia, die sich mit Andalusien vereint hatten. Admiral Cisneros war Feldhauptmann von Mucia; Don Joseph Palafox von Arragon, und Graf Espellata von Catalonien. Die Besatzungen von St. Roch und Ceuta verbanden sich mit ihren Waffenbrüdern unter dem Oberbefehl Castanos, die von Majorca und Minorca mit den Volksfreunden von Catalonien.

Castannos war der erste Siegeszweig beschieden. Er umzingelte die von General Dupont angeführte 15000 Mann starke französische Schaar, bei Beylen, die sich ihm, nachdem sie vergebens siebenmal Sturm gelaufen hatte, auf Gnade und Ungnade ergeben mußte. Mit welch unübertroffener Tapferkeit die übrigen Spanier fochten, davon werden wir in der Belagerung von Saragossa ein Beispiel liefern.

Indeß war nun allzu wahrscheinlich, daß so zahlreichen alt gedienten Schaaren, wie denen, womit Napoleon das Land überschwemmt hatte, gegenüber, ununterstützte Kraft des spanischen Volks einen langwierigen Krieg führen würde, der, wenn er sie nicht unterjochte, doch wenigstens

stens aufrieb. Denn nicht nur aus Frankreich schickte er furchtbare Heere nach der unglücklichen Halbinsel, sondern auch aus Italien, Deutschland und Pohlen mußten zahlreiche Truppenabtheilungen dahin marschiren. In dieser traurigen Lage ersuchten die Spanier dringend mehrere Mächte Europas um Hilfe in der heiligen Sache, die sie beseelte. Welche Macht aber konnte sich in diesen Streit mischen? Oestreich und Preußen waren in ihren letzten Kämpfen mit Frankreich, während Rußland in dem zu Tilsit unterzeichneten Frieden lebte, zu sehr gedemüthigt. An jede dieser Mächte soll ein Aufruf ergangen seyn. Aber mit der zuversichtlichsten Erwartung sah Spanien auf England und seine Pflanzstädte. Und nicht vergebens. Es wurden Abgeordnete nach London geschickt, um Beistand zu bitten. Was sie nun fordern konnten, bewilligte England mit unbegränzter Freimildigkeit. Es verwunderte die Spanier und begrüßte glückwünschend die Morgendämmerung der Freiheit. Die erste, wenige Tage nach der Ankunft der asturischen Abgeordneten gesendete Unterstützung bestand aus 300000 Pf. Sterling baar, 5000 Gewehre, 30000 Picken und unermeßlich viel Pulver und Kugeln. Die Abgeordneten waren mit drei brittischen Offizieren heimgesendet, mit der Versicherung, daß von Zeit zu Zeit mehr, auch an Mannschaft und was sonst die Vaterlandsfreunde brauchen möchten, erfolgen sollte. Ein treuerfülltes Versprechen. In allen großen Städten des brittischen Reiches wurden Unterzeichnungen für Spaniens Sache eröffnet, und mehrere Kriegsschaaren, auch Freiwillige, trugen ihre Dienste an. Nebst diesem kam bald ein 30000 Mann starkes englisches Heer an, von vorzüglichen Generälen angeführt. Und so wurde endlich die Halbinsel nach einem sechsjährigen beispiellosen Kampfe von den Unterdrückern befreit, nachdem mehr als 600000 Franzosen ihr Grab in

Spanien gefunden hatten. Die letzte siegreiche Schlacht geschah den 21. Juni 1813 bei Vittoria. In diesem Kampfe fiel Oberlieutenant Cadogan. Sein Tod war schön, wie in den reinsten Ritterzeiten. Als er seinen Tod fühlte, sprach er: „Mein Tod ist sicher nah; laßt mich mein Leben in der Freude schließen, euren Sieg vollendet zu sehen! Bringt mich auf eine Höhe, von wannen ich es sehen kann!" Man that es, lehnte ihn an einen Baum, wo er bald nachher starb. Die Vaterlandsfreunde eroberten in der letzten schweren Schlacht unter Anführung des englischen Feldherrn Wellington 150 Kanonen, über 400 Pulver= und Kugelwagen, die ganze feindliche Kriegskasse, selbst Josephs köstlichen Hausrath, und den Marschallstab Jourdans, der unter dem Raubherrscher als Generalmajor die Schlacht leitete. Mit einer einzigen gebliebenen Haubitze mußte der Theil des feindlichen Heeres, der nicht auf dem Schlachtfelde lag, die Pyrenäen übersetzten. So ward Spanien befreit. Den Freudenaufruhr, den die Kunde von dieser Schlacht im ganzen Königreiche erregte, zu beschreiben ist unmöglich. Die Hauptstadt war drei Nächte hinter einander beleuchtet, in Vauxhall wurde eines der glänzensten Feste gegeben. Auch beschloß die Regierung auf den Feldern von Vittoria ein Denkmal dieses so rühmlichen Sieges errichten zu lassen.

Am 24. März kam endlich Ferdinaud, von Napoleon der sich selbst nicht mehr zu helfen wußte, in Freiheit gesetzt, mit seinem Bruder Don Carlos und seinem Oheim Don Antonio in Gerona an, und fuhr am 28. nach Valencia ab. Da ihn die Aragonier drängten, ihre Landschaft mit seiner Gegenwart zu verehren, so gieng er nach Saragossa, wo er sich einige Tage aufhielt, und darauf den 16. April, seinen feierlichen Einzug in Valencia hielt. Seine Rückkehr verbreitete durchaus Freude, da sie der einzige

einzige Triumph war, auf welchen seine wackern Unterthanen während des vieljährigen blutigen Kampfes gehofft hatten. Am 6. April zog er unter dem lautesten Volksjubel in seine Hauptstadt ein.

Die Verbundenen unter Wellingtons Befehle drangen nun selbst unaufhaltbar in Frankreich ein, und wirkten zum Sturze des Tyrannen, der beinahe seit zwanzig Jahren ganz Europa mit Blut und Leichen besäete, auf die kraftvollste Art mit. Er, dessen Allherrschwuth auch einen allgemeinen, durch eiu gemeinsames Gefühl des Unrechts verbundenen Feind aufgereizt hatte, fand sich im Anfange des Jahrs 1814 in Nöthen befangen, denen er vergebens zu widerstehen strebte. Die Eroberer des nördlichen Europa, die Bundesheere Rußlands, Oestreichs, Preußens, Schwedens vermehrt durch die Schaaren des Rheinbundes nahten jetzt Frankreichs Gränzen. Holland hatte das Joch abgeworfen, Spanien und Portugal waren frei, Frankreich selbst, wenn es sicher geschehen könnte, zur Empörung bereit, und sein Gebiet überall mit Ueberziehung bedroht, oder auch wirklich überzogen. Er, der bisher Könige als Dienstmänner in seinem Gefolge gehabt, mußte nun Bedingungen von ihnen annehmen; er der bis jetzt von Siegesruhm strahlend in seine Hauptstadt gekehrt war, mußte nun selbst bekennen, daß sein Ehrgeiz, sein Verbrechen, seine Herrschwuth die Kriegsgeisel über ihr Haupt gebracht. Den 31. März zogen zahlreiche Schaaren der befreiten Völker in Paris ein; und schon den 2. April wurde er von seinem eigenen Volke vom Throne gehoben, auf dem nun wieder die Lilien wehen. So senkte also das Schicksal den schweren Schlag, den er Ferdinand zugedachte, auf sein eigenes Haupt.

## Saragossa. Palafox.
## Augustina Saragossa. Burita.

Der große Charakter, welchen die Einwohner von Saragossa in dem letzten spanischen Befreiungskriege entfalteten, ist eins der schönsten Schauspiele, welches uns die Jahrbücher der Nation seit den Belagerungen von Sagunt und Numantia darreichen.

Saragossa, die Hauptstadt von Aragonien, liegt auf dem rechten Ufer des Ebro in einer fruchtbaren Ebene. Die Ergiebigkeit des Bodens wird hier noch durch die Bewässerung aus dem kaiserlichen Kanal von Aragonien erhöhet, dessen Anlage den Namen seines Erbauers D. Ramon Pignatelli unsterblich macht.

Die benachbarte Gegend ist mit Gebüschen, Weinbergen, Oliven = Obst = und Lustgärten bedeckt, welche Landhäuser, Klöster und Wirthschaftsgebäude umgeben. Das Thal ist flach, bis ungefähr auf 1000 Schritte vor der Stadt, wo sich ein Abhang erhebt, der dieselbe auf 2000 Schritte Entfernung überhöht, und weiterhin, bis auf 4500 Schritte eine Abplattung bildet, welche Monte torrero genannt wird. Auf dieser Höhe befanden sich die Magazine und Werkstätten für den Kanal, der von Tudela aus hieher, auf eilf Meilen Entfernung, ohne Schleusen geleitet ist.

Unterhalb Saragossa ergießt sich die Huerba ein sehr tiefer Bach, in den Ebro. Ueber ihn führen zwei Brücken aus der Stadt. Auf dem linken Ufer des Ebro liegt eine Vorstadt mit etwa zweitausend Einwohner. Der Boden ist hier niedriger als in der Stadt, und ein wenig sumpfig, die Häuser sind ärmlich und klein

So ziemlich der Einmündung der Huerba gegen über fällt auf dem linken Ufer der Gallegosbach in den Ebro.

Eine schöne steinerne Brücke macht die Verbindung zwischen der Vorstadt und Saragossa. Diese Stadt, früher eine römische Kolonie, war die Hauptstadt eines der vielen maurischen Königreiche in Spanien, und ist mithin befestiget gewesen. Ihr ehemaliger kleiner Umfang kam dem gegenwärtigen an Größe bei weitem nicht gleich und der äußere freie Raum um die Festungswerke, El Cosso benannt, wurde die schönste Straße in der Stadt. Von den alten Werken findet sich nichts mehr, ausgenommen einige Thürme von behauenen Steinen in den Straßen nahe beim Cosso, und das Schloß Aljaferia, dem aber von den Zeiten der Mauren nur noch die Stelle und der Name übrig geblieben ist; denn die christlichen Könige von Aragonien haben es ganz neu wieder aufgebaut. Es dient als Artillerie-Depot, Militairgefängniß, zuweilen auch als Staatsgefängniß.

Die Stadt ist mit einer 11 — 13 Fuß hohen, und 3 Fuß starken Mauer von Ziegeln und Bruchsteinen umgeben; bei deren Anlage man nur die Häuser, welche umschloßen werden sollten, im Auge hatte, weßhalb oft die Mauren dieser Wohnungen selbst einen Theil der Umfassungsmauer ausmachten. Die Vorstadt hat keine Einschließung.

Die Stadt ist von Ziegelsteinen gut gebaut, einige Kirchen und sehr wenige Privathäuser bestehen jedoch aus behauenen Steinen. In der Regel haben die Häuser drei

Stockwerke. Ihre Fußböden bestehen aus kleinen Balken, deren Zwischenräume mit kleinen Gewölben von Gips ausgefüllt sind. Die Brunnen haben eine Tiefe von 30 — 40 Fuß und ein sehr gutes Wasser.

Sowohl innerhalb der Stadtmauer als außerhalb der Stadt und in der Vorstadt giebt es eine große Anzahl Klöster von guter Bauart.

Die Bevölkerung beläuft sich auf 50,000 Einwohner. Auch hat ein Theil des höhern Adels von Aragonien in Saragossa seinen Aufenthalt.

Am 25. Mai 1808 stand diese wehrlose Stadt, im Verein mit den umliegenden Dorfschaften, wie durch höhere Eingebung, auf, um die treulose Eindringlinge zu vertreiben. Der Feldhauptmann von Aragonien hatte eine Verfügung getroffen, sich dem Feinde durch versuchte Entwaffnung des Volks zu unterwerfen; aber er ward sofort ergriffen und ins Gefängniß geworfen. Zu seinem Nachfolger ward mit einmüthiger Begeisterung D. Joseph Palafox, der jüngste von drei Brüdern, aus einer der angesehensten Familien in Aragonien erwählt. Seine Hilfsmittel waren unbeträchtlich, aber seine Tapferkeit und Thatkraft kannten keine Gränze, als das Grab. Die in Saragossa liegenden regelmäßigen Schaaren betrugen nicht über 300 Mann. Aber unerschreckt durch die Schwierigkeiten die ihm drohten, ermunterte er seine Aragonier zur Beharrung. Früh im Monat Juni, und ehe zu Aragoniens Vertheidigung eine Macht aufgestellt werden konnte, zog eine französische Macht von 8000 Mann Fußvolk und 900 Mann Reiterei vom General le Febre befehligt, auf Saragossa zu. Als sie in die Nähe der Stadt gekommen, nahm sie eine feste Stellung ein, und wartete den folgenden Tag ab, ehe sie angriff. Die Einwohner hatten eiligst einige Kanonen vor die Thore und an andere

schickliche Plätze aufgepflanzt. Am 15. Juni fing der Angriff an zwei Stellen auf einmal von einem entsendeten Haufen auf die äußern Posten auf dem Kanal, und von dem Hauptharst auf das Thor Portillo an. Fast in demselben Augenblick angegriffen, fochten sie mit großer Wuth, aber ohne Ordnung; ihr Geschütz wurde von den zunächst Stehenden bedient. Jeder befahl und gehorchte abwechselnd, alle aber waren von demselben Geiste beseelt, und das Glück krönte nach einem heißen Kampfe ihre Anstrengung. Ein Theil der Feinde, der in die Stadt drang wurde sogleich getödtet, und der französische General, überzeugt, daß ein fortgesetzter Angriff unnütz wäre, zog sich mit seinen Schaaren in eine dem aragonischen Geschütz unerreichbare Stellung zurück.

Nachdem Saragossa auf einige Zeit so befreit war, schickte sich sein wackerer Befehlshaber an, Verstärkung zu sammeln, und sich auf die muthmaßliche Belagerung zu versehen. Unsterblichen Ruhm erwarben sich hier die Einwohner, und um so abstechender waren die Gräuel der Eindringlinge. Sobald sie ihre Linien ergänzt hatten, ließen sie ein verzehrendes Feuer auf die Stadt spielen. Die Sandsackbatterie vor dem Thore Portillo, gegen welche des Feindes Angriff hauptsächlich gerichtet war, wurde, tapfer vertheidigt. Sie wurde mehrmahls zerstört, und allemal wieder unter dem Feuer des Feindes aufgerichtet. Hier begieng ein Weib eine Heldenthat, welche in der Geschichte kaum ihres gleichen hat. Augustina Saragosso ein schönes zwei und zwanzigjähriges Weib aus der niedern Volksklasse, brachte Erfrischungen an die Thore, und kam an die Portillobatterie in dem Augenblick, als das französische Feuer alle die dort standen, niedergestreckt hatte. Die Bürgar und Soldaten standen einen Augenblick an, die Kanonen wieder zu bemannen. Augustina

stürzte vorwärts über die Verwundeten und Todten, riß einem Todten eine Lunte aus der Hand und feuerte einen Sechs und zwanzigpfünder ab. Dann sprung sie auf die Kanone und that ein feyerliches Gelübde, sie, so lange die Belagerung dauerte, nicht zu verlassen; ihre Mitbürger, von dieser Unerschrockenheit neu aufgeregt, stürzten sogleich in die Batterie, und entluden ein fürchterliches Feuer auf den Feind. Angriff folgte auf Angriff; Saragossa ward immer dichter eingeschlossen. Oberhalb der Stadt war der Ebro furthar, und unterhalb derselben hatten die Franzosen, trotz der Aragonier Widerstand, eine Brücke geschlagen. Da sie so ihre Reiterei an das jenseitige Ufer übersetzt hatten, zerstörten sie die Mühlen welche die Stadt mit Mehl versorgten, brandschatzten die Dörfer, und schnitten so den einzigen Verkehr ab, wodurch die Belagerten Ersatz von Mundvorrath und Schießbedarf bekommen konnten. In dieser mißlichen Lage legte der thätige und kluge Feldhauptmann von Aragonien in mehreren Theilen der Stadt von Pferden getriebene Kornmühlen an, und ließ die Mönche unter erfahrnen Aufsehern Pulver fertigen. Aller Schwefel aus dem Orte ward sofort aufgeboten. Die Straßenerde ward sorgfältig ausgewaschen, um Salpeter zu geben, und Kohlen wurden aus den Hanfstengeln gemacht, die in diesem Theile Spaniens zu ungewöhnlicher Stärke herangewachsen. Dieß ward eine ordentliche Pulvermanufaktur, die täglich 13 kastilische Arrobas lieferte.

Gegen Ende des Julius war Saragossa's starke Bevölkerung nur kümmerlich mit Nahrung versehen, und hatte wenig oder gar keine Aussicht auf Hilfe. Durch unablässige 46 tägige Anstrengung waren die Geister erschöpft, die Körper ermattet. Vergebens wagte man den verzweifelten Versuch, den wichtigen Posten Torrero wieder zu

gewinnen; da beschlossen die Aragonier, entweder zu siegen oder sich in den Trümmern ihrer Stadt zu begraben. In einer Beschließung am 2. und 3. August faßte ein Findlingshaus, worinn jetzt die Kranken und Verwundeten, welche nach und nach während der Belagerung dahin geschaft worden waren, sich befanden, Feuer, und brannte schnell ab. Alle Sorge für Privateigenthum war jetzt vergessen; alles eilte den Kranken und hilflosen Kindern zu Hilfe; hierbei zeigten sich besonders die Frauen thätig, welche trotz des Kugel- und Bombenregens, trotz des brennenden Gebäudes sich in ihrem menschenfreundlichen Beginnen nicht stöhren ließen. Am 4. August ließen die Franzosen eine furchtbare Batterie auf das Viertel der Stadt, welches Santa Entgracio heißt, spielen. In einem Augenblick sanken die ihnen entgegengestellten Lehmmauren ein, und das herrliche Kloster Santa Engracia stand in Feuer und stürzte in Trümmer. Die französischen Heeressäulen stürzten sogleich dort in die Stadt, nahmen die Batterien vor den naheliegenden Thoren, und nach einem blutigen Kampf nach der Corsostraße, fast in den Mittelpunkt der Stadt dringend, waren sie, ehe der Tag sich neigte Meister von halb Saragossa. Der französische General forderte die Uebergabe in folgender Note: Quartel general — Santa Engratia — la capitulation. Auf diesen lakonischen Antrag folgte die Antwort: Quartel general — Zaragoza — guerra al cuchillio *) Palafox.

Diese kräftige, wenn auch unerwartete Weigerung entsprach bloß dem Geiste, welcher den ganzen Kampf beseelt hatte. Indeß schickte sich darauf der französische Ge-

*) Wörtlich: Krieg auf das Messer! Eine furchtbare Waffe in der Spanier Hände.

neral an, die Belagerung fortzusetzen. Die Aragonier behaupteten ihre Stellungen, warfen an den Straßeneingängen, wenig Schritte von ähnlichen französischen, Verschanzungen auf. Der Zwischenraum wurde bald mit Todten angefüllt, die entweder aus den Fenstern der Häuser, worin sie erschlagen worden, herabgestürzt wurden, oder auch im Kampfe geblieben waren. Von dieser ungeheuren Anhäufung von Todten war mit vielem Grunde die Pest zu fürchten. Ein Aragonier, der sich auf der Straße blicken ließ, durfte fast sichern Tod erwarten. Palafox schickte also an einen Strick gebundene Franzosen unter die Todten und Sterbenden, die Leichname ihrer Landsleute wegzuschaffen und zubegraben; eine Dienstleistung, die sie nicht verdroß, da sie beiden Theilen wohlthätig war.

Die Hauptzeit zum Angriff in dieser eigenen Art von Krieg von den entgegengesetzten Enden einer und derselben mäßig breiten Straße, war die Nacht. Unter der Decke der Dunkelheit lösten die Franzosen und Aragonier häufig ihr Geschütz gegen einander über die Straße. Der Kampf der bey den Batterien anfieng, gieng oft in die Häuser hinter ihnen über. Am 5. August, als die Franzosen wie zu erwarten, ihre Anstrengungen erneuerten, um die Stadt völlig in Besitz zu nehmen, fehlte es den Aragonier allmählig an Schießbedarf. Das einzige Geschrei welches der tapfere Heerführer vernahm, als er unter dem Volke einherritt, war, daß wenn es an Schießbedarf fehlte, sie den Feind nur mit Messer anzugreifen bereit wären. In dieser furchtbarängstlichen Zeit, kurz vor Einbruch der Nacht zog unerwartet eine Sendung von Lebensmitteln und Schießbedarf, mit einer Verstärkung von 3000 Mann, bestehend aus spanischer Wache, Schweizern und arago-

nischen Freiwilligen, unter dem Befehl des Don Francisco Palofox, Bruder des Feldhauptmanns, in die Stadt ein.

Ein am 8. August gehaltener Kriegsrath faßte folgende denkwürdige Beschlüsse: „Daß die Theile der Stadt, welche die Aragonier noch behaupteten, mit der bisher so ruhmvoll bewiesenen Festigkeit vertheidigt werden sollten. Sollte der Feind am Ende die Oberhand gewinnen, so sollte sich das Volk über die Ebrobrücke in die Vorstädte zurückziehen, und, nachdem es die Brücke abgeworfen, die Vorstädte auf Leben und Tod vertheidigen." Dieser Entschluß des Heerführers und seiner Hauptleute wurde vom Volk mit dem lautesten Beifall aufgenommen. Eilf Tage lang war der blutige Kampf von Straße zu Straße von Haus zu Haus, von Zimmer zu Zimmer fortgesetzt worden, da aber der wüthende Pöbel nach und nach den kriegskundigen französischen Schaaren den Vortheil abgewann, so blieb der von den Franzosen eroberte Raum ungefähr auf ein Achtel der Stadt eingeschränkt.

Die Frauen von Saragossa unterstützten den in den Männern waltenden Geist wunderbar. Die Gräfin Burita, eine Frau von hohem Range in der Gegend, bildete einen Frauenverein zur Pflege der Verwundeten, und zur Unterstützung der Soldaten mit Lebensmitteln und Wein. Viele unbestreitbar wahrhafte Männer von Saragossa erzählten, sie hätten dieß zarte, junge, schöne Weib häufig unter dem heftigsten Kugelregen ihre sich selbst aufgelegte Pflicht ruhig erfüllen sehen. Die Vorstellung von persönlicher Gefahr machte nicht den mindesten Eindruck auf sie. Der Verlust an Frauen und Knaben war sehr groß, und dem der Männer vollkommen angemessen. In der That waren sie überall die ersten, und es war schwer, ihnen Vorsicht und Sinn für Gefahr beyzubringen. In

der Nacht vom 13. August war das Feuer der Franzosen ganz besonders mörderisch, und als ihre Batterien aufhörten, sah man in vielen Theilen der Gebäude, welche sie inne hatten, Flammen ausbrechen. Am 14. früh zogen sich, zum großen Staunen der Aragonier, ihre Streitsäulen in einiger Entfernung über die Ebenen auf der Straße nach Pampelona. General Palafox verfolgte die weichenden Franzosen nach Navarra mit einer Macht von Aragoniern und Valentianern, welche Saragossa zugezogen waren, als die Belagerung angieng.

Ohne Zweifel würde hier das ganze zweite Armee-Corps des Generals Verdier, welcher nach Lefevre kommandierte aufgerieben worden seyn, wenn ihm die Zeit zur Fortsetzung der Belagerung vergönnt worden wäre. Vom 4. bis zum 14. August bekam er nur vier Häuser, links vom Franziskanerkloster, ein einziges, gegen über der Schatzkammer, kostete ihm sechs Tage.

Unterdeß war die französische Armee bei Bailen geschlagen worden. Valenzia hatte, wie Saragossa den Drohungen eines zu schwachen Feindes widerstanden. Napoleon hatte geglaubt, Spanien nur in Besitz nehmen zu dürfen. Er hatte überall unzureichende Kräfte angewandt; man zeigte dadurch dem Volke erst, wie stark es sey. Nach einer kurzeu Regierung von zehn Tagen und eilf Nächten hatte Joseph Bonaparte Madrid verlassen. Die französische Armee zog sich auf Vittoria zurück; dagegen setzte sich das spanische Corps aus Valentia unter dem General Saint Marc verstärkt durch Versages gegen Saragossa in Bewegung. Dieß bestimmte die Belagerer, aus Furcht bei einem längern Aufenthalt in ihrer peinlichen Lage abgeschnitten zu werden, die Belagerung aufzuheben. Sie warfen alles schwere Geschütz in den Kanal, nahmen sich nicht einmal Zeit die Vorrä-

the in Tudela fortzuschaffen, und verlohren diese nebst vielen Gefangenen.

Der Sieg war vollständig, und dem Himmel wurde dafür bey Gelegenheit der großen Prozession am Frohnleichnamsfeste, welche jetzt erst gehalten werden konnte da der eigentliche Festtag, nähmlich den 16. Juni, in die Angriffszeit der Franzosen fiel, tausend Dankopfer gebracht. Das Volk, freudetrunken von dieser heiligen Feier, die ihm die wiedererrungene Freiheit recht anschaulich machte, ließ die Straße von dem Rufe erschallen: „Es lebe unsre Mutter Gottes zu Pilar und General Palafox!" — So endigte sich die erste Vertheidigung von Saragossa, gleichsam ein Vorspiel zu einer Waffenthat, die an Tapferkeit und hochherziger Aufopferung selbst von den glänzendsten Thaten des Alterthums unübertroffen bleibt.

Der Triumph, den die Aragonier durch die Aufhebung der ersten Belagerung von Saragossa erhalten, der Gedanke, daß eine im großen Ruhm stehende Armee vor einer offenen Stadt hatte abziehen müssen, erfüllte die ganze Nation mit dem lebhaftesten Enthusiasmus. Die Hingebung von Saragossa war ein Gegenstand der allgemeinen Bewunderung, und ihr Anführer wurde vom Volke verehrt, man möchte sagen vergöttert.

Unterdessen hatte sich der Feind am Ebro zusammengezogen, und trotzte den Angriffen der zahlreichen aber ungeregelten Corps, welche sich gegen ihn vereiniget hatten. Die englische Hilfsarmee kam zu spät an, und als man den Feldzug gegen Joseph eröffnen wollte, war es zu spät. Napoleon stand bereits mit seiner ganzen Armee aus Deutschland da, und verwandelte die Angriffe der Spanier nach kurzer Dauer wieder in den vorigen Vertheidigungskrieg. General Palafox hatte diese Veränderung vorhergesehen, und beschäftigte sich seit langer Zeit mit Vertheidigungsanstalten.

Die Wichtigkeit von Saragossa, als militairischer Punkt geht schon aus dem Werthe hervor, welchen Napoleon, der in Beurtheilung strategischer Punkte gewiß ein kompetenter Richter war, auf seinen Besitz legte. Seit seinem Eintritt in das spanische Gebiet, hatte er sich mit Vorbereitungen zur Einnahme dieses Platzes beschäftiget; in Bayonne und Pampelona waren Belagerungsparks dazu vorbereitet; einer seiner Adjudanten erhielt den Befehl die Arbeiten zu leiten; und den Oberbefehl über die ganze Belagerung gab er einem Marschalle, in welchen er das größte Vertrauen setzte. Drei Armeekorps, aus den besten Truppen zusammen gesetzt, wurden zu dieser Unternehmung bestimmt.

Um zu übersehen, was Saragossa dem Feinde entgegen zu setzen hatte, wollen wir hier das Wichtigste beisetzen. Obwohl die erste Belagerung schon am 14 August aufgehoben war, so gieng doch größtentheils die andere Hälfte des Monats mit öffentlichen Lustbarkeiten, Rekognoscirungen, Entwürfen und Vorbereitungen hin, welche der Ausführung der Arbeiten vorangehen mußte.

Die Pläne des Generalkapitains Palafox beschränkten sich nicht auf die Vertheidigung des Platzes. Er sammelte alle junge Leute des Königreichs Aragonien, theilte sie in Bataillonen, bewaffnete und bekleidete sie, um sie mit den Armeen, welche von Süden her im Anmarsch waren, ins Feld zu schicken. Bald kam das Armee = Corps von Valencia, vierzehnthausend Mann stark unter dem General St. Marc, und das Corps von Murcia, achttausend Mann stark unter dem General Blamas, in Saragossa an, und beide marschierten Anfangs September weiter, um sich oberhalb am Ebro mit der Armee von Andalusien zu vereinigen, die unter dem General Castagnos über Soria dort angekommen war. In der Gegend von Tu=

dela fanden bereits täglich kleine Gefechte statt, und so wie ein Bataillon in der Hauptstadt errichtet war, wurde es sogleich zu den Linientruppen geschickt, um sich auf dem Schlachtfelde vollends auszubilden. Acht davon giengen unter Befehl des General O = Neill nach Navarra, und fünf andere, unter Befehl des Marquis von Lazan, Bruder des Generals Palafox marschierten nach Catalonien ab. Bei den bevorstehenden Befestigungsarbeiten von Saragossa konnte man nur auf alle Leute von 30 und über 30 Jahren rechnen, wovon viele noch durch die einfallende Wein = und Hanfernte abgehalten wurden. So sehr schon hiedurch die Anzahl der Arbeiter, besonders aus der umliegenden Gegend beschränckt war, so wurden die Mittel, über welche man zu dem vorhabenden Zwecke disponiren konnte, noch mehr dadurch geschwächt, daß alles im Tagelohn gemacht und bezahlt werden mußte.

Es wurden verschiedene Entwürfe gemacht. Einer derselben rückte die Vertheidigungslinie bis an die Ufer des kaiserlichen Kanals von Aragonien vor, so daß hinter diesem ein verschanztes Lager liegen sollte. Die Huerba von der einen und eine fortlaufende Verschanzung von der andern Seite hätten die Verbindung mit dem Ebro gemacht. Dieser Entwurf würde vielleicht ausgeführt worden seyn, wenn man Zeit gehabt hätte, den großen Umfang der hiezu nöthigen Werke auszuführen, und das nöthige Geschütz, zur Besatzung derselben; vorzüglich hatte man aber zu besorgen, daß die neuausgehobenen Truppen sich in einer so ausgedehnten Stellung schwerlich gehalten haben würden. In jedem Falle mußte die Stadt auch bei diesem Projekt als Reduit befestiget werden. Man beschränkte sich daher vorzugsweise auf die Vertheidigung der Stadt und behielt es vor, späterhin wenn der Feind Zeit dazu ließ, sich auf dem Monte Torrero gehörig zu befestigen.

Für jetzt wurde dort nur eine in der Kehle offene Feldverschanzung aufgeworfen und mit Luftziegeln bekleidet. Dieses Werk vertheidigte das Innere zweier kleinen Brückenschanzen, welche auf die Straßen von Madrid und Muela angelegt waren.

Man wußte, daß es unmöglich war, eine große in Kanonenschußweite eingesehene und von allen Seiten zugängliche Stadt in der Eile gut zu befestigen. Um dieß wenigstens so rasch als möglich zu bewirken, behielt man die Umfangsmauer bei, verstärkte sie an einigen Stellen und brach Gewehr- und Kanonenschießscharten durch. Man mußte sich Flanken auf die ungeheuren Courtinen welche sie darbot, zu verschaffen suchen. Aus diesem Gesichtspunkte mußten die Arbeiten geleitet werden.

Nahe bei der Einmündung der Huerba in den Ebro, jenseits der ersteren, ist das Kloster St. Joseph, welches ein Rechteck von 150 Schritt Länge auf 100 Schritt Breite bildet, und das man besetzen zu müßen glaubte, um gegen alle auf dem rechten Ufer etwa zu unternehmenden Angriffe zu wirken. Seine lange Seite von 150 Schritt hatte in der That keine Seitenvertheidigung; man half diesem Uebelstande jedoch durch Verstärkung des Profils, einen bedeckten Weg und eine Pallisadirung um die Escarpe, ab. Uebrigens wurde dieses Außenwerk, welches eigentlich nur eine detaschirte Lünette war, durch den hinterwärts als Tenaille gelegten Brückenkopf eingehen, dessen beide Seiten durch einen auf dem linken Ufer der Huerba erbauten bedeckten Weg vertheidigt waren, und dieser wiederum wurde durch die cranelirte Umschließungsmauer und durch die Batterien, welche man vom Fluße bis nach Ingratia hin angelegt hatte, im Rücken beschossen.

Dieses

Dieses Kloster war der bemerkbarste Vorsprung des Umfangs. Man hatte daraus eine Art von Fort gebildet, welches zu der Brücke über die Huerba, wo sich ein zweiter Brückenkopf befand, zwei befestigte Communicationen hatte. Diejenigen Seiten desselben, welche keine Seitenvertheidigungen hatten, waren mit einigen Mienen versehen.

Von St. Ingratia bis zum Kloster Carmel und von da bis zum Kloster Trinitas bildete der Umfang der Stadt einen so stark eingehenden Winkel, daß man befürchten mußte, diese Stelle würde der Angriffspunkt werden. Doch war daselbst ein hinreichendes Feuer, um keine Gefahr bei einem Ueberfall zu laufen. Ein Graben von 15 Fuß Tiefe bei der geringen Breite von 21 Fuß deckte die Stadtmauer in ihrem ganzen Umfange.

Das Kloster Trinitas war mit Schießscharten versehen; man hatte nicht die Zeit gehabt, den Graben anzufertigen, welcher es einschließen sollte.

Die Courtine zwischen Trinitas und dem Portillo war 750 Schritte lang; man hatte in der Mitte dieser Entfernung eine kreisförmige Batterie angelegt, welche die Wirkung eines flachen Bastions that und diese beiden vorspringenden Ecken flankirte. Jenseits des Partillo vertheidigte das Schloß von Aljaferia, ein Viereck mit vier kleinen bastionirten Thürmen und mit einem refetirten Graben diesen Theil hinreichend bis an das Sancho-Thor nahe beim Ebra, welches ebenfalls durch eine Batterie gedeckt war. Dieß ist das Fort, welches man mit Unrecht die Inquisition nannte. Das für diesen Gerichtshof bestimmte Gebäude lag innerhalb der Stadtmauer, und nur die Gefängnisse waren auf dem Schlosse.

Die Vorstadt wurde durch vorgelegte Redouten und Fleschen vertheidigt, welche mit Luftziegeln bekleidet waren, rückwärts gestützt auf eine Reihe mit Schießscharten versehener Häuser, mit Batterien und Traversen am Ausgange jeder Straße.

Im Inneren der Stadt hatte man ebenfalls Traversen, in allen Straßen nahe an der Mauer. In die Häuser waren Schießscharten eingebrochen, die Thüren und Fenster in dem untersten Stockwerk zugemauert, so daß jedes Häuserviertel seine eigene Vertheidigungslinie hatte. Auf den Plätzen und in den Hauptstraßen waren Blendungen errichtet.

Diese Werke, die ohne Zweifel, wenn der Oberst San Genis mehr Zeit und Mittel gehabt hätte besser seyn konnten, machten dennoch so wie sie waren, eine furchtbare Masse von unermeßlichen Arbeiten aus, vermittelst welcher das unsterbliche Saragossa sechzig Tage eröffneter Tranchee und ein und vierzig Tage unaufhörliches Bombardement aushielt, trotz der klugen Entwürfe der Generale Lacoste, Dedon, des Obersten Rogniat, so wie vieler andern der besten Ingenieur- und Artillerie-Offiziere, welche es in Europa gab, die durch sehr brave Truppen unter den Befehlen der Marschälle Moncey, Mortier, des Herzogs von Abrantes und des Marschalls Herzogs von Montebello, eines der berühmtesten Gefährten Napoleons, unterstützt wurden.

Zu diesen Arbeiten gehört noch die Zerstörung aller Häuser bis auf eine Entfernung von 1800 Schritt von der Stadt, die Niederlegung der Olivenwälder, welche die Ebene in derselben Entfernung bedeckten, die Errichtung von Pulvermagazinen und eines Artillerieparks. Die Steine aus den zerstörten Gebäuden wurden zu den Bekleidungsmauern gebraucht, das Holz aus den Bal-

kenlagen und aus den abgehauenen Bäumen zu den Blendungen und als Vorrath zum Park, überall herrschte die größte Thätigkeit. Die Frauen waren in den Bekleidungswerkstätten beschäftiget, die Mönche machten Cartuschen, und diejenigen Männer, welche nicht bei der Befestigung arbeiteten, übten sich in der Führung der Waffen. Die Artillerie bestand größtentheils nur aus Vier = Acht = und Zwölfpfündnern. Nur 60 Stücke waren Sechzehn = Pfünder und von größerem Kaliber, von denen der größte Theil aus dem Kanal gezogen war, in welchen die Franzosen sie bei ihrem Rückzuge im Monat August versenkt hatten. Es waren noch acht = zehn = und zwölfzöllige Mörser vorhanden; doch wurden sie aus Mangel an Hohlkugeln nur als Steinmörser gebraucht; im Ganzen hatte man einhundert und sechzig Feuerschlünde.

Der Vorrath an Kugeln, größtentheils der französischen Armee abgenommen, war sehr bedeutend. An Holz zu den Affuiten hatte man mehr, als man brauchte. Das unglückliche Auffliegen des Pulvermagazins während der ersten Belagerung machte die größte Vorsicht gegen ein ähnliches Ereigniß nothwendig, und man entschied sich, jeden Tag das für den Bedarf desselben erforderliche Pulver anzufertigen. Späterhin hat der General Carnot in seinem Werke über die Vertheidigung der festen Plätze dieses Mittel vorgeschlagen, um die immer drohende Gefahr eines zugefälligen Unglücks zu verhüten, welches die Zerstörung einer Stadt oder selbst ihrer Vertheidigungswerke nach sich ziehen kann. Da in Saragossa früherhin sämmtlicher Salpeter aus dem Königreiche Aragonien niedergelegt und zubereitet worden war; so bot uns der große Vorrath, welcher sich

selbst vorfand, das Mittel bat, uns aller Vortheile, welche aus dieser Behandlung entstehen, zu versichern.

Die Magazine des Geniewesens waren mit Sandsäcken und gestopften Wollsäcken hinreichend versehen; es fehlte an Schazkörben, die aber durch die Körbe von der Weinlese ersetzt wurden, welche ungefähr dieselbe Größe haben. Holz war zu jedem Bau überflüßig vorhanden.

Jeder Soldat, jeder Einwohner hatte sein Gewehr von spanischen oder englischen Kaliber. Die letzteren waren über Catalonien her geschickt worden, in Folge einer Reise, die General Doyle nach Saragossa gemacht, und während welcher er mit dem General Palafox in Bezug auf die Vertheidigung des Platzes mehrere Zusammenkünfte gehabt hatte.

In den Magazinen befanden sich Getraide, Wein, Branntwein, Oel, Stockfisch und trockene Erbsen für 15000 Mann auf sechs Monate, an gesalzenem Fleische fehlte es; das wenige frische Fleisch wurde für die Hospitäler aufbewahrt und war bald verzehrt. Außerdem hatte jeder Einwohner seinen Vorrath an Lebensmitteln, als wenn er eine besondere Belagerung auszuhalten gehabt hätte. Man hatte zur Ausführung dieser Maßregel sich weder Zwangsmittel noch Drohungen bedienen dürfen; die Klöster hatten vorzüglich große Vorräthe.

An Gerste fehlte es vor dem Ende der Belagerung; Stroh für die Pferde war immer hinreichend da.

Man erinnere sich, daß dreizehn Bataillone bekleidet und bewaffnet zur Armee geschickt worden waren, daß die Armeen von Valencia und Mucia während ihres Aufenthalts ernährt werden mußten, und man wird sich einen Begriff von den Hilfsmitteln machen, welche der Patriotismus der Aragonier darbot, und von dem Eifer, mit welchem die Generale, die Artillerie- und Ingenieur-

offiziere solche zur Vertheidigung der Stadt anzuwenden wußten. Auch ist der Gedanke sehr natürlich, daß der Ausgang der Belagerung noch immer zweifelhaft geblieben seyn würde, wenn die geringe Ausdehnung der Befestigungs-Anlagen erlaubt hätte, den Feind von der Mauer abzuhalten; wenn man große Cassematten gehabt, und gegen die ansteckende Krankheit polizeiliche Mittel hätte anwenden können.

Die Garnison sollte fünfzehntausend Mann stark seyn, mit Ausschluß der Leute über fünf und dreißig Jahren, denn alle übrigen standen in den Regimentern; aber die Schlacht von Tudela ging den 23. November verloren, und die ganze Armee, welche in derselben gefochten hatte, zerstreute sich auf verschiedenen Straßen. Der größte Theil der Soldaten von dem Corps von Valencia und Murcia, ingleichen von denen aus Andalusien kamen nach Saragossa zurück, vorzüglich aber die Verwundeten und die Bagagen, denen die besseren Wege hier mehr Leichtigkeit zu ihrem Fortkommen darboten. Die Hospitäler wurden mit Kranken und die Stadt mit Soldaten überfüllt. Der General-Capitain sammelte die letzteren, theilte sie der Garnison des Platzes zu, und bildete aus ihnen verschiedene Abtheilungen. So war die Stärke der Armee, denn sie verdiente diesen Namen, an dreißigtausend Mann unter den Befehlen von Don Joseph Palafox Brigadier und General-Kapitain des Königsreichs. Die Generale Saint-Marc, Versages, beide Franzosen; Amoros, O-Neill, Budley, General-Majors; Porin, Renovales u. s. w. Brigadiers, kommandirten unter ihm.

Die Artillerie bestand aus einem Regiment von fünfzehnhundert Mann, wenn man die zur Hilfleistung eingestellten Einwohner mitrechnet. Der General Villalva

kommandirte sie; durch Seeartilleristen, welche mit der Armee von Murcia gekommen waren, war sie verstärkt worden.

Ingenieur-Offiziere waren dreizehn, unter Befehl des Obersten San Genies; man hatte ein Korps von ungefähr achthundert Pioniren gebildet, welche den Sapeurdienst versahen; sie waren aus denen bei dem Bau des Kanals von Aragonien angestellten Leuten ausgesucht worden, und mithin an große Erdarbeiten gewöhnt.

Die Infanterie bestand aus alten oder doch wenigstens aus solchen Truppen, deren Stämmen alt waren und unter welchen man diejenigen zählte, die aus den Ueberresten der Schlacht von Tudela gebildet waren, insgleichen aus Bataillonen der aragonischen Militz, welche nach der ersten Belagerung errichtet und von Anfang zur Vertheidigung des Platzes bestimmt worden war.

Auf dem Ebro lagen einige Kanonenböte, welche mit Marineoffiziers und Matrosen aus Carthagena besetzt waren.

Die Verwaltung war dem Intendanten der Armee, Don M. Dominguetz anvertrauet; er hatte neue, größtentheils aus den Einwohnern gewählte Beamte unter seinem Befehl.

Geld war hinreichend vorhanden; und durch die Regimentskassen, welche nach der Schlacht von Tudela hier verblieben, kam noch mehr hinzu. Dem ungeachtet wurde kein Sold bezahlt; bei der Kapitulation hatte der Intendant Dominguetz aber noch bedeutende Summen in der Kasse; alle übrigen Ausgaben waren täglich bezahlt worden.

Die Civilgewalt der Junta abgenommen und in die Hände des Generals übergegangen. Am mehresten Einfluß bei ihm hatten der Pater Basilio; Butron, sein

ehemaliger Adjutant; der Oberst Cannado sein Sekretair; Mossen Sas, Pfarrer von St. Hil; Tio Marin; der Limo von Cosso; der Pater aus Consolation; Tio Jorge, welcher niemals aus dem Gouvernementshause ging. Man errichtete gegen das Ende ein Korps von Almogevares, deren Kleidung eben so befremdet aussah als ihre Bestimmung es war. Sie befanden sich auf den angegriffenen Stellen als Aufseher oder eigentlich als Spione.

Das Vertrauen der Einwohner auf ihre Befestigung, ihren General und vorzüglich auf den Schutz der Mutter Gottes von Pilar, war so groß, daß nicht allein beim Anrücken des Feindes kein Saragosser die Stadt verließ, sondern daß sogar die Bauern aus der umliegenden Gegend sich schaarenweise hineinflüchteten, welches die Ueberfüllung vermehrte und späterhin eine der Ursachen der ansteckenden Krankheit wurde.

Dem General St. Marc, mit fünf oder sechstausend Mann wurde die Vertheidigung von Monte Torrero übergeben, und der General Mancho von den spanischen Garden mit einem ungefähr eben so starken Korps sollte die Vorstadt behaupten. Die übrigen Theile der Encainte hatten jeder seine bestimmte Besatzung, unter dem Befehl eines Generals oder Ober-Offiziers. Die Einwohner wurden nicht zum Dienst angezogen; doch sollten sie sich beim Anschlagen der Glocke am neuen Thurm sammeln, um sich in Masse auf den angegriffenen Punkt zu begeben.

Kurz vor der Einschließung wurden noch einige Commandos in die umliegende Gegend zum Fouragiren geschickt; aber der größte Theil davon wurde abgeschnitten und konnte nicht mehr zurück kommen.

Die französischen Generale Dedon und Lacoste vereinigten mit der größten Thätigkeit einen bedeutenden Be-

lagerungspark. Die Geschütze, Munitionen und Vorräthe waren in Tudela zusammengebracht, und wurden von da auf dem kaiserlichen Kanal bis Alagon transportirt. Die Menge des Belagerungsgeschützes, und die Zahl der zum Ingenieurdienst bestimmten Offiziere und Soldaten war bedeutender, als man jemals bei den Belagerungen der furchtbarsten Plätze gebraucht hatte. Die Franzosen unterließen nichts, damit der Erfolg dieser zweiten Unternehmung glücklicher als der ersten ausfallen sollte; doch verfehlte diese große Entwicklung von Kräften die Wirkung, die man davon hätte hoffen können, die Vertheidiger in Schrecken zu setzen; sie wünschten sich vielmehr Glück, es zu verdienen, daß man gegen sie so große Zurüstungen machte.

Am 20. Dezember zeigten sich das dritte und fünfte Armeekorps unter den Befehlen der Marschälle von Conegliano und von Treviso vor der Stadt; das erstere auf dem rechten Ebroufer, das andere von der Seite der Vorstadt her. In der Nacht warf der Feind eine Batterie auf, welche den Monte Torrero beherrschte, und am 21. früh fing das Feuer auf diesem Punkte an. Nach einer kurzen Kanonade war durch eine Granade, welche einen Munitionskarren in die Luft gesprengt hatte, einige Unordnung unter der Besatzung entstanden.

Der Feind benutzte dies, eine Colonne passirte den Kanal über eine Wasserleitung, welche sie den Tag vorher genommen hatte, griff das Fort in der Kehle an und nahm es nebst drei Kanonen, welche auf der Batterie standen und sechzig bis siebenzig Mann, welche sie vertheidigten. Der Verlust dieses Werks brachte die Division St. Marc, welche auf dasselbe vielen Werth gelegt hatte, in Unordnung. Einige Truppenabtheilung hielten noch Stand; aber ungeachtet der Anstrengungen des Generals, um seine an Zahl geringeren und schlecht

disciplinirten Truppen zusammenzuhalten, wurde er am Ende selbst mit fortgerissen, und sah sich genöthigt, die Position zu räumen und sich in die Stadt zurückzuziehen. Obgleich dieser brave Offizier sich ganz tadelfrei benommen hatte, so würde er ohne die Freundschaft des kommandirenden Generals, doch vielleicht dasselbe Schicksal gehabt haben, wie der, welcher bei der Belagerung dieselbe Höhe eben so lange mit weniger Truppen und Hilfsmitteln vertheidiget hatte, und bei der Uebergabe zum Tode verurtheilt wurde. Auf alle Fälle hielt man den Verlust dieser Position nicht für sehr wichtig, da sie doch nicht einen langen Widerstand leisten konnte, und nur besetzt worden war, um die Eröffnung der wirklichen Belagerung noch einige Zeit aufzuhalten.

Die Belagerer hatten beschlossen, mit dem Monte Torrero zugleich die Vorstadt anzugreifen. Dieser Versuch wurde aber verspätet, und so hatten die Spanier noch Zeit, diesen Punkt zu verstärken, welcher in Beziehung auf die künstliche Befestigung am schwächsten, desto mehr aber von der Natur durch das umliegende sumpfige Terrain begünstiget war.

Am 22. griff der General Gazan die Schweizer von Aragonien an, welche auf dem Wege von Villamajor standen, drängte sie zurück und zwang sie, sich in den Thurm des Erzbischofs (del Arzobispo) zurück zu ziehen; längs dem Wege vertheidigten sie sich unter ihrem Befehlshaber Fleuri mit der größten Tapferkeit. Doch gelang es den Franzosen, sie aus ihrer Stellung zu vertreiben, wobei dreihundert Mann getödtet oder gefangen gemacht wurden.

Dieser Vortheil ermuthigte den Feind zu fernern Angriffen. Eine Kolonne von fünfhundert Grenadiren, welcher einige Regimenter folgten, gieng mit gefülltem Gewehr auf die Batterie los, welche den Weg versperrte,

und schien jede Gefahr zu verachten. Das Kartätschenfeuer und das kleine Gewehrfeuer aus den Schießscharten hielt diese Tapfern auf, und nachdem sie das Feld mit Todten und Verwundeten bedeckt hatten, wurden sie zum Rückzug gezwungen. Der General Gazan wiederholte dennoch seine Angriffe. Die spanischen Truppen aufgemuntert durch diesen ersten Sieg, erwarteten den nächstfolgenden Versuch des Feindes ohne Unruhe, und den dritten mit der Gewißheit eines glücklichen Ausgangs. Dieses Unternehmen kostete den Franzosen unnützerweise neunhundert bis tausend Mann; der spanische Verlust betrug ohngefähr hundert Mann, welche znm Gefecht unfähig wurden, ohne die Schweizer. Der Ingenieur-Hauptmann Desai blieb hier.

Mehrere Tage hindurch was es nun ruhig; nach dem 22. sah der Feind wohl ein, daß die gewaltsamen Angriffe ihm nur seine besten Soldaten kosten würde, er beschäftigte sich daher, seine Truppen zur förmlichen Belagerung aufzustellen, den Platz vollkommen einzuschießen und mit Laufgräben vorzugehen. Während dieser Zeit verbesserten die Belagerten fortwährend ihre Werke, machten Niederlagen von Sand und Wollsäcken, richteten die Magazine bombenfest ein, und legten in den Straßen Abschnitte nach allen Richtungen an. Damit gieng die Zeit bis zum 29. Dezember hin.

Den 30. waren die Arbeiten zum Angriff von St. Joseph vorgerückt. Der Marschall Moncey schickte dem General Palafox durch einen Parlementair eine Aufforderung ungefähr in diesen Ausdrücken: „General! das dritte Armee-Korps umringt Saragossa auf dem rechten Ufer; das fünfte Armeekorps unter meinem Oberkomando von dem Marschall Herzog von Treviso befehliget, hat die Einschließung auf dem linken Ufer beendigt: Madrid hat

kapitulirt, und Se. M. der Kaiser geht an der Spitze einer zahlreichen Armee vor, um die Engländer zu verjagen und die übrigen Provinzen zu unterwerfen. Es würde mir schmerzhaft seyn, eine reiche und mächtige Stadt und die durch ihre Tapferkeit so achtungswerthen Einwohner den Schrecknißen einer Belagerung preisgeben zu müssen." Er endigte mit dem Vorschlage zu einer Kapitulation, welche die Sicherheit des Eigenthums, die Achtung für die Religion, verbürgen sollte, und mit vielen andern Versprechungen.

Der General Palafox antwortete: daß Madrid wenn es kapitulirt hätte, verkauft seyn müße; was ihn anbelange, so wären seine Vertheidigungswerke noch unberührt, und würden sie auch zerstört, so würde das Volk und die Garnison von Saragossa sich eher unter den Trümmern der Stadt begraben lassen, als sich ergeben. Er dankte ihm jedoch für sein Anerbieten, und endigte mit leichten Lobsprüchen gegen die Person des Marschalls. Da die Unterhandlung auf diese Art abgebrochen war, so beschäftigte man sich von beiden Seiten mit allen möglichen Mitteln um die Drohungen und Versicherungen, welche man sich gegenseitig gethan hatte, wahr zu machen.

Der Belagerte bemerkte, daß der Feind an drei Angriffen arbeitete, und daß die Paralelle gegen St. Joseph beendiget war. Man bereitete sich vor, auf der ganzen Linie unter dem Schutze des Geschützes aus der Stadt einen Ausfall zu machen. Die Kolonne links sollte zwischen dem Ebro und der Parallele vorgehn, begegnete aber in dem Augenblick, als sie hervorbrach um diese zu umgehen einem Korps von fünfzehenhundert Mann, welches sie an der Ausführung ihres Vorhabens hinderte. Es fieng ein auf diesem Punkte einzelnes Gefecht an, und der Ausfall gieng nach einem geringen Verlust in die Stadt

zurück. Der Angriff der Kolone rechts auf dieselbe Tranchee wurde ohne Nachdruck ausgeführt, und hatte keinen bedeuteten Erfolg. Eben so gieng es mit dem Angriff des Zentrums. Dagegen wurde die Parallele vor dem Schloße von den walonischen Garden, unter dem Befehl ihres Kommandeurs Garrau mit einer ungewöhnlichen Heftigkeit angegriffen. Sie giengen meheremale vor, wurden aber immer zurückgetrieben, so daß das vorgesteckte Ziel nirgends erreicht wurde. Eine Abtheilung der Husaren von Olivinza hatte zur nämlichen Zeit einen Ausfall gemacht und einige Voltigeurposten jenseits des Ebo aufgehoben; so daß der Verlust auf beiden Seiten beinahe gleich war.

Am 2. Januur war das Glück den Belagerten etwas günstiger; sie verursachten dem Feinde bei der zweiten Paralelle des Angriffs im Zentrum einen bedeutenden Verlust. Von zwei Batterien wurden die Geschütze vernagelt. Dasselbe war bei St. Joseph versucht worden, allein nach einem sehr lebhaften und lange unterhaltenen Feuer mußte man sich wieder in die Stadt zurückziehen.

Die Franzosen setzten ihre Arbeiten gegen das Fort an der Huerba, zwischen St. Joseph und St. Ingratia mit einer unglaublichen Thätigkeit fort, die Zeit begünstigte ihr Unternehmen; die Nächte waren dunkel, die Tage ohne Regen und Schnee, alle Morgen lag auf dem Felde ein so dicker Nebel, daß der Belagerte nicht den Fortgang der Arbeiten beobachten und sein Geschütz nicht früher als gegen die Hälfte des Tages darauf richten konnte. Indessen dauerte das Feuer mit der größten Lebhaftigkeit fort; in der Nacht warf man Kunstfeuer, um wo möglich die Arbeiten des Feindes zu entdecken.

Am 4. fieng man eine Gegenapproche an, um die Laufgräben an der rechten Seite zu überflügeln, wodurch der

Feind gezwungen wurde, seine Arbeiten zu verlängern, um nicht der Länge nach bestrichen zu werden.

Bis zum 9. fiel kein Gefecht vor. Der Feind errichtete acht Batterien, und den 10. um 7 Uhr des Morgens fiengen zwei und dreißig schwere Geschütze an, gegen St. Joseph, den Brückenkopf und die Batterie Palafox Bresche zu schießen. Auch nahm das Bombardement seinen Anfang. Der Platz antwortete mit einem gleich lebhaften Feuer. In der Nacht zog man die schwere Artillerie und die Steinmörser aus St. Joseph zurück, woselbst sie in den vergangenen Nächten den feindlichen Arbeitern viel Schaden zugefügt hatten, und man reinigte, so viel man konnte, den Fuß der Breche.

Ein Kloster von alter Bauart mit einer Ziegelsteinmauer von geringer Stärke, konnte einem so nachdrücklichen Feuer nicht lange widerstehen; die Kanoniere waren genöthiget sich beim Laden des Geschützes mit Wollensäcken zu decken. Die Lebhaftigkeit des feindlichen Feuers die hinabstürzenden Decken, die Mauern, welche im Einsturz die Vertheidiger zu zerschmettern drohten, machten die Erhaltung dieses Postens unmöglich. Doch entschloß man sich, ehe man ihn verließ noch einen Ausfall zu thun, welches in der Nacht vom 11. zum 12. geschah. Zweihundert Mann, im bedeckten Wege links von St. Joseph gesammelt, stürzten sich mit einer unerhörter Dreistigkeit auf die Batterie Nro. 1 ohne zu wissen, daß rechts von der zweiten Parallele zur Seitenvertheigung derselben zwei Geschütze aufgestellt waren. Dem Kartetschenfeuer ausgesetzt, welches aus diesen Geschützen sowohl als aus der Batterie selbst gegen sie geschleudert ward, wurden sie genöthigt sich mit einem Verlust von fünfzig bis sechzig Mann zurückzuziehen.

Ungeachtet des feindlichen Feuers und des zerstörten Zustandes, in welchem sich das Kloster befand, hielten sich die Belagerten noch in der Mitte seiner Trümmern. Der Belagerer stellte nahe bei der Einmündung der Huerba zwei Geschütze auf, welche er durch eine starke Infanteriekolonne unterstützen ließ, und welche die ganze linke Seite des bedeckten Weges bestrichen; zu der Zeit brach eine andere Kolonne aus der zweiten Parallele hervor, und nahm ihre Richtung gegen das Fort. Der brave Oberst Don J. Arzu und eine Abtheilung seines Regiments, Valincia, hielten mit den unerschrockenen Kanonieren lange das Feuer aus, und boten dem Ungestümm des Belagerers Trotz. Ein Theil der Angriffskolonne aber umgeht das Kloster, findet eine Brücke von Holz, die man abzunehmen vergessen hatte, und macht sich zum Herrn eines Haufens der Ruinen, und von etwa hundert Mann, unter denen sich der Oberst Arzu befand, zugleich legen andere Leitern an, dringen durch die Bresche ein und finden das Fort schon durch die Ihrigen besetzt. Die Einnahme dieses einzelnen vor der Vertheidigungslinie belegenen Klosters zwang die Belagerer zu einem regelmäßigen Angriff, und kostete ihnen viel Menschen.

Nach der Wegnahme dieses Punktes, setzten sie sich in der Kehle des Werks fest, machten längst der Huerba ein Couronement und verhinderten dadurch den Belagerten, Ausfälle gegen denselben zu thun. Doch waren sie auf demselben nicht sicher: der Brückenkopf vertheidigte sich noch und beschoß die Trümmer von St. Joseph, welche außerdem einem Feuer von acht Geschützen aus der Hauptenceinte ausgesetzt waren.

Einer so zahlreichen Artillerie konnte es nicht schwer fallen in eine von Erde aufgeschüttete und mit Ziegel-

stücken, in Lehm vermauert, bekleitete Brustwehr Bresche zu legen. Ueberdem errichtete der Feind noch am 15. gegen dieses Werk eine neue Batterie von vier Haubitzen, welche seine Zerstörung vollendete. Der Belagerte verließ es, indem er die Brücke sprengte, und so dem Feinde neue Arbeit gab.

Alle vorgelegten Werke auf dieser Seite waren schon in den Händen des Belagerers, welcher die Arbeiten seiner Laufgräben längs der Huerba ausdehnte. Den Belagerten blieben nur noch ihre schwache Enceinte und unsere Häuser zu vertheidigen. Man verdoppelte die Thätigkeit, um die Vorbereitung zu einem Widerstande zu machen, welche den Belagerern mehr Mühe und Blut kosten sollte, als der, welcher ihm bis jetzt entgegengestellt war. Man versah die Häuser vollends mit Schießscharten, und machte Oeffnungen Behufs ihrer inneren Verbindung, indem man bei diesen Arbeiten den wahrscheinlichen Gang des Angriffs, welchen der Feind gegen jeden Punkt führen würde, zur Richtschnur annahm.

Die Bewohner derjenigen Häuser, welche zu den Vertheidigungsarbeiten gebraucht wurden und überdieß am mehrsten dem Bombardement ausgesetzt waren, strömten in den übrigen Theil der Stadt zurück, wo die Volksmenge sich immer mehr zusammendrängte. Es zeigten sich schon Spuren der ansteckenden Krankheit. Seit acht Tagen bereits wurde unaufhörlich bombardirt, der größte Theil der Einwohner war in die Kellergewölbe geflüchtet, und setzte sich dadurch der gewisseren Gefahr aus. Diese unterirdischen Gemächer sind nur zur Aufbewahrung des Weins und der Oele bestimmt. Sie haben nur wenig Oeffnungen, in mehreren hatte man auch diese verschlossen, und brannte Tag und Nacht Lampen. Die Frauen, um sich über ihr Unglück zu trösten, und während der

Schrecknisse der Belagerung zu zerstreuen, thaten sich mit ihren Befreundeten oder Verwandten in demselben Keller zusammen. Oft enthielt ein solcher Zufluchtsort, sechzig Fuß lang und kaum sieben Fuß hoch zwanzig Personen, welche darin aßen und schliefen, ohne sich an die Luft zu wagen, aus Furcht vor einem eben nicht wahrscheinlichen Unglück; während die Feuchtigkeit, die durch das Athmen verdorbene Luft, das unaufhörliche Brennen von Oel und Holz, die ungewohnten und ohne Bewegung, nicht zuträglichen Lebensmittel, die beständige Angst und die heftige Gemüthsunruhe am Ende nothwendige Ursachen eines bösartigen Fiebers wurden, dem nicht zu entgehen war. Die ansteckende Krankheit theilte sich bald der Garnison mit; so zeigte sich der Tod von allen Seiten und ohne außerordentlichen Muth konnte man ihn lieber auf den Wällen erwarten, als ihn in den verpesteten Zufluchtsörtern der Stadt einathmen.

Vom 17. bis zum 21. arbeitete der Belagerer an der Erbauung neuer Batterien um Bresche in die Mauer zu legen, und die Vertheidigungsmittel zu zerstören; er dehnte seine dritte Parallele aus, um das Kloster St. Ingratia zu umklammern, und in dasselbe von zwei Seiten zugleich einzudringen.

Die Spanier machten sich ebenfalls zum Widerstand bereit und um seine Fortschritte aufzuhalten, beschloß man einen Ausfall zu thun, und seine Artillerie zu vernageln. Eine Batterie von vier Mörsern war den Belagerten sehr beschwerlich; achtzig Mann unter Anführung des verwegenen Don Maria Galindo und zwey anderer Offiziere, erboten sich freiwillig sie zu vernageln. Sie stürzen sich auf die Wache der dritten Parallele, machen sie nieder und dringen in das Werk ein. In diesem Augenblick kam die Reserve des Belagerers an. An Rück-

zug

zug war nicht zu denken; sie kamen alle um, ausgenommen die Offiziere und einige Verwundete, welche gefangen gemacht wurden; sie fielen aber nicht, ohne das Leben dem über ihre Kühnheit und kleine Anzahl erstaunten Belagerer theuer verkauft zu haben.

Kanonierböte, welche man auf dem Ebro bewaffnet hatte, gingen den Fluß aufwärts, und nahmen die Parallele des Angriffs am Schlosse in die Flanke; das Feuer der Batterie zur Linken zwang sie zum Rückzuge.

Der Feind war am Ufer der Huerba; fünfzig Feuerschlünde hatten ihm die Stadt geöffnet, er hatte nur noch durch das Defilee zu gehen und die Bresche einzunehmen. Er arbeitete daran vom 23. bis zum 25. erbaute zwei Brücken und machte auf dem linken Ufer zwei Waffenplätze, um in denselben die Truppen, welche zum Sturm bestimmt waren, zu sammeln. Der Belagerte beschäftigte sich zu derselben Zeit den Abschnitt hinter der Bresche zu vervollkommnern; zugleich vertheidigte man noch alle gedeckten Plätze außerhalb der Enceinte. Eine Gartenmauer, welche längs dem linken Ufer der Huerba lief, war den Franzosen sehr nachtheilig. Eine Kolonne wurde hingeschickt und bemächtigte sich derselben nach einem sehr lebhaften Gefecht; die Spanier verstärkten sich, griffen sie ihrerseits an, und kamen von neuem in Besitz. Die ersteren bemächtigten sich derselben zum zweitenmale, und der letzte Versuch von spanischer Seite hatte keinen Erfolg.

Den 26. um sieben Uhr des Morgens verdoppelte sich das Feuer auf den beiden angegriffenen Punkten; die spanische Artillerie antwortete mit Festigkeit; eine Brustwehr gab es nicht mehr, Wollsäcke waren das einzige Schutzmittel der Kanoniren.

Den 27. dauerte das Feuer von beiden Seiten mit der nämlichen Heftigkeit fort. Die vorhergehende Nacht hatte sich der Belagerer nach einem kleinen Sturm einer Oelmühle bemächtiget, welche ihm zum Waffenplatze diente.

Den 27. um Mittag waren die drei Breschen zu passiren, und der Sturm wurde vom Feinde angeordnet; die Spanier hatten zwei Fladderminen unter der Bresche angelegt und einen starken Abschnitt hinter selbiger gemacht. Der Feind geht vorwärts, die Minen springen, halten ihn aber nur einen Augenblick auf, er bleibt im Vorrücken. Da läßt sich die Glocke des neuen Thurms hören; die Bürger, erkennend, daß ihr Krieg anfängt, besetzen die Schießscharten aller umliegenden Häuser, und ein Hagel von Kleingewehr-Kugeln und Granaten, welche aus dem Abschnitte, von den benachbarten Fenstern und Dächern herabkommt, zwingt die kleine Anzahl von Feinden, welche ihren Versuch überlebt hatten, zum Rückzuge. Doch benutzt der Feind die Trichter der Fladderminen, und setzt sich auf der Bresche fest.

Die gegenüber gelegte St. Joseph Bresche wird zu gleicher Zeit angegriffen. Der Feind ersteigt sie und wird wieder heruntergeworfen; er läßt nicht ab, und er faßt auf dem Walle festen Fuß. Er bemächtigt sich eines durch seine Artillerie bereits geöffneten Hauses und dringt von da aus in die beiden benachbarten ein. Er wird durch eine Batterie von zwei Geschützen aufgehalten, welche gegen einen Hof, den er paßieren mußte, gerichtet war.

Der Versuch, welchen der Angriff des Mittelpunkts zu derselben Zeit gegen St. Ingratio machte, war gleich Anfangs dem Feind günstiger. Nach einem sehr lebhaften Feuer gelang es ihm sich der Bresche dieses Stiftge-

bäudes zu bemächtigen; er wollte sich in Besitz des Klosters setzen, welches daran stößt, wurde das erstemal zurückgetrieben, war beim zweiten Sturm aber glücklicher. Hierauf greift er die Courtine an, welche von St. Ingratia zum Thore der Huerba führt. Eine Reihe von sechs Fladderminen springt, doch ohne große Wirkung. Er hält sich nicht auf; kommt an ein Haus an der Huerba, welches noch im spanischen Besitz ist, und nimmt es nach zweimaligem Sturm.

Der Brückenkopf wird in den Rücken genommen und erobert. Im Schutz dieser Verbindung rückten neue Truppen aus dem Angriff des Zentrums vor, um sich mit den ersten Kolonnen zu vereinigen. Sie folgen der Courtine inwendig bis zum Kloster von Mon-Carmel, wollen es angreifen und werden zurück getrieben. Sie verfolgen rasch ihren Weg bis zur Trinitas. Vierzig Kanoniere, welche sich auf diesem vor der Angriffsseite so entlegenen Punkte befinden, werden auf ihren Geschützen getödtet. Der Belagerer will sich bis Miserikordia ausdehnen. Ein Abschnitt auf der Courtine mit zwei Kanonen besetzt, hält seinen Ungestümm auf, und zwingt ihn sich nach dem Kloster Trinitas und der Courtine von Carmel zurückzuziehen.

Unterdessen rief die fürchterliche Sturmglocke immerfort die Einwohner zur Vertheidigung ihres Heerdes. Alle Häuser, welche um St. Ingratia lagen, füllten sich mit Soldaten und Bürgern an, welche beinahe auf Pistolenschußweite auf die innerhalb der Courtine befindlichen Franzosen schossen; diese blieben beinahe alle. Man machte einen Ausfall um die Trinitas wieder zu erobern. Die Division Morlet kam daselbst mit den Belagerten zugleich an, und zwang sie ihr Unternehmen aufzugeben.

Dieser gewaltsame Angriff kostete dem Belagerer

mehr Menschen als er bisher durch seine Arbeiten und durch seine wohlüberlegten Plane erspart hatte.

Der spanische Verlust, obgleich beträchtlich, war doch geringer als der der Franzosen. Den folgenden Morgen erlitten die Belagerten einen weit größeren, der Oberst, unter welchem das Geniewesen des Platzes stand, ward auf der Batterie Palafox getödtet, indem er die Fortschritte des Feindes beobachtete; wohingegen der General Lacaster, der das Geniewesen der Belagerer befehligte, drei Tage später blieb.

Der Oberst San-Genies starb im drei und vierzigsten Jahre, als Vertheidiger des Landes, in welchem er geboren war. Er hatte während fünf und zwanzig Jahren mit Ehre im Korps gedient Er hatte die Feldzüge von Catalonien mitgemacht, und war nachher zehn Jahre Lehrer auf den Schulen zu Zamora Alcala gewesen; seine Güte, seine Tugend hatten ihm alle seine Kameraden zu Freunde gemacht. Seine Zöglinge betrachteten ihn als ihren Vater; seine Talente und Tapferkeit erwarben ihm das Vertrauen seiner Vorgesetzten und die Achtung aller. An seine Stelle trat der Oberst-Lieutenant Don Cajetano Zappino.

Während Saragossa der Gewalt des Feindes von außen Widerstand leistete, und zugleich gegen die ansteckende Krankheit kämpfte, bildeten sich in Belchite, la Muela, Cuera und in anderen Städten des Königreiches Streifkorps, welche die Verbindungen der Franzosen störten, und oft ihre Transporte auffiengen, ihre Requisitionen wurden auf dem Lande nicht befolgt, um sich Lebensmittel zu verschaffen, mußten sie ihren Befehlen mit gewaffneter Hand Nachdruck geben. Dergleichen Detaschirungen schwächten die Belagerungsarmee und verminderten die Hilfsquellen des Landes. Ungeachtet alles dessen,

ungeachtet der Anstrengungen des Don J. Palafox, welcher einige Truppen zusammenbrachte, konnte der Platz nicht unterstützt werden, und die Belagerer machten täglich weitere Fortschritte.

Der französische Befehlshaber hatte einen Parlamentair an den General Palafox geschickt, um ihm bekannt zu machen, daß die französische Armee in der Mancha angekommen, daß die englische Armee wiederum eingeschifft, und daß die Franzosen vom Ozean bis zu den Pyrenäen und Sierra Morena Herren von beinahe ganz Spanien wären; er bot dem Gouverneur an, einen Offizier abzuschicken, um sich von der Wahrheit dieser Angaben zu überzeugen, und bis zu seiner Rückkunft die Feindseligkeiten einzustellen.

Die Verbindungen von Aussen waren sehr schwierig; die gewandtesten und in Schleichwegen sehr bewanderten Landeseingebornen konnten nur mit großer Noth die französischen Posten vermeiden. In der Stadt war kein Gemüse mehr; ein Huhn kostete fünf Piaster, frisches Fleisch fehlte gänzlich.

Das Bombardement dauerte seit drei Wochen fort; die Verheerungen der ansteckenden Krankheit nahmen reissend überhand; die Zahl der Todten stieg täglich weit über dreihundert, ohne diejenigen, welche durch die Waffen fielen; die Hospitäler und mehrere Häuser, welche man zu diesem Zweck bestimmt hatte, waren voll von Fieberkranken; man konnte ihnen nur Reiswasser geben; aus Mangel an Matratzen verschmachteten die Sterbenden auf Stroh; die ungesunde Luft und der Mangel an Arznei brachten in wenigen Tagen den Brand hervor, so daß die leichteste Wunde einen gewissen und schrecklichen Tod zur Folge hatte.

Es fehlte an Platz, um die Todten zu begraben;

man machte große Gruben auf den Straßen und in den Höfen, und vor allen Kirchen waren Leichname in großen Haufen aufgeschichtet, mit Tüchern bedeckt, und boten oft, von den Bomben zerrissen und auseinander geschleudert einem schrecklichen Anblick dar.

Man hatte bis jetzt alles gethan, was die Gesetze der Ehre erheischten; man hatte mehrere Stürme ausgehalten: der Feind hatte festen Fuß im Platze selbst, die Hoffnung auf Hilfe war beinahe ganz dahin; alle Vertheidigungsanstalten wurden von den Kugeln zerstört, die Häuser durch Minen umgestürzt; die Bomben erreichten die entferntesten Theile der Stadt und die fürchterlichste Pest haußte in den einzigen Zufluchtsörtern, welche den Verheerungen des Krieges gesichert waren.

Dessen ungeachtet aber wurden alle Anerbietungen zur Uebergabe zurückgewiesen, statt aller Antwort wurde der französische Abgesandte von Palafox an einen öffentlichen Platz hingeführt, wo er um die schwarz ausgeschlagene Kirche die Soldaten, Offiziere und Bürger auf den Knieen sah, ihrer eigenen Leichenfeier zuhörend, worauf sie für sich selbst die Kirchengebete, die sich auf den Tod beziehen, sprachen. In Wahrheit von diesen Kriegern überlebten nur Wenige den Tag, wo Saragossa fiel, und auch die Einwohner der Stadt haben das Schicksal ihrer Vertheidiger treulich getheilt.

In der Nacht vom 27. zum 28. hatten die Belagerten St. Ingratia und die umliegenden Häuser angegriffen; nach einem hartnäckigen Feuer von Gemach zu Gemach, von Wand zu Wand waren sie so glücklich, eines derselben in ihre Gewalt zu bekommen. Dieses Gefecht kostete die Belagerten H. Simonet, einen Ingenieur-Offizier von großem Rufe, obwohl noch sehr jung.

Den 28. und 29. griffen die Belagerer die kleinen

Häuser neben der Puerta Quemada an; ohngeachtet des Vortheils, welchen die Franzosen für diese Art des Krieges aus den von dem General Lacoste in der Belagerung von Cairo gemachten Erfahrungen zogen, sahen sie doch ein, wie sehr dieselbe den Belagerten begünstiget, der entschlossen ist zu sterben, aber unfähig zu weichen. Sie brauchten zwei Tage, um zwei elende einstöckige Häuser einzunehmen, und es war nicht eine Treppe, eine Stube, ein Dach, wo man nicht von der einen oder der andern Seite Todte fand.

Für die Belagerer war es sehr wichtig, sich der Klöster St. Augustin und St. Monica zu bemeistern. Sechs Tage ununterbrochenes Feuer gegen diese hatten die Breschen gangbar gemacht. Sie liefen Sturm, wie gewöhnlich, mit Muth und Ungestümm; aber der Abschnitt hinter der Bresche, das Feuer aus den Schießscharten und Fenstern, die Handgranaten und die eingegrabenen Bomben zwangen sie das erstemal von ihrem Vorhaben abzustehen, indem sie den Wahlplatz mit Todten überdeckt ließen.

Nicht weniger Schwierigkeiten fanden sie bei St Ingratia. Ein Quartier neben dem Kloster wurde ihnen zwei Tage hindurch streitig gemacht. Anfangs schlug man sich in den Höfen und in den unteren Stockwerken, dann stieg das Gefecht in die oberen Stockwerke, dann auf die Dachböden, von da wieder abwärts in die Keller. Da der Feind einsah, daß es ihm unmöglich war, sich in den Häusern, so lange sie beständen, auf eine sichere Art festzusetzen, entschloß er sich, sie in die Luft zu sprengen und sich in den Ruinen zu logiren.

Mit gleicher Hitze wurde ein einzeln gelegenes drei Stockwerk hohes Gebäudes vertheidiget, das einzige, wel-

ches dem Belagerer fehlte, um nach der Straße Puerta Quemada zu kommen.

Am 29. des Abends drangen die Belagerer mit Hilfe einer Pedarde in die Küche. Die Belagerten brachen in die anstoßende Mauer des Speisesaals Schießscharten, welche dem ersten, der sein Gewehr durchstecken konnte, dienten. Man warf Granaten durch den Rauchfang. Das kleine Gewehrfeuer stieg von einer Etage zur andern; man stürzte sich mit Hast in den Keller, um Pulver hineinzuwerfen, und ein jeder verhinderte seinen Feind, daselbst einen Mineofen anzulegen. Endlich den 31., nach zwei Tagen, blieben die Spanier Herren dieses Forts. Hierauf arbeiteten sie an einem Minengang, welcher vom Kloster St. Augustin zum Kloster St. Monica führen sollte; jedoch hatte diese Arbeit nicht den gewünschten Erfolg, weil die Arbeiter, denen das Durchtreiben aufgegeben war, die schwerste von allen künstlichen Arbeiten, welche im Kriege vorkommen, mit den dabei eintretenden Schwierigkeiten nicht gehörig vertraut waren. Die Franzosen dagegen hatten Mineur-Kompagnien, welche an diese Art von Arbeiten vollkommen gewöhnt waren, und Sappeure, welche im Nothfall beinahe eben so gut wie jene, die Gallerien treiben konnten. Außerdem hatten sie leichter Pulver, und überhaupt im unterirdischen Krieg manchen Vortheil mehr als in dem über der Erde.

Die Häuser rechts und links von St. Ingratia waren von den Spaniern besetzt. Nach mehreren mißlungenen Versuchen beschloß der Feind sie in die Luft zu sprengen, da dieses Mittel sicherer und weniger kostspielig war als die Angriffe mit dem kleinen Gewehr. Das Auffliegen der Mine war so vollkommen als er es nur wünschen konnte; dennoch entsprach der Erfolg nicht ganz

der Erwartung. Ein Offizier und zwölf Mann wurden in den Ruinen begraben; die übrigen aber, anstatt in Schrecken zu gerathen, machten ein so heftiges Feuer und vertheidigten die Ueberreste der Mauern mit einer solchen Lebhaftigkeit, daß die Franzosen einen neuen gewaltsamen Angriff machen mußten, um sich in der Mitte dieser Schutthaufen fest zu setzen.

Sie waren, wie man bereits oben gesehen hat, im Besitz des Klosters Trinitas geblieben; der Abschnitt in Misericordia und das Schloß Aljaferia legten gegen seine Mauer linker Hand Bresche. Man beschloß einen Ausfall, und eine Colonne Freiwilliger ging am 31. um 2 Uhr Nachmittags aus Misericordia und Portillo, stürzten sich ungedeckt mit dem größten Ungestümm auf die Bresche; da sie aber einen Graben, welchen die Franzosen gezogen hatten, nicht passiren konnten, so warfen sie sich gegen die Kirchenthüre und versuchten sie, von einem Vierpfünder unterstützt, mit Beilen und Hacken einzuschlagen. Ungeachtet des Feuers aus den Fenstern und den Granaten, welche der Belagerer vom Glockenthurm warf, brachen sie doch die Bohlen entzwei, aber eine innere Verschanzung von Sandsäcken hielt ihren Andrang auf, und die Hilfe, welche der Feind erhielt, zwang sie von ihrem Vorhaben abzustehen.

Alle diese Unternehmungen waren durch die Befehlshaber angeordnet, welche in der That nicht immer im Stande waren den Rathschlägen, mit denen man sie betäubte, Gehör zu versagen. Sie wurden durch Freiwillige sowohl von der Besatzung als von der Bürgerschaft ausgeführt, und oft sah man darunter Mönche und Frauen. Die ersteren trugen Munition herbei, gaben mitten im Feuer den Sterbenden den geistlichen Beistand, und munterten die Soldaten zuweilen nicht allein durch ihre Reden, sondern auch

durch ihr Beispiel auf. Die letzteren brachten den Fechtenden, unter welchen sie ihre Söhne oder ihre Männer fanden, in ihren Schürzen Erfrischungen und Pakete mit Patronen. Man hat sogar gesehen, daß einige von ihnen das Gewehr ihres neben ihnen gefallenen Mannes aufgenommen haben, um wenigstens seinen Tod zu rächen.

Der Angriff von Trinitas kostete die Spanier Don J. Plaza, einen durch seinen Muth und durch sein kaltes Blut achtungswerthen Soldaten, zwei andere Ofiziere, und einige dreißig Mann, unter andern einen Kapuziener welcher sich bei mehrern Gelegenheiten ausgezeichnet hatte nnd immer in der Mitte des Gefechts war. Er wurde getödtet, indem er einem Blesierten die letzte Oelung gab. Ein anderer Priester kam wenige Augenblicke nachher, um mitten im Feuer das heilige Oel aufzunehmen welches der Mönch bei sich gehabt hatte.

Am 1. Februar ließen die Belagerer eine Mine springen, welche unter der Mauer lag, die das Kloster St. Augustin von St. Monica trennt; sogleich marschierte eine Kolone in die Bresche. Die Belagerten, beschäftiget das Aeußere des Gebäudes zu vertheidigen, hatten die unterirdische Arbeiten nicht bemerkt. Sie verließen diesen Posten nach einem leichten Widerstande. Sobald sie sich jedoch von der durch das Auffliegen der Mine entstandenen Unordnung erhohlt hatten, wollten sie sich rächen, und griffen das Kloster mit Kraft an; aber die Vertheidigungsanstalten welche sie vorbereitet hatten, waren schon gegen sie selbst gekehrt und ihre Anstrengungen vergeblich.

Zur nämlichen Zeit machte der Belagernde einen Angriff auf der Straße von Puerta-Quemada. Die Verbindung, welche die Vertheidiger eingerichtet hatten, erleichterten Anfangs seine Fortschritte; aber bald nachher ergriffen diese die Offensive mit solcher Gewalt, daß die Sappeurs, welche die

Mauren mit Schießscharten zu versehen angefangen hatten sich nicht mehr zurückziehen konnten. Das Gefecht wurde mit solcher Wuth geführt, daß man in den vier Häusern welche die Franzosen in den vergangenen Tagen erobert hatten und welche sie zu verlassen genöthiget wurden, achtzig Todte zählte, von denen nur neunzehn von spanischer Seite waren.

Beim Angriff des Zentrums fand an demselben Tage ein äußerst lebhaftes Gefecht Statt. Zwei Minen waren rechts und links vom Kloster St. Ingratia angelegt worden, und nachdem sie gesprungen waren, stürzten sich zwei Kolonnen Pohlen, geführt von dem Ingenieur = General Lacoste, auf die Bresche. Der Oberst Fleuri und einige Schweizer von Aragonien, welche die benachbarten Häuser besetzt hielten, machten ein so lebhaftes Feuer, daß die ganze Tapferkeit der polnischen Truppen unter den Augen eines der unerschrockensten Generals der französischen Armee erforderlich war, um die Trümmern von zwei elenden Häusern zu behaupten. Diese unbedeutende Eroberung ward den Belagerern sehr theuer, nicht sowohl durch den Verlust mehrerer dieser tapfern Sarmaten, welche in einem so zahlreichen Korps, wo der Muth die Eigenschaft aller war, leicht ersetzt werden konnten, als vielmehr durch den Tod des Generals Lacoste, eines im gesellschaftlichen Leben eben so liebenswürdigen, als im Kriege durch seine Thätigkeit und seine Talente achtungswerthen Mannes. Seine Stelle konnte nicht würdiger besetzt werden als durch den Obersten Roginat, der ihm im Kommando folgte.

Den 2. setzten die Polen ihre Angriffe auf die Häuser fort, welche die Belagerten am vergangenen Tage wieder erobert hatten. Von vieren bemächtigten sie sich

zweier, nach einem Gefecht von 9 Stunden, mitten unter Schutthaufen und Leichnamen.

Im Zentrum hatten die Franzosen drei unterirdische Angriffe auf das Kloster Jerusalem gelegt. Man gegenminierte seine Gallerien, und indem man seine Arbeiten aufhielt, zwang man ihn einen seiner Oefen übereilt und noch ehe er bis unter die Klostermauer gekommen war, zu laden und zu sprengen; dieser hielt sein Vorbringen auf und zwang ihn neue Batterien anzufangen. Das frühe Auffliegen des Ofens kostete den Spaniern fünfzehn Mann, als Opfer des Eigensinns ihres Offiziers, der mit ihnen seinen Tod fand, weil er nicht auf den Rath von Leuten hören wollte, welche die Wirkung der Arbeiten des Belagerers beurtheilen konnten.

In jedem Hause hatten die Franzosen drei Vertheidigungen zu bekämpfen. Erstens mußten sie sich schlagen, um heran zu kommen und in das Gebäude einzudringen. Wenn sie dieses Hinderniß überwunden hatten, mußten sie das Feuer der obern Stockwerke zum Schweigen bringen und ein jedes Stockwerk bis zum Dachboden, oft selbst das Dach, erobern. Wenn nun endlich ein oder der andere Theil das Haus in die Luft gesprengt hatte, so blieb noch die größte Schwierigkeit übrig, nämlich sich in den Ruinen festzusetzen, weil aus den benachbarten noch unberührten Häusern der Belagerte auf den Belagerer feuerte, und er, wenn er die Spanier auch aus den Schutthaufen vertrieben hatte, doch selbst keinen Schutz darinn fand. Um diesen Uebelstand zu vermeiden, versuchten die französischen Ingenieur-Offiziere die Ladung der Oefen so zu berechnen, daß die Breschen ohne gänzliche Zerstörung der Gebäude entstehen sollten. Die Theorie dieser Wissenschaft ist noch zu wenig ausgebildet und die Oertlichkeit brachte zu viel Unregelmäßiges hinein,

als daß sie jedesmal den beabsichtigten Zweck hätte erreichen können. Dennoch war die Wirkung davon immer so bedeutend, daß die Belagerten jetzt den Grundsatz annahmen, die Häuser, welche sie eben verlassen wollten, in Brand zu stecken. Die Gebäude in Saragossa sind nicht leicht verbrennbar, das Feuer theilte sich langsam mit, dauerte aber lange fort und gab uns Zeit, hinter den brennenden Häusern neue Vertheidigungsanstalten zu treffen. Damit der Brand allgemeiner wurde, überzog man die Fußböden und Wände mit Harz. Dieses dehnte die Wirkung der Flamme aus, und der Feind konnte es nicht versuchen, sie auszulöschen oder ihr Gränzen zu setzen, ohne sich selbst einem Hagel von Kugeln bloszustellen.

Er hatte den Angriff des Schlosses aufgegeben, und dort nur eine Batterie von sechs Geschützen errichtet, welche zugleich das Kloster Misericordia, den Portillo und Aljaferia unter Feuer nahm. Die Besatzung des ersteren sah ihre Vertheidigungsanstalten von zwei Seiten bestrichen, und ein ununterbrochenes Feuer zerstörte jeden Tag, was die Nacht hindurch aufgerichtet war. Man machte in diesem Kloster eine Minengallerie, welche bis nach Trinitas verlängert war; als sie jedoch beendiget war, konnte man sie aus Mangel an Pulver nicht laden. Die Pulverfabrik lieferte nur so viel, als man von einem Tage zum andern brauchte, und hatte nichts im Vorrath; als man endlich im Stande war die Oefen zu laden, war es zu spät.

Am 3. 4. 5. und 6. beschäftigte sich der Belagerer drei Gallerien anzulegen, um die Straße Puerto = Quemada zu durchschneiden, zwei von ihnen konnten nicht bis zu den im voraus bestimmten Punkten geführt werden. Die dritte mündete in einem Keller aus, welchen die Mineurs leer fanden, indem die Vertheidiger beschäf-

tiget waren, dem Vorrücken der beiden ersteren Hindernisse entgegenzustellen. Dieses Ereigniß verschaffte den Belagerern den Besitz des Hauses, mit welchem er sich durch eine Brustwehr von Sandsäcken in Verbindung setzte. Er verlängerte seine feste Stellung bis in die Ruinen des Hauses, welches die Ecke des Casso und der Straße El Medio bildete.

Er wußte, wie wichtig für ihn der Besitz der Armenschule sey, und wandte alle Mittel an, um ihn zu erhalten. Er griff die benachbarten Häuser an, wo die Polen ihre gewöhnliche Unerschrockenheit zeigten. Die Spanier machten ihnen lange eine Treppe streitig, welche ihnen viel Menschen kostete, und die so lange vertheidigt wurde, bis alles zum Anzünden dieser Gebäude vorbereitet war. Hierauf zogen sich die Belagerten in die Schule zurück, nachdem sie Feuer angelegt hatten. Die Franzosen wollten den Brand unter einem Kugelregen löschen: die Flamme machte die Scheidewand zwischen den Kämpfenden; am Ende aber mußten die Belagerer ihr Unternehmen aufgeben und das Haus brennen lassen. Als der Brand geendigt hatte, stürzten sich die Polen auf die Ruinen, wurden zurückgetrieben; kamen stürmend wieder, wurden noch einmal geworfen und mußten endlich auf ihr Vorhaben ganz Verzicht leisten.

Nach dieser fehlgeschlagenen Unternehmung, griffen sie ein Haus an, welches am Cosso lag, nahmen es ein, behielten es aber nicht lange; zwei Geschütze, welche an der anderen Seite der Straße aufgestellt waren, zwangen sie einen Besitz zu verlassen, von dem sie sich eben so viel als von dem der Armenschule versprochen hatten.

Der Krieg war von beiden Seiten zum höchsten Grade der Ueberspannung, oder vielmehr der Wuth gekommen. Das Anzünden der Häuser hatte für die Vertheidigung den glücklich-

sten Erfolg, während den Absichten des Feindes nichts mehr entgegen war, als die Zerstörung der Bedeckungen, welche die Gebäude bildeten. Die immer neuentstehende Hindernisse machten endlich seine Soldaten mißmuthig, während der Belagerte, kämpfend gegen Hunger, Pest und Franzosen, alle Tage mehr und mehr in den Kirchhof, welchen er einmahm, zusammen gepreßt, noch seine Standhaftigkeit behielt.

Am 7. legten die Franzosen, da sie kein Mittel weiter hatten, um sich der Armenschule zu bemächtigen, eine Mine an, um ihre Mauern in die Luft zu sprengen; man bemerkte es nicht zeitig genug, um wie bei dem Kloster Jerusalem, diesen Plan zu vereiteln; so daß man genöthiget ward, sämmtliche Gebäude in Brand zu stecken, ehe die Minen geladen waren. Nur auf diese Art konnte man die Besitznahme derselben etwas verzögern.

Im Zentrum schlug man sich mit der nämlichen Hartnäckigkeit; der Feind bemächtigte sich der ungeheuren Souterrains des Krankenhauses, und führte von da aus drei Minengänge quer durch die Straße St. Ingratia gegen das Franziskanerkloster. Bauren und Schweizer unter Anführung des braven Oberst Fleuri warfen sie wieder aus den Kellern und zwangen sie ihre unterirdischen Gänge zu verlassen.

Bis dahin war es am linken Ebroufer seit dem blutigen Gefecht vom 21. Januar ruhig verblieben. Das Jesuiterkloster, rechts der Straße von Barcellona, war von zweihundert Mann und zwei Geschützen besetzt. Die Lage war schlecht, man hatte das Gebäude aber nicht zerstören können, und es hatte vortheilhafter geschienen, es zu besetzen. Zwanzig Geschütze fingen um 7 Uhr Morgens an das Kloster einzuschießen, welches ohne große

Mühe geschah. Kaum war die Bresche gangbar, als der Feind sie angriff und das Kloster nach einem kurzen Widerstande nahm. In der Meinung, der Verlust dieses Postens habe unter der Besatzung der Vorstadt Schrecken verbreitet, versuchte er, mit denen, welche sich aus dem Jesuiterkloster zurückgezogen, zugleich einzudringen, wurde aber mit Entschlossenheit empfangen, und wie am 21. genöthiget, sich mit vielem Verlust zurückzuziehen. Er setzte sich in den Trümmern des Klosters fest.

Während der Nächte des 8., 9. und 10. Februars arbeitete der feindliche Angriff des Zentrums an einer doppelten Coponiere, um über die Straße Cosso zu gehen. Das Werk ging langsam vorwärts und war noch weit von seinem Ende, als am 10. ein herzhafter Angriff von Seiten der Vertheidiger sie zu Herren dieses Postens und von drei Häusern machte, welche sie in den verwichenen Tagen verloren hatten. Die Franzosen greifen wiederum an, erleiden einen starken Verlust, gehen stürmend noch einmal vor und nehmen endlich die drei Häuser wieder; die doppelte Caponiere verließen sie aber, nach dem Verlust einiger zwanzig Todten, worunter ein Ingenieur-Offizier.

Beim Angriff des Zentrums schlug man sich noch immer von Stube zu Stube; der Eingang in jede Thür, auf jede Treppe wurde Mann gegen Mann vertheidiget. Man warf sich von Etage zu Etage Handgranaten zu, man rollte große Granaten gegen einander, welche beim Zerplatzen oftmals die, welche sie angezündet, mit denen, gegen welche sie gerichtet waren, zugleich zerschmetterten. Zuletzt wurde das Haus in Brand gesteckt, und dabei schlug man sich noch in dem Kartätschenfeuer von zwei am Cosso aufgestellten Geschützen, und mitten unter Flammen, welche die Verwundeten und die Leichname

der

der Gebliebenen zugleich verzehrten. Je mehr Terrain man verloren hatte, mit desto größerer Hartnäckigkeit vertheidigte man das, was noch übrig war. Ein einzelnes Zimmer war ein wichtiger Posten, und jeder Offizier glaubte sich durch seine Ehre verpflichtet, das kleinste Stückchen Brett oder Wand zu vertheidigen. Man mußte diese hartnäckigen Vertheidiger tödten, um sie zu besiegen.

Die feindlichen Mineurs hatten eine Gallerie vom Krankenhause nach dem Franziskanerkloster mit mehr Glück als das Erstemal geführt. Die Belagerten minirten ihnen entgegen, welches die ersteren zwang, ihren Ofen, noch ehe sie unter die Mauren des Klosters gekommen waren, zu sprengen. Da sie selbigen aber so überladen hatten, daß er dreitausend Pfund Pulver enthielt, so war die Wirkung eben so groß, als hätte die Mine weiter vorwärts gelegen Die Spanier verloren sechzehn Mann und einen Pionieroffizier, im Kloster war eine Bresche entstanden; sie wurde sogleich genommen, und der Belagerer setzte sich in der Kirche fest, indem er hinter der Thüre eine Brustwehr von Sandsäcken bildete. Der Oberst Fleuri drang mit einigen Bauern, welche die Dächer des Klosters kannten, über die des benachbarten Hauses ein, und besetzte den Glockenthurm, die Emporkirche und die Gesimse des Doms; sie ließen einen Hagel von Granaten und von klein Gewehrkugeln auf die Soldaten regnen, welche den Tag in der Kirche erwarteten, und, überrascht durch diesen unerwarteten Angriff, ihren Posten verließen, den die Spanier wieder einnahmen.

Das Kloster wurde den andern Morgen wieder angegriffen. Man focht standhaft im Kreuzgange; man machte sich lange den Glockenthurm streitig. Um einen Begriff von der Hartnäckigkeit zu geben, mit der man die Ruinen eines in der ersten Belagerung verbrannten, und in der

zweiten durch Minen zerstörten Klosters schlug, wird die Bemerkung hinreichend seyn, daß in diesen beiden Tagen die Belagerten vierzig Mann und drei Offiziere, und die Belagerer ungefähr eben so viel Soldaten und mehrere Offiziere, worunter zwei vom Ingenieur-Korps, verloren; am Ende blieben die letztern Herren des größten Theils des Gebäudes.

Es blieben ihnen noch zwei Kapellen zu erobern übrig, welche die Spanier erst nach einem Gefecht mit dem Bajonet räumten. Alsdann stellten die Franzosen, als Besitzer des Klosters, einige Scharfschützen in den Kirchthurm, um die Kommunikation über die Strasse des Cosso zu behindern.

Am 12. fanden sie dieselben Schwierigkeiten, um sich der Ruinen eines abgebrannten Hauses zu bemächtigen, welches die Ecke der Strasse Otela bildete. Sie gingen von da bis zu den letzten Häusern am Thore d'El Sol durch, woran die Unachtsamkeit einiger Vertheidiger Schuld war, welche eine Thür zu verschließen oder zu besetzen vergessen hatten. Diese Nachläßigkeit machte es dem Belagerer möglich, das nächste Haus am Cosso in die Luft zu sprengen. Seine Mauern boten nicht allen den Widerstand dar, auf den man gerechnet hatte, und es wurde von Grund aus bis zum Dache zerstört, wodurch der Feind genöthiget ward, unbedeckt zum Angriff des nächsten Hauses vorzugehen, welches die Ecke der Strasse bildet, und welches die Belagerten mit aller möglichen Entschlossenheit vertheidigten, um eine auf dem Cosso angelegte Traverse zu decken.

Zwei Minenöfen wurden angelegt, um das Universitätsgebäude zu öffnen; die Wirkung war etwas geringer, als man sie erwartete. Zwei Kolonnen waren bestimmt, sich der Bresche zu bemächtigen; die nächste stürzte

sich mit Hast darauf los, in der Meinung, sie sey schon zugänglich; die Vertheidiger ließen sie heran kommen, und empfingen sie mit einem so lebhaften Feuer, daß nur die sich retten konnten, welche noch nicht in die Strasse gekommen waren; die andere Kolonne, nicht so weit vorgerückt, litt viel weniger.

Der Feind war Herr der Ruinen vom Franziskanerkloster, von den Ruinen des Krankenhauses, von den Ruinen der Armenschule, welches ihm den Besitz einer Seite des Cosso sicherte. Bei dieser Ausdehnung seiner Angrifffronte hätten die Belagerten beträchtliche Kräfte haben müssen, um einen Krieg zu unterhalten, welcher mit jedem Tage zerstörender wurde.

Die ansteckende Krankheit hatte ihre Verwüstungen täglich vermehrt; schon war sie unter den Soldaten der Garnison eben so, als unter den Einwohnern verbreitet. Der Tod erreichte die Kranken nicht nur in den Häusern, sondern auch auf den Strassen; und die Gebäude selbst, welche der Feind eroberte, waren voll von Elenden, welche in selbigen lieber den Tod erwarteten, als sie verließen, um an entfernten Orten ihr unglückliches Leben zu endigen. Der Mangel an Menschen war so groß, daß die Besatzungen von Misericordia, von Portillo, von Sancho, welche kaum hinreichend waren, die zur Vermeidung eines Ueberfalls nöthigen Wachen abzulösen, jeden Tag durch Detaschements die angegriffenen Punkte verstärkten, und es kam endlich dahin, daß diese drei Posten nur durch Kranke besetzt waren, welche man in den fieberfreien Zwischenräumen aus den Betten riß, um eingehüllt in ihren Decken, und auf den Banquets sitzend, den Dienst zu thun, wo oft, während sie auf Schildwacht standen, der Fieberfrost sie überfiel. Die Beurtheilung, wer noch dieser Anstrengung fähig war, hatte man dem Hauptmann

Don Juan Media Villa übertragen. Er erfüllte diesen an sich widrigen und in allen Rücksichten unangenehmen Auftrag mit so vielem Eifer, daß er selbst ein Opfer der Krankheit wurde.

Vom 13. zum 17. arbeiteten die Belagerer zum zweitenmale an einem Uebergange über den Cosso, mittelst zweier gegen das Universitätsgebäude gerichteter Gallerien. Durch das Mißlingen ihrer ersten Unternehmung gegen dieses Gebäude belehrt, machten sie jetzt eine glücklichere Berechnung, und brachten zwei ungeheure Breschen zu Stande, welche das falsche Resultat ihres ersten Versuches völlig aufwogen. Zu gleicher Zeit wollten sie sich des letzten Hauses bei dem Thore d'El Sol bemächtigen. Dieser Punkt war zu wichtig, um ohne den größten Widerstand verlassen zu werden; vergebens wurde es viermal hinter einander mit Sturm angegriffen. Der Mineur wurde angesetzt, man entdeckte ihn, zuletzt wurde ein Zwölfpfünder aufgefahren, um Bresche zu schießen, und die Spanier hielten sich mitten in den Trümmern eben so standhaft, als die Franzosen in einer von mehreren Seiten von oben beschossenen Batterie.

Es ist beinahe unmöglich, sich eine Vorstellung von dem Anblick zu machen, welche diese letzten Gefechte darboten. Bei dem Schein der Flammen, welche sie von ihren tapferen Feinden trennte, und die Gebeine ihrer unglücklichen Landsleute verzehrte, sah man bleiche abgezehrte Menschen sich mitten unter Ruinen und Feuerglut noch thätig zeigen, um dem französischen Ungestüm Schranken zu setzen, während weiter rückwärts andere neue Hindernisse den Zerstörern ihrer Stadt vorbereiteten, deren Ausdauer und Muth durch diese edele Beharrlichkeit zuletzt ermüdet und wankend gemacht wurde. Der Gedanke an eine Kapitulation fiel noch immer Niemand ein: in dem Kriegs-

rathe kannte man den unerschütterlichen Vorsatz des kommandirenden Generals, und alles schien von dem Geiste des Obersten San Genis belebt, welcher seit der ersten Belagerung mehrere Mal gesagt hatte: „Man rufe mich nie, wenn von Kapitulation die Rede ist; denn ich werde niemal der Meinung seyn, daß man sich nicht mehr vertheidigen könne.“

Von den Augustinern bis zum Thore d'El Sol sind noch Ueberreste der alten Enceinte vorhanden: eine Mauer mit flankirenden Thürmen, an welche einige der ärmlichsten und schlechtesten Häuser der Stadt angelehnt waren. Der Feind öffnete, um sie in Besitz zu nehmen, eine Gallerie, welche die Strasse Arcades durchschnitt, und sprengte den zunächst am Kloster gelegenen Theil derselben in die Luft, welches eine ungeheure Bresche verursachte, und es ihm möglich machte, sich nach einem heftigen Widerstande einiger dieser Häuser zu bemächtigen. Die Belagerten legten einen großen Werth auf ihre Erhaltung, weil sie ihre Verbindung mit dem botanischen Garten sicherten. Sie entschlossen sich zu einem Ausfall, um sie wieder zu nehmen, und in der That wurde der Belagerer herausgetrieben. Doch kam er mit Macht wieder, und blieb Herr der Ruinen und des Theils rechts dieses Viertels.

Die Spanier blieben Herren des linken Theils, von wo ihr Feuer dem Belagerer sehr beschwerlich fiel. Er befestigte eine Pedarde an einen alten Thurm, um in das Innere einzudringen; der Krieg von Gemach zu Gemach fing an, und unterhielt sich mit solcher Wuth, daß das Feuer fünf Stunden dauerte. Endlich, nachdem einige Bomben, welche der Feind platzen ließ, den Fußboden in die Luft gesprengt hatten, blieben die Polen Herren des ganzen Viertels.

Die Mine, welche durch die Strasse Mayor ging, glückte nicht so, wie man es gehofft hatte; das Zersprengen derselben erschütterte nicht die Mauern der Häuser, und die Belagerer waren genöthiget einen Zwölfpfünder aufzufahren, um eine Oeffnung darin zu machen.

Dieser zweite Versuch war unnütz, die Trümmer der umliegenden Häuser machten die Bresche unzugänglich, und gaben den Belagerten Mittel, den Eingang derselben zu vertheidigen. Nun gingen sie mittelst der Sappe darauf los, und machten sich dadurch zu Herren eines Schuppens und eines Hauses von zwei Stockwerken. Sie verloren dabei fünfzig Mann, worunter ein polnischer Hauptmann.

Bei dem Angriffe des Zentrums setzte man bei jedem Hause die drei aufeinander folgenden Angriffe fort, von denen wir geredet haben. In einem derselben waren die Belagerer Herren des untern Stockwerkes, die Spanier des zweiten; eine der Mauern, durch die Minen erschüttert, hatten sich abgelöst, der Fußboden, nur von einer Seite unterstützt, fiel mit Zwölfen der Belagerten auf die Feinde. Beide Theile wurden von den Ruinen zerschmettert.

Herr einer ganzen Seite des Cosso, versuchte der Belagerer ihn auf verschiedenen Punkten zu passiren; seine ersten Bemächtigungen hatten nicht den besten Erfolg. Eine seiner Gallerien wurde von den Belagerern gegenminirt und zerstört; er verlor dabei viele Mineure. Eine zweite, welche gleichfalls eben gesprengt werden sollte, mußte übereilt geladen werden, und die Explosion erfolgte, noch ehe sie bis an die Mauer der Häuser geführt war. In einer dritten begegneten sich die Mineure beider Theile, und schlugen sich in der Gallerie mit dem Säbel

und dem Bajonnet in beispielloser Wuth. Der Belagerer zerstörte die Mine selbst.

Er stellte am 18. eine Haubitze links von St. Franzisko auf, welche den Cosso der Länge nach bestrich. Eine andere Batterie von zwei ähnlichen Geschützen wurde in den Ruinen des Hospitals aufgestellt, und hielt die Strasse St. Gil unter Feuer.

Der Besitz der Häuser der Strasse Mayor, wo der Feind sich unangreifbar festgesetzt hatte, zwang die Belagerten die Batterien des botanischen Gartens, welche im Rücken eingesehen wurden, zu verlassen.

Der Feind griff zum zweitenmale das Universitätsgebäude an, von dem er nur einen Theil inne hatte. Zwei Minenöfen machten daselbst zwei beträchtliche Breschen. Die Bauern und einige wallonische Gardisten warfen den ersten Sturm tapfer zurück; sie mußten dem zweiten, nach einem bedeutenden Verluste beider Theile, weichen, und die Franzosen blieben Herren von dem Gange des Gebäudes.

An demselben Tage, den 18., bemächtigte sich der Feind der Vorstadt. Kleine Feldschanzen, und elende, halbzerstörte Hütten wurden mit eben so viel Vorsicht und Sorgfalt angegriffen, als die stärkste regulär befestigte Fronten. Die Parallelen, Laufgräben und Batterien hatten ein und zwanzig Tage Arbeit gekostet; um sieben Uhr des Morgens begannen fünfzig Stück Geschütz ein sehr lebhaftes Feuer, welches zugleich die elenden Häuser der Vorstadt umwarf, und jede Herbeiführung von Hilfe über die Brücke verhinderte, die durch mehrere Geschütze in der Flanke genommen, ihre Brustlehnen schon verloren hatten. Der brave Baron von Versages, welcher vom Anfang des Angriffs mit dem Befehl über dieses Stadtviertel beauf-

traget war, fand auf der Brücke seinen Tod, indem er sich auf seinen Posten begab.

Um zwei Uhr Nachmittags, nach einem siebenstündigen anhaltenden Feuer, waren alle Brustwehren zerstört; die Vertheidiger schossen unbedeckt. Das Kloster St. Lazarus, welches hart am Fluße liegt, wurde durch eine ungeheure Bresche angegriffen. Der Widerstand war, wie er seyn mußte, und eine kleine Anzahl von spanischen Gardisten und Volontairs von Ferdinand VII., durch Entbehrungen, Anstrengungen und Krankheit abgemattet, hielten sich darin einige Zeit; der größte Theil ließ sich auf seinem Posten tödten, der Ueberrest wich endlich der zu großen Uebermacht.

Die Einnahme dieses Klosters schnitt den Vertheidigern der Vorstadt den Rückzug ab, und machte ihre Erhaltung unmöglich, weil sie aus der Stadt weder Lebensmittel noch Munition mehr ziehen konnten. Entschlossen, sich nicht zu ergeben, schlugen diese Braven sich jedoch muthig von Strasse zu Strasse, verloren aber immer mehr Menschen und Terrain. Durch die Bewegungen des Feindes in zwei Kolonnen getheilt, bewirkte der eine Theil seinen Rückzug nach der Stadt, und ging unter einem Regen von Kleingewehrkugeln, von Kanonenkugeln und Granaten, welche sie strichweise in die Flanke nahmen, über die Brücke: sie kamen nach einem bedeutenden Verlust in die Stadt.

Die übrigen faßten den edlen Entschluß, sich mitten durch die Belagerer Luft zu machen, und nahmen ihren Weg längs dem Fluße. Dieses gewagtere Unternehmen fiel nicht so glücklich aus; nach Ueberwindung der ersten Hindernisse wurden sie von der Reiterei eingeholt, hielten einen neuen Kampf aus, und von Müdigkeit erschöpft, ohne Munition, mußten sich diese wackern Leute, fünf-

zehnhundert an der Zahl, ergeben. Sie standen unter Befehl des Generals Manso, Kommandeur der spanischen Garden. Der Verlust der Belagerten in der Vorstadt betrug, mit Einschluß derselben, ungefähr zweitausend Mann. Der Oberstlieutenant Don Manuel Bayo und der Hauptmann Don Blas Gil de Barnabas, welche die dortigen Befestigungs-Arbeiten geleitet hatten, gehörten auch zu denen, welche den Versuch zur Entweichung gemacht hatten.

Der Verlust des linken Ebroufers entblößte dem Feinde den einzigen Theil der Stadt, welcher bis dahin vor seinen unmittelbaren Angriff gesichert gewesen, und bis jetzt nur dem Bombardement ausgesetzt war. In diesem Stadtviertel befanden sich zugleich die Hauptniederlagen der Besatzung.

Die Belagerer griffen, in der Meinung, dieser Verlust habe den Muth der Vertheidiger niedergeschlagen, das Kloster der Trinitarien an, welches neben der Universität liegt; nach einem fehlgeschlagenen Versuch, es mit Sturm zu nehmen, drangen sie mittelst einer Petarde ein. Die Spanier liefen zur Hilfe dieses Gebäudes herbei, sie wurden aber bis in die Strasse des heiligen Grabes zurückgetrieben, wo sie in immerwährender Vertheidigung, mit dem Feinde durcheinander, ankamen, so daß es letzterem gelang, zwei Geschütze fortzunehmen, welche daselbst aufgestellt waren. Auch eroberte er ein Haus, welches die Spanier nach einem Widerstande, wie er ihn gewöhnlich erfuhr, verließen. Fünfzig Menschen von jeder Seite blieben dabei.

Zu gleicher Zeit ließen die Belagerer beim Angriff des Zentrums eine Mine von sechzehnhundert Pfund Ladung springen, welche ein großes neben dem Theater belegenes Haus zerstörte. Die Besatzung erlitt hier einen großen Verlust.

Die Franzosen schlossen den Platz ringsum mit ihren Feuern ein; sie waren Herren des dritten Theils des Umfangs und des vierten Theils der Fläche. Sie konnten sich jeden Tag weiter ausbreiten, und ihre Uebermacht an Menschen und Munition gab ihnen, vorzüglich in dem unterirdischen Kriege, einen nicht zu berechnenden Vortheil. Drei Minengallerien unter dem Cosso waren zwar entdeckt, aber sechs andere waren in Bereitschaft, und man konnte nicht länger als zwei oder drei Tage die Seite dieser Strasse zu vertheidigen hoffen, welche man bis jetzt noch im Besitz hatte.

Der Versuch des Don Fr. Palafox, in die Stadt zu kommen, war nicht gelungen, und Hilfe für lange Zeit zerstört. Die Stärke der belagernden Armee war durch den Rückmarsch der gegen die Belagerer abgeschickten Truppen vergrößert worden, und die Einnahme der Vorstadt vermehrte sie noch durch Concentrirung.

Die ansteckende Krankheit raffte, ungeachtet der verringerten Zahl derjenigen, welche ihrem Einfluß widerstanden, unterlagen unter der Last der Anstrengungen; es waren nicht mehr neuntausend Menschen zum Dienste übrig; die Zahl der Bauern hatte in einem noch schrecklicheren Verhältniß abgenommen; es fehlte an Krankenhäusern und Heilmitteln.

Palafox war ebenfalls von der fürchterlichen Krankheit ergriffen, welche ihn außer Stand setzte, die Last des Oberbefehls länger zu ertragen. Er übergab daher den Oberbefehl einer Junta, deren Präsident Don Pedro Maria Ric war. Als die Junta eben berathschlagen wollte, was nun zu thun sey, begann der Feind von Neuem das Bombardement auf eine entsetzliche Weise. Niemand glaubte, daß die Stadt sich noch länger halten sollte oder könnte, aber allen war es schmerzhaft, einen so kostbaren Punkt,

wie Saragossa, hinzugeben, der sich die Achtung von Spanien, ja selbst von ganz Europa erworben hatte.

Der Feind ließ an mehreren Punkten mit Sturm angreifen. Der General San-Marc, der die geringe Anzahl der zur Vertheidigung fähigen Soldaten wohl wußte, bat die Junta nur um zweihundert Mann zur Verstärkung. Der Präsident ergriff sogleich Maaßregeln, welche in andern Augenblicken in einer Viertelstunde tausend bewaffnete Einwohner herbeigebracht haben würden. Denn nachdem er an diesem Tage den Don Michael Marreco, Präbendirten bei der Kathedrale, als General-Bevollmächtigten zur Organisirung der Einwohner, schon beauftragt hatte, 1000 bewaffnete Mann zur Unterstützung der Garnison und 1000 zu den Arbeiten in Bereitschaft zu halten, so schrieb er ihm doch noch eine Aufforderung, die geeignet war, auch den Gleichgültigsten zu entflammen. Eine andere Aufforderung richtete er an den Oberst-Lieutenant Don Mariano Cerezo, einen sehr achtungswürdigen Mann, der seit dem Anfange des Krieges seinen Einfluß auf die Einwohner aufs zweckmäßigste benutzt hatte. Eben so wendete er sich noch an einen Geistlichen, Namens Laborda, der sich seit Kurzem mit verschiedenen Geistlichen und Klosterbrüdern verbunden hatte, um den Muth der Einwohner zu beleben, und um sie im Augenblick der Noth heranzuführen. Außerdem ließ er noch die Sturmglocken läuten, und benutzte den günstigen Augenblick, in welchem der Feind aus dem Kloster vom heiligen Grabe verjagt wurde, indem er Ausrufer auf alle Strassen sendete, die unter Trompetenschall verkündeten, daß sich der Kampf zu ihrem Vortheile wende, auch forderte er die Bürger auf, herbei zu eilen, um den Sieg zu vollenden. Aber dessen ungeachtet eilten nur siebenzehn Mann von den Einwohnern herbei. Dieß zeugte, wie sehr die Zahl der Bür-

ger abgenommen hatte; diejenigen, die noch lebten, waren krank oder pflegten andere, welche an der Epidemie darniederlagen. Die Meldung von den Kommandanten der verschiedenen Posten waren noch niemals so traurig gewesen, als an diesem Tage. Alle baten um Verstärkung an Vertheidigern, an Arbeitern und um Schießbedarf, und das in einem Augenblick, wo an allem diesem Mangel war. Hilfe von Aussen war nicht zu hoffen. So erschien endlich der Tag, wo das unsterbliche Saragassa fallen mußte, es war der 21. Februar 1809.

Die Belagerung dauerte 52 Tage offner Tranchee, wovon 29 um in den Platz einzudringen, und 23 zum Häuserkriege verwendet worden waren. Während dieser Zeit kamen in Saragossa 54,000 Individuen von jedem Alter und Geschlecht um; d. h. zwei Drittheile der Garnison, und die Hälfte der Einwohner oder Geflüchteten. Der von den Franzosen eroberte Raum war, die Vorstadt ausgenommen, der vierte Theil des Flächeninhalts der Stadt. Sie hatten dreizehn Kirchen oder Klöster genommen; vierzig blieben den Spaniern noch zur Vertheidigung.

Die Stadt bot einen schauderhaften Anblick dar: mehrere Viertel waren durch die Minen zerstört, und man sah in ihnen nichts, als mit verstümmelten Gliedern übersäete Ruinen. Selbst diejenigen Häuser, welche die Explosionen oder die Feuersbrunst verschont hatten, waren durch die Bomben und Granaten zertrümmert. Das Innere der Häuser war mit Communikationen durchbrochen, die Mauern mit Schießscharten versehen, die Thüren und Fenster verrammelt; die Strassen waren mit einer Menge Traversen angefüllt. Die Unreinlichkeit, die schlechte Luft, das Elend, das Zusammenpressen von mehr als 100,000 Menschen in einer Stadt, welche für gewöhnlich nur 40,000 faßte, die von einer langen Belagerung unzertrennlichen

Entbehrnisse, alle diese Uebel erregten vereinigt eine so schreckliche Epidemie, daß am Tage der Kapitulation noch sechstausend Todte vor den Kirchen aufgehäuft lagen. Der Sieger war genöthiget, aus der umliegenden Gegend Bauern kommen zu lassen, um diese Leichname zu beerdigen. Alle die, welche einen Zufluchtsort außerhalb dieser unglücklichen Stadt hoffen konnten, und welche noch Kraft genug hatten, um sie zu verlassen, eilten hinaus, der tödtlichen Einwirkung einer verpesteten Luft zu entgehen. Die französischen Truppen wurden durch ihre Befehlshaber in angemessener Entfernung von diesem verderblichen Kreise gehalten. Nur die Mannschaft zum täglichen Wachtdienst kam in die Stadt. Der Leichnam von Saragossa schien, von den Vertheidigern verlassen, noch seinen Eroberern Ehrfurcht einzuflößen.

So ward Saragossa die Bühne einer, von den glänzendsten Thaten des Alterthums unübertroffenen, Tapferkeit und hochherzigen Selbstopferung.

---

Dieß ist größtentheils der wörtliche Bericht von spanischen und französischen Offizieren, welche der Belagerung selbst beiwohnten.

---

## Rußland.

Der Vertrag von Tilsit zwischen Frankreich und Rußland war nichts anders, als ein Waffenstillstand, wenigstens in den Augen aller jener, welchen Napoleons Charakter bekannt war. Jedermann verglich die stets wachsende Macht der beiden großen Reiche, und weissagte auch

daraus einen nahe bevorstehenden Bruch; überdieß sah er in dem Zuwachs der einen oder der andern dieser Mächte nur die künftige Zerstörung des kolossalen Gebäudes, welches beide auszuführen gesonnen schienen. Die Entfernung des Raums, welcher sie trennte, sonderte auch ihre Interessen ab; als aber Frankreichs Eroberungen es zu einem Nachbar Rußlands gemacht hatten, so war allerdings vorauszusehen, daß noch in Kurzem zwischen diesen beiden Mächten ein furchtbarer Kampf losbrechen müsse.

Seit mehr als zwei Jahren hielten sich Rußland und Frankreich gegenseitig in kriegerischer Stellung, als aber Napoleon endlich die Garnison von Danzig verstärkt, mächtige Armeen gebildet, die Reiterei ergänzt hatte, so glaubte er sich mächtig genug, um in Vorwürfe gegen Rußland auszubrechen. Daß er seit den letzten Festsetzungen der wechselseitigen Verhältnisse, Holland, die Hansestädte, und was noch mehr ist, das Herzogthum Oldenburg an sich gezogen, welches doch einer Schwester Alexanders gehörte; dieß vergaß er; dagegen stellte er es als ein schweres Vergehen dar, daß man als Gegengewicht so vielfacher Anmaßungen gewagt habe, die Handelsverbindungen mit England zu erneuern. Von nun an veranstaltete Frankreich ungeheure Rüstungen, zahlreiche Cohorten flogen von den Ufern des Tajo nach jenem der Oder, und dieselben Soldaten, die vor Kurzem in den schönen Gefilden Italiens gelagert hatten, sahen sich, ehe noch drei Monate verflossen, auf die Sandsteppen Pohlens hin versetzt.

Die Bewohner des französischen Reichs wurden in Cohorten, Banne und Arrierbanne organisirt. Und so verwickelte sich Frankreich in den blutigsten Kampf, den es jemals bestanden hatte, und die eine Hälfte von Europa rückte der andern entgegen.

Die Zusammensetzung der französischen Armee war von dem Augenblick ihrer Bildung an imponirend. Wollte man sie aufzählend schildern, so würde sie an die Beschreibung Homers erinnern, als er von den verschiedenen Völkern redet, welche zur Eroberung Iliums auszogen. Das Ganze der französischen Streitkräfte belief sich auf viermalhunderttausend Fußgänger und sechzigtausend Reiter. Mehr als tausend Kanonen, vertheilt unter die verschiedenen Abtheilungen des Heeres, machten die Stärke der Artillerie aus.

Das Heer war an Männern, Rossen, Geräth, Waffen, Geschütz, Pracht und Uebung das glänzendste und zahlreichste, das seit Jahrtausenden in Europa gesehen worden; allein an Reisigen zählte es 60,000 Mann; die meisten, die es erblickten, glaubten, es könne eine Welt erobern. So rückte Napoleon im Sommer 1812 ins Feld. Die Russen waren weit geringer an Zahl, und ließen sich deßwegen in keine Hauptschlacht ein, sondern zogen sich viele Meilen weit bis an den Strom Dnieper zurück, wo die alte russische Gränze ist. Aber bald ward Rußland ein Heer. Die Russen hatten den Uebermuth und die Verachtung nicht vergessen, womit Napoleon und seine Franzosen von dem russischen Lande und Volke gesprochen und verkündigt hatten; sie hatten des Korsen treulose Politik gehaßt. Gleich nach dem Anfange der Feindseligkeiten erließ Kaiser Alexander aus dem Lager von Polozk an der Düna einen Aufruf an das russische Volk, worin er ihnen erklärte, was der Feind so laut verkündigt hatte, sie und ihr Vaterland sollten der Raub der französischen Herrschsucht werden; worin er sie aufforderte, solches nicht zu dulden, sondern sich, im Vertrauen auf Gott und die Gerechtigkeit ihrer Sache, zu ermannen, zu waffnen, und in allen Gränzen des weiten Reichs aufzustehen, und dem

Feinde entgegen eilen; wobei er sie aufmunterte, in dem großen und heiligen Kampfe für das Vaterland auszuhalten, wie es einer großen Nation gezieme. Alexander reisete bald darauf von dem Heere nach Moskau, und rief die alte und ehrwürdige Hauptstadt der Russen auf, allen übrigen Städten und Landschaften in Vaterlandsliebe und Aufopferung das Beispiel zu geben. Und auf diese Weise bereisete er viele andere Landschaften und ermahnte und ermunterte sie. Sie aber bedurften keiner kaiserlichen Ermahnung und Ermunterung, sondern die Liebe zu ihrem Herrscher und Vaterlande, und der Abscheu und Haß gegen den treulosen Feind, trieben sie von selbst.

Seit der Mitte des Julius war ganz Rußland vom Süden bis zum Norden in einer lebendigen, fröhlichen und kriegerischen Bewegung; aus jeder Stadt, aus jedem Dorfe, ja aus jedem Hause gingen Vaterlandsvertheidiger hervor, welche von Lust brannten, in einem so heiligen Kriege ihr Blut zu vergießen; wohin man kam, sah man die Wege und Strassen bedeckt mit Soldaten, Freiwilligen und Landwehr; in allen großen Dörfern Hunderte, oft Tausende, die sich entweder in den Waffen übten oder weiter zogen; in allen Städten Versammlungen des umwohnenden Adels, der Reichen und der kaiserlichen Beamten, wahre Verbrüderungen der Besseren und Edleren, die ihre Opfer auf den Altar des Vaterlandes legten, ihre Leute in die Kreisstadt brachten, und Geld, Waffen, Kleider und Pflege für die Verwundeten lieferten. Alle Stände, alle Alter, alle Geschlechter, alle Verschiedenheiten der Gesellschaft hatte die allgemeine Liebe des Vaterlandes und der allgemeine Haß gegen die Franzosen mit einander geglichen; da sah man die edelsten Frauen einen bärtigen Bauer umhalsen, sich die rollenden Thränen abwischen, und ihm einige Silberrubeln in den Hut werfen;

da

da sah man die züchtigste Jungfrau an einem Wagen still stehen, worauf verwundete Krieger zurückgeführt wurden, und sie küssen und beschenken; da sah man unbekannte Menschen, die sich nie gesehen hatten, einander um den Hals fallen, und in athemloser Liebe schluchzen, als hätten ein paar Jugendfreunde nach einer langen Trennung sich an einem fremden Orte unerwartet wieder gefunden; da sah man auf den Landstrassen ganze Reihen Wägen, hunderte und zweihunderte, und sie fuhren in einem Aufzuge einher, als ginge es zu einem Feste, nicht zu mörderischen Schlachten.

So wimmelte Rußland von Wehrmänn.rn und solchen, die Wehrmänner werden wollten; so war in das ganze Volk Begeisterung, Freudigkeit und Zorn gefahren, und keiner wollte zurück bleiben in der frommen Arbeit und Hingebung für das geliebte Vaterland. Moskau und Petersburg, die beiden Hauptstädte des unermeßlichen Reiches, versprachen viele tausend Mann, gerüstet und bewaffnet, zu stellen; manche edle Prinzen und Grafen errichteten eigene Regimenter zu Fuß und zu Pferde — kurz alle brachten, gaben und opferten, was sie hatten: sie wollten ihr Vaterland nicht in Knechtschaft sehen. Das Schönste aber bei diesem schönen Eifer war die Frömmigkeit und Demuth, womit jeder sich zu dem heiligen Dienste hingab; Senatoren und kaiserliche Räthe, alte und junge, verstümmelte und verabschiedete Offiziere — alle kamen durch ihr Herz gemahnt, und nahmen in der Landwehr jeden Rang und jede Stelle ein, wo sie nützen konnten, sie dienten nicht um Ehre und Gold, sie dienten aus Liebe und Treue, sie dienten für Gott und für die Freiheit.

Des Menschen Arm ist schwach, wenn Gott ihn nicht stärkt, und sein Herz verzagt leicht, wenn ein unüberwindlicher Glaube es nicht entflammt. Die Russen sind

ein frommes und gottesfürchtiges Volk, sie führen diesen gewaltigen Krieg mit Gott und für Gott. Die Kirchen, die Bethäuser, die heiligen Gräber wimmelten täglich von Menschen; die Krieger des Vaterlandes weiheten sich durch Gebet, zeichneten sich mit dem Kreuze, segneten ihre Fahnen bei feierlichem Gottesdienste ein, schwuren auf das Evangelium dem Kaiser und dem Vaterlande, und zogen fröhlich aus, wie zu einem Jubelzuge. Ein solches Volk sollte Napoleon unterjochen, einen solchen frommen Muth sollte er besiegen.

Die russischen Heere zogen sich zurück, und schlugen alle Angriffe, welche die Franzosen auf sie machten, tapfer und blutig ab. Bei der Stadt Smolensk ward den 17. und 18. August 1812 zuerst mörderisch gefochten; die Russen hatten an diesen Tagen 15,000 Todte und Verwundete, die Franzosen über 20,000. Doch gingen die Russen immer weiter in das Innere ihres Landes zurück, damit sie die Franzosen tiefer hinein lockten, und sie durch Ermattung, Mangel, Märsche und Ueberfälle schwächten.

Während dieß geschah, waren die Augen und Herzen von ganz Europa auf die alte ehrwürdige Hauptstadt des russischen Volkes, auf Moskau, gerichtet. Von Moskau war bei den Eingebornen und bei den Fremden die Meinung, in ihr werde sich eine Gewalt und ein Muth offenbaren, welche die Feinde erschrecken, und die Freunde ermuthigen müsse. In Moskau führte den Befehl der Statthalter des Kaisers, General Graf Rostopschin, ein entschlossener und kluger Mann. Dieser Mann wußte zwei der schwersten Dinge zu verbinden, die Menschen aus dem Gewöhnlichen und Gemeinen zu herauszureißen, und auf das Ungewöhnliche und Außerordentliche zu richten, und sie doch in den Schranken des Gehorsams und in der Zucht der Gesetze zu halten. Ganz Moskau war der Uebungs-

platz, alle Werkstätten waren Waffenschmieden geworden, das ganze Volk war an die Gedanken von Krieg, Verderben und Brand gewöhnt; [illegible]gten und beteten die Priester, das deutete der Statth[illegible]n: Moskau müsse ein großes Beispiel geben, durch Moskau und für Moskau müsse etwas Großes geschehen. Rostopschin befehligte hier an 50,000 Bewaffnete; die Priester standen ihm bei, sie entflammten und mäßigten zugleich.

Von Smolensk bis Moskau sind an 50 deutsche Meilen. Das russische Heer zog sich in langsamer und festgeschlossener Ordnung mit allen Vorräthen zurück. Wie es abzog, zogen die meisten Einwohner der Städte, Flecken und Dörfer ihm nach; sie ließen den Franzosen nur leere Orte, abgebrannte Dörfer, verwüstete Felder. Ein so stolzer Geist brannte in diesem Volke. Das Empfindlichste aber war dem Feinde, daß mit dem Rückzuge aller Orten sich die Obrigkeiten auflöseten; er fand es anders als in dem geduldigen Deutschland; kein Mensch, der ihm anordnen, ausschreiben, spioniren, lügen und trügen, und das Volk verwirren, verführen, zügeln und unterjochen half; kein Späher, kein Dollmetscher, kein Horcher und Schmeichler war zu finden; das Volk war wie ein grimmiger Bienenschwarm ohne Weiser; man konnte ihn zerstreuen, verschleudern, tödten, aber jeder Stachel stach, so lange Leben in ihm war.

Nachdem beide Heere sich verstärkt hatten, ward zwölf Meilen von Moskau, bei Borodino, eine mörderische Schlacht geschlagen, die blutigste und gewaltigste in diesem Kriege. Den siebenten September, ehe der Tag graute, zwischen 4 und 5 Uhr, begingen die Franzosen, von Dunkelheit und Nebel bedeckt, mit zahlreichen Haufen einen wüthenden Angriff auf die schwächeren Russen, und wurden eben so wüthend empfangen. Es ward ein Mord-

kampf; 1800 bis 2000 Kanonen donnerten gegen einander; Reitergeschwader, unter deren Hufen die Erde erbebte, als wenn sie versinken wollte, und Hunderttausende von Männern trafen auf einander; von beiden Seiten ward mit unglaublicher Erbitterung gestritten, Boden, Kanonen wurden gewonnen und verloren; Schanzen und Batterien gingen dreimal und viermal aus einer Hand in die andere; jeder fußbreite Boden war mit Blut gefärbt; Kanonenkugeln flogen hier so dicht, als in anderen Gefechten sonst Flintenkugeln; doch behauptete das russische Geschütz auch in dieser Schlacht seine überlegene Vorzüglichkeit über das französische. Erst die Nacht endigte das Treffen; die Franzosen zogen sich zehn Wersten (anderthalb deutsche Meilen) zurück, die Russen behaupteten ihre Stellung und das Schlachtfeld. An diesem blutigen Tage wurden in beiden Heeren zwischen 70,000 und 80,000 Mann getödtet und verwundet, die Russen zählten über 1700 verwundete und todte Offiziere und mehrere Generäle, die Franzosen verloren über 20 Generäle. Dieß war die Schlacht bei Borodino oder Mojaisk, den 13. September 1812, eine Riesenschlacht, gleich der von Wagram. Rußland jauchzte ob der Unerschütterlichkeit und Hartnäckigkeit seiner Krieger; der Kaiser ernannte seinen Feldherrn, den Prinzen Kutusow, zum Generalfeldmarschall, beschenkte ihn mit 100,000, und jeden Gemeinen, der dieser denkwürdigen Schlacht beigewohnt hatte, mit fünf Rubeln.

Beide Heere waren durch diese Schlacht unglaublich geschwächt und ermattet. Bei den Franzosen war noch immer die Ueberlegenheit der Zahl, denn der Feldmarschall Kutusow rechnete seine zwar begeisterte aber ungeübte Landwehr in einer offenen Feldschlacht wenig brauchbar. Der Feind suchte seinen linken Flügel zu umgehen; viele seiner

Generäle waren der Meinung, man müsse vor den Mauern von Moskau noch eine Schlacht liefern; Kutusow aber wollte das Reich nicht auf das Spiel setzen, er wollte ganz sicher gehen, neue Verstärkungen an sich ziehen, die reichen und fruchtbaren südlichen Landschaften decken, und dann zu seiner Zeit dem Feinde zeigen, er sey noch da. Er zog mit seinem Heere in einer Haltung ab, die den Feind erschreckte. So ging er festen Schrittes durch Moskau, und lagerte sich auf der Strasse von Tula und Kaluga. Von da schrieb er seinem Kaiser den 16. September: Noch habe ich ein muthiges und tapferes Heer, der Verlust von Moskau ist nicht der Untergang des Vaterlandes.

Den 14. September, wie der russische Hinterzug aus Moskau heraus zog, rückte der französische Vorderzug ein. Die Stadt war wie ein stummes Grab, kein Laut, kein Schall, kein Mensch auf den Gassen, die wenigen in der Stadt Gebliebenen hatten sich in ihren Häusern dicht verrammelt und verschlossen. Bei diesem Zustande der Dinge hielt Napoleon vor dem Schlagbaume der Smolensker Vorstadt. Dort erwartete er, daß die Obrigkeiten und der Stadtmagistrat ihm eine bewillkommende Sendschaft entgegen schicken würden. Niemand kam. Er verschob seinen Einzug bis auf den folgenden Tag, wo er hoffte, man würde ihm eine Bewillkommnungssendschaft bereiten, wenn nicht von den Russen, doch von den Franzosen, Italienern und Deutschen, die in Moskau lebten, nichts von allem diesem geschah. Er zog den 15. September ohne Freudenruf, ohne Trommeln und Trompeten durch öde Gassen in das alte kaiserliche Schloß, den Kreml, ein. Es war Nachmittags zwei Uhr, aller Orten herrschte eine Todesstille. Kein Hurra, keine gaffende und mitströmende Menge bewillkommte ihn; stumm und düster zog er ein,

und Verlassenheit und Unheil schienen um ihn gelagert zu seyn.

Von 350,000 Einwohnern, welche Moskau sonst selbst im Sommer bewohnen, wo so viele Familien aufs Land ziehen, waren kaum 30,000 in der Stadt geblieben. Aber wie viele Menschen auch weggezogen, wie viele Schätze und Vorräthe und Waaren auch geflüchtet waren — eine Stadt, wie Moskau, eine der reichsten Städte Europens, das große Herz Rußlands, und der Mittelpunkt seines asiatischen und europäischen Landhandels, enthielt in ihren Häusern und Magazinen noch unglaubliche Hilfsmittel, und ein Heer von 200,000 Mann hätte bei mäßigen Zuschüssen dort immer noch fünf bis sechs Monate überwintern können. Napoleon erstaunte freilich ob der stummen Leere der ungeheuern Stadt, deren leuchtende Zinnen und Thürme nur über Menschengräbern zu schimmern schienen; aber noch däuchte ihm der Besitz groß, und die Hilfe unermeßlich. Schon seit Monaten hatte er die herrliche Stadt seinen räuberischen Soldaten als den Preis so vieler Mühen und Arbeiten und Schlachten gezeigt, als den Sitz ruhiger Winterquartiere, als das Unterpfand des Friedens, als eine reiche Mine des Geizes und der Wollust; was die Franzosen eine manierliche Plünderung, eine Erquickung und Erholung nach langen Anstrengungen nennen, hätte er ihnen schon erlauben müssen. Doch wollte er dieß möglichst ordentlich machen, und die Stadt nicht geradezu zerstören; deßwegen ließ er den größten Theil seines Heeres kampiren, und rückte mit einer mäßigen Schaar in die Stadt ein. Aber alles gerieth ihm anders, als er gehofft hatte.

Schon in der Nacht vom 14. auf den 15. September, als er vor den Thoren auf die Bewillkommnungsgesandschaft aus der Stadt wartete, war in der Salenka, einem Quar-

tier unweit dem Findelhause, Feuer ausgebrochen, und nach einigen Stunden gelöscht. Aber bald darauf war das Feuer auch in der Stadt an mehreren Stellen aufgegangen, und nur unvollkommen gelöscht worden. Darauf brannte es am hellen Tage wieder an mehreren Orten. Nur die stille Luft hielt den allgemeinen Brand der Stadt auf; denn die Franzosen, da sie die Sorglosigkeit der Einwohner sahen, kümmerten sich auch nicht darum, die Flamme zu hemmen. So verbreiteten sie sich mehr und mehr, und in den von dem Unglück entfernten Quartieren sprach man so gleichgültig davon, als man in Petersburg von einem Brande in Lissabon, oder Erdbeben in Messina sprechen würde.

So verging der Dienstag (15. Sept.) und die Nacht der Mittwoche. In der Mittwoche, den 15. Sept. des Morgens um neun Uhr, brach mit fürchterlicher Heftigkeit ein Sturm los, und nun begann der eigentliche große Brand, der viele Tage dauerte. Zuerst stieg das Feuer auf jenseits des Flusses, weit hinter dem Kommissariat, und fraß, dem Winde folgend, immer weiter, und loderte binnen einer Stunde an zehn verschiedenen Stellen, so daß die ganze unermeßliche Ebene, die sich mit einer unabsehbaren Häuserreihe längs dem Fluß hindehnt, nur ein Flammenmeer war, dessen Wogen sich durch die Luft wälzten, und Verwüstung und Grausen ringsum verbreiteten. Zu derselben Zeit brach das Feuer von neuem und mit größerer Gewalt, als die vorigen Tagen, in der Stadt aus, vorzüglich in dem Bezirk der Buden. Dort fand es in den verschlossenen und aufgehäuften Waaren eine sehr lebendige Nahrung. Dieser Umstand, die Gewalt des Sturms, die Enge der Strassen hier, ferner, daß die Flamme auch in andern Quartieren der Stadt wieder aufging, endlich der völlige Mangel an Löschgeräth und Löschanstalten,

machten es unmöglich, das Feuer aufzuhalten. Man sah ringsum nur Flammen, die ganze Atmosphäre über der Stadt war ein brennendes Feuergewölbe, das von umher fliegenden Funken und Bränden zischte, und die von der Hitze ausgedehnte Luft machte den Sturm immer wüthendere Nein, nie zeigte der erzürnte Himmel den Menschen ein grausenhafteres Schauspiel. Dieser Brand, die Angst der Fliehenden, die Wehklagen der Verbrannten; Pferde, Rinder, Hunde, Katzen, wüthend und wild in die Flammen heraus laufend; dazu die Plünderer, Gewaltthäter, Nothzüchter, welche Flüchtlinge verfolgten oder niederhieben, Thüren, Gewölbe, Keller mit den Kolben einstießen, durch die Dächer und Fenster schoßen; Jammer, Noth, Mord, Wuth, Zerstörung durch die Menschen und durch die Elemente überall.

Napoleon hatte aus den Fenstern des Kremls den Anfängen und den Fortschritten des Brandes mit den Augen folgen, und über diese größte Niederlage Betrachtungen des menschlichen Wechsels anstellen können. Als man ihm meldete, daß man in dem Kreml selbst Brandstifter ergriffen, und daß auch dort an einigen Stellen das Feuer hatte ausbrechen wollen, däuchte es ihm in der Stadt nicht mehr sicher, und er zog in das kaiserliche Lustschloß Petrowsky außerhalb der Stadt. Es ist wahrscheinlich, daß er diesen schrecklichen Brand für eine ihm gelegte Schlinge hielt, welche die ungeheure Weite der Stadt sehr gefährlich machte Darum zog er auch seine Truppen zusammen, und gebrauchte sie nicht, einige Quartiere zu retten, was allerdings möglich war.

Was die Plünderung Moskaus so scheußlich machte, war die methodische Ordnung, womit die Reihe an alle verschiedene Haufen des französischen Heeres kam. Der erste Tag gehörte der alten Leibwache, der zweite Tag war

der neuen Leibwache zugestanden, der dritte der Schaar des Marschalls Davoust; und so kamen alle verschiedene Heerhaufen zur Plünderung, und die Letzten waren viel wüthender als die Ersten, weil die Jagd immer weniger ergiebig ward. So ging es über acht Tage in regelmäßiger Ordnung, aber auch die folgenden Wochen hörte es nie ganz auf, obgleich Verbote dagegen ergingen. Die Unordnung und Selbstgewalt, und auch die Noth war zu groß. Die meisten Soldaten waren ohne Schuh, ohne Beinkleider, und überhaupt zerlumpt und abgerissen; nur die Leibwache zeichnete sich noch durch einigen äußeren Glanz aus, die andern Krieger waren zuletzt so gekleidet, daß man sie nur an ihren Waffen erkannte. Alles war in diesem Heer von gleicher Raubsucht und Schande gebrandmarkt. Auch die Offiziere gingen wie Wüthende von Haus zu Haus, und plünderten wie die Gemeinen. Andere, die noch einige Schaam fühlten, begnügten sich in ihrem Quartier zu plündern. Dieß thaten auch die Generäle, sie nahmen unter dem Titel: „Bedürfnisse für den Dienst" alles weg, was ihnen in einem Hause anstand.

Diese Plünderungen und Räubereien waren nicht ohne Blut und Mord von beiden Seiten. Als Folge des Brandes und der Wuth entstand bald eine große Noth. Viele unglückliche Bewohner Moskaus sind vor Angst und Mangel in ihren verborgenen Schlupfwinkeln, Kellern und unterirdischen Gemäuern umgekommen. Die Noth kam dahin, daß man sich um ein Stück Brod schlug. Vorzüglich waren unaufhörliche Kämpfe zwischen den Russen und Franzosen in den Gärten und auf den Feldern, wo Kohl und Kartoffeln standen; da ward bei Tag und bei Nacht mit Ueberfällen und Ueberrumpelungen um das Leben gestritten; viele wurden bei dem Raube, andere bei dem Heimtragen desselben erschlagen.

Kurz, in und um Moskau regierte in dieser ganzen Zeit Wuth und Wildheit; die Rache kannte kein Maaß, die Gewalt kein Zügel. Wo in der scheußlichsten Verwirrung alles unsicher war, wo das Leben jede Minute verloren ward, da wollte jeder des Vergänglichen genießen. Zwischen den schrecklichen Flammen, die sich immer wieder erneuerten, ward geplündert, gemordet, geschändet; hier sah man bei hellem Tage, oder bei dem Flammenschein der erhellten Dunkelheit, was sonst die Nacht bei ihrem züchtigen Schleier verhüllt; ringsum lagen Leichen auf den Gassen, jammervolle Opfer des viehischen Soldaten; um die großen Palläste und öffentlichen Gebäude, wo die Franzosen einquartiert waren, auf den Höfen und Strassen eine Menge todter Weiber, welche die Gewalt weggeschleppt, die List und Wollust verlockt, die Wuth getödtet hatte; die Franzosen füllten mit diesen Leichen, und mit den Leichen der Erschlagenen und ihrer Sterbenden alle Brunnen, und verpesteten das Wasser; solchen Jammer und solches Wehgeschrei der Entführten oder Geschändeten unterbrachen nur das Gewimmer derer, die im nächtlichen Kampfe auf den Gassen erschlagen wurden, und das Getön der Waffen.

So ging es die ersten beiden Wochen, als der Brand und die Plünderung in der Blüthe standen; die heillose Wuth ward nicht gesättiget, sie ermüdete nur, und starb in ihr selbst aus. Aber auch, als Napoleon Ruhe gestiftet, und die wenigen Zurückgebliebenen und Zurückgekommenen unter eine Art Schutz gestellt hatte — auch da geschahen noch alle Nächte Schlachten, Ueberfälle, Morde, Plünderungen. Viele Ausgewanderte, die alle Winkel der Stadt genau kannten, und der unversöhnliche Haß der heimathlosen Bauern umher, fielen in der Finsterniß in die Stadt, mordeten Franzosen, und wurden ermordet;

täglich ward Moskaus Schutt und Asche mit frischem Blute getränkt; man sah Ermordete, Geschändete, Verstümmelte auf den Straßen liegen, manche Leichen erschossener Russen im Gaukelspiel der Winde an Gartengeländern, Fenstergesimsen und Pfosten zerstörter Häuser von den Franzosen zum Spaß aufgehängt; manche Plätze und Gassen mit todten Leibern von Menschen, Pferden und Hunden so gefüllt, daß niemand über ihre Haufen fahren, ja kaum gehen konnte. Napoleon mußte unter Trümmern, Aschen und Leichen wohnen.

Man hatte das Feuer in Moskau anfangs für ein zufälliges gehalten, durch die verlassenen Feuerheerde und durch die Ruchlosigkeit der Soldaten verursacht; man entdeckte aber bald, wie sehr es ein absichtliches war. Viele erzählen, der erste, welcher den fürchterlichen Brand den 16. September losriß, war ein reicher Mann, welcher in einer langen Gasse viele Wagenschauer hatte, worin eine Unendlichkeit von Wagen zu jedem Gebrauch aufgerichtet standen; dieser hielt mit eigener Hand die Fackel daran, und zerstörte sein Gut, damit es den Feinden nicht diente. Aehnliches thaten manche Andere. Ueber zwei Drittel der größten europäischen Stadt wurden in Asche verwandelt. Nur der Kreml und die nächsten Häuser umher blieben stehen, nur ein Theil der jenseits des Moskauflußes liegenden Häuser, um und neben dem Findelhause, blieben verschont, weil in jenem Umkreise Lazarethe und dicht besetzte Quartiere der Franzosen waren.

So versank Moskau in Trümmer und Aschen, seine glänzende Zinnen und Knäufe, seine prangenden Thürme, seine goldblitzende Dome, seine Tempeln und Klöster, seine Schlösser und Palläste, seine Museen und Bibliotheken, seine ispahanischen und schirasischen Feengärten, seine Anstalten der Kunst und Wissenschaft, die Sitze der Wol-

lust und Freude, die Denkmäler vergangener Geschlechter, die Arbeiten würdiger Herrscher — alles war Schutt, Staub, Moder und Tod. Aber die Flamme, welche die Hauptstadt verzehrte, brannte in den Brüsten der Russen fort, eine heilige Flamme der Rache und des Verderbens, wovor die Fremdlinge zitterten. Diese Flamme war durch die gläubige Geistlichkeit, durch den hundertjährigen Patriarchen Platon, durch das große Herz Rostopschin, und durch so viele andere hochherzige und kräftige Männer gezündet und genährt; sie brannte jetzt in dem ganzen Volke, sie konnte nicht mehr gelöscht werden. Es war nicht bloß Pöbel — wie die Franzosen sagten — es waren nicht losgelassene Mordbrenner, von dem tollen Rostopschin angestellte und aufgesetzte Bösewichter, welche das verderbliche Feuer weckten und unterhielten, es war das Herz des ganzen Volkes, es war die Hand des Edlen und des Leibeigenen, des Reichen und des Armen, welche den Himmel über Moskau mit Flammen rötheten. Nichts war diesen begeisterten Menschen mehr theuer, nicht Weib und Kind, nicht Silber und Gold, nicht Hab und Gut, nicht Häuser und Schlösser; sie verzichteten mit Freuden auf alles, nur damit ihr Name unbefleckt, ihr Muth ungebrochen, ihr Vaterland frei bliebe. Männer, die jüngst noch Hunderttausende, ja Millionen Rubel besessen hatten, kamen in groben Kitteln, ja in Bastschuhen nach Petersburg und andern Städten; sie klagten nicht, daß ihre Habe in Rauch verdunstet war, sie jauchzten nur, daß die Franzosen davon nichts bekommen hatten. So allmächtig ist des Menschen Herz, wenn er über dem Großen das Kleine zu vergessen wagt.

Napoleon erschoß die Russen, welche in Moskau das Feuer schürten. Dieß schreckte sie nicht; sie kamen mit immer wachsender Wuth wieder. Er drohete den Bauern,

die in den Dörfern dasselbe thaten, mit Martern und Tod; er ließ mehrere hinrichten; sie wurden den Lebendigen ein Beispiel. So wie die russischen Krieger wegen französischer Uebermacht ein Dorf verließen, blieben die Einwohner nicht da als dienstbare Haushälter und Hausknechte der Fremden, sondern zogen alle mit ab; die Greise, die Mütter, die Säuglinge und Gebrechlichen saßen auf Wägen oder wurden auf den Schultern getragen; an der einen Hand hielt der Bauer sein Weib und seine Kinder, mit der andern schwang er den Feuerbrand gegen seine Habe, und ließ Häuser, Scheunen und Hausgeräth in Flammen aufgehen. So zogen sie mit dem Heere, und sandten die Ihrigen in entlegene Flecken und Dörfer; sie aber fochten an der Seite der alten Krieger oder aus dem Hinterhalt der Wälder und der Trümmer ihrer Wohnungen mit unversöhnlichem Grimme. Auch hier gab Rostopschin ein großes Beispiel: er hatte in der Nähe von Moskau ein prächtiges und reiches Schloß, dieses zündete er mit eigener Hand an, und sprach: „Dieß Haus, worin bisher ehrliche Menschen gewohnt haben, soll keinen Straßenräubern Obdach geben." Napoleon hatte sich grausam getäuscht, er wußte nicht, was Tugend und Glauben Wunderbares vollbringen können, die eine bessere Seite des menschlichen Gemüthes war ihm dunkel. Er ließ aus mehreren Dorfschaften und Flecken die Aeltesten und Starosten greifen und auffordern, für ihn die Orte in Gehorsam zu halten und zu verwalten. Sie weigerten sich, dieß zu geloben und zu beschwören, und sagten, sie haben schon einem Herrn geschworen, nämlich ihrem Kaiser Alexander, und können also keinem zweiten schwören. Nun ergingen Drohungen, dann ward Gewalt gezeigt, und Grenadiere reiheten sich mit geladenen Gewehren. Die redlichen Bauern blieben unerschütterlich, nahmen das heilige

Kreuz in die Hand, küßten es, drückten es an ihre Brust, und empfingen den Tod.

So war die Stimmung des russischen Volkes, welche selbst von den Elementen unterstützt wurde, und auf diese Art unter dem feindlichen Heere eine Niederlage hervorbrachte, die seit Jahrtausenden ihres gleichen nicht findet. Auf dem Rückzuge, bloß von Moskau bis Wilna, tödteten oder fingen die Russen an 120,000 Mann, wobei sich allein 50 Generäle nebst 900 Kanonen befanden. Neben dem Stolze des Sieges war im Heer des russischen Feldherrn die Freude der Beute. Diese war unermeßlich; der Raub aus allen Ländern fiel in die Hände der Kosacken, viel auch, was in Moskau erbeutet. Die Kosacken schickten viele Wägen voll köstlichen Geräthes in ihre Wohnsitze an dem Don. Das aber darf nicht verschwiegen werden, daß sie alles Silber und Gold, was den Kirchen und Klöstern gehört hatte, mit der größten Gewissenhaftigkeit auslasen und zurückgaben; auch das nicht, daß sie zum Glanz heiliger Orte und Bilder viele Pud *) Gold und Silber verehrten.

Wir haben nun von französischen Kriegern erzählt, die noch fechten konnten, und mit dem Eisen in der Hand erschlagen oder gefangen wurden. Aber neben diesen wie viele Tausende, die vor Hunger und Frost starben! Ganze Bataillone blieben unbeweglich und steif gefroren mitten in den Wüsteneien stehen; Einzelne, die sich verirrt hatten, streiften verlassen in den weiten Einöden umher. Glücklich war noch derjenige, welchen die langen Reihen der Leichname auf den Weg führten, den das Heer genommen hatte. Man fand des Morgens in Scheunen und Ställen, hinter Wänden und Zäunen oft zehn und

*) Ein Pud ist 40 Pfund.

zwanzig auf einen Klumpen gedrängt, damit sie sich erwärmten, in den tiefen Todesschlaf gesunken; ähnliche Todtenversammlungen fand man entschlafen um ein erloschenes Feuer; um todte Pferde lagen fast immer todte Menschen, die Hand hielt oft noch das Messer, womit sie ein Stück Aas hatten schneiden wollen; allenthalben, wo an den Strassen etwas Wärmendes und etwas Schützendes war, ein Strohhaufen, ein Gemäuer, ein Backofen, der Rest einer verbrannten Scheune — da konnte man Leichen finden.

Bezog die französische Armee bei ihrem Rückzuge ein Nachtlager, so wurde ihre Ruhe durch einen schauderhaften Umstand auf die unangenehmste Art gestört. Es herrschte sodann eine traurige Todtenstille, denn Niemand sprach eine Silbe. Und doch gab es ein beständiges Geräusch, eine ewige Unruhe, als spuckten auf allen Seiten nächtliche Gespenster herum; dieß Geräusch kam nämlich von dem Umfallen der Menschen und Pferde her, die von Zeit zu Zeit vor Kälte und Hunger todt zur Erde niederstürzten. Jeden Morgen sah das Nachtlager einem Schlachtfelde ähnlich.

Von dem Heere, von dessen Hufeisen noch vor einigen Monaten die Erde bebte, kamen kaum noch 25,000 Mann, ohne Pferde, ohne Kanonen, ohne Gewehre, ohne Kleider über den Niemen. Wie Schatten der Unterwelt wanderten sie daher, blau, bleich, sinnlos, ohne Sprache, ohne Bewußtseyn und Gefühl; die Kosacken und Bauern ließen solche ruhig gehen; sie waren schon todt. Man sah die jüngst noch so Uebermüthigen ewigen treuen Knechtsdienst geloben, wenn jemand sie mitnehmen und erretten wollte; es nahm sie keiner mit.

Auch die Gefangenen, die noch gehen konnten, gingen fast alle in einen gewissen Tod. Sie wurden über

hundert Meilen weiter gegen Osten und Norden geführt; sie zogen daher einer immer grimmigerer Kälte entgegen. Auf ihnen lastete der schwere Fluch des Ungeheuers, das sie über die Weichsel und den Dniepr getrieben hatte; und der schwere Zorn des Volks, das sie hatten unterjochen wollen, dem sie Dörfer und Städte verbrannt, Weiber und Kinder geschändet, Kirchen und Altäre entheiligt, Gräber und Denkmäler verwüstet hatten.

So wimmert, so sterbet ihr, so lieget ihr da, die aus dem Nil und dem Ebro, aus der Donau und der Weichsel getrunken haben, die Roms Kapitol und Numantias Trümmer, die des stolzen Philipps Eskurial, und des unsterblichen Friedrichs Sansouci, die des Habsburgers Kaisersitz und Moskau's heilige Tempel entweiht haben, ein nichtiger Staub, worauf keine Thräne vergossen, worüber kein Gebet gesprochen ward.

## Preußen.

Nach dem Frieden von Tilsit durften die Preußen nur 42,000 Mann in den Waffen halten. Ein großer Theil ihrer Lande wurde abgerissen, und die wichtigsten Festungen in dem noch übrigen Staate mit französischen Truppen besetzt. So in Fesseln schmachtend — harrten sie mit sehnsuchtsvollem Blicke einer bessern Zukunft entgegen. Es wurden daher in der Stille 100,000 Jünglinge in Waffen geübt; die Kanonen der acht gebliebenen Festungen in Feldgeschütz umgegossen, und gute Offiziere, welche

entlassen werden mußten, wurden durch Wartgelder dem Vaterlande erhalten. So stand die Lage der Dinge, als das verbundene französische Heer 1812 den Feldzug nach Rußland antrat, dem sich, auf einen Wink des Tyrannen, selbst die preusischen Schaaren anschließen mußten. Aber bald erschienen die Tage der Freyheit; denn Napoleons prunkende Prophezeihung beym Ausbruche des Krieges „Das Verhängniß reißt sie fort; mag denn ihr Schicksal in Erfüllung gehen,“ bethätigte sich wirklich, jedoch mit dem Unterschiede, daß nicht Rußland, sondern er vom Mißgeschick fortgerissen und zerschmettert wurde.

Als er nun zerschlagen war durch Gott und durch die Tapferkeit und Frommigkeit der russischen Krieger, und des ganzen russischen Volkes — da blickte die Welt wieder mit Hoffnung zum Himmel auf, es ermannten sich die Herzen aller Deutschen, es ergriff sie das Gefühl der verlornen Freiheit und Ehre, und „Krieg und Wiedervergeltung!“ klang mit hunderttausend Stimmen. Und der König von Preußen hörte den Ruf, er gefiel ihm wohl, und er vertraute ihn Gott und seinem Volke. Von seinen Lippen strömten die ewig denkwürdigen Worte: „Wir müssen entweder einen ehrenvollen Frieden erkämpfen oder ruhmvoll untergehen.“

Der König von Preußen, der erste Vorfechter der Freiheit Deutschlands, rief daher gleich im Anfange des Jahres 1813 seine Schaar von dem Reste des französischen Heeres zurück, und forderte sein ganzes Volk in die Waffen gegen die übermüthigen Unterdrücker. Diesen Aufruf emfieng alles Volk mit der größten und einmüthigsten Freude. Gleich im Anfange des heilig begonnenen Krieges waren viele tausend Jünglinge aus allen Marken des Landes unter die Fahnen geeilt und hatten

in den Reihen der alten Krieger mit unerschütterlicher Tapferkeit gestritten. Schon die blutigen Tage von Groß-Görschen und Bautzen bewiesen den erschrockenen Franzosen, mit welcher Begeisterung die Preußen fochten. Außer diesen Freywilligen, die sogleich im Frühling ins Feld gezogen waren, rüstete und übte sich das ganze preusische Volk in verschiedenen Schaaren als Landwehr oder Landsturm; denn der Wille des Königs, auf Tod und Leben für Ehre und Freiheit zu streiten, war der allgemeine Wille gewesen. Von Memel bis Demmin, von Kolberg bis Glatz war nur Eine Stimme, Ein Gefühl, Ein Zorn, und Eine Liebe, das Vaterland zu retten, Deutschland zu befreien, und den französischen Uebermuth zu züchtigen. Jünglinge die kaum wehrhaft waren, Männer mit grauen Haaren und wankenden Knieen, Offiziere wegen Wunden und Verstümmelungen oder wegen hohen Alters lange ehrenvoll entlassen, reiche Gutsbesitzer und Beamte, Väter zahlreicher Familien, und Verwalter weitläufiger Geschäfte — alle diese, in Hinsicht jedes Kriegsdienstes entschuldigt, wollten sich selbst nicht entschuldigen: alle wollten sich üben, rüsten, waffnen, und für das Vaterland streiten und sterben. Preußen war wieder der kriegerische Staat geworden dessen Ruhm vor fünfzig ja noch vor dreisig Jahren über alle Länder und Welttheile erklungen war; jede Stadt, jeder Flecken, jedes Dorf schallte von Kriegslust und Kriegsmusik, und war in einen Uebungs- und Waffenplatz verwandelt; jede Feueresse war eine Waffenschmiede geworden. Das war das Schönste bey diesem heiligen Eifer und fröhlichen Gewimmel, daß alle Unterschiede von Stande und Klassen von Altern und Stuffen vergessen und aufgehoben waren; daß jeder sich demüthigte und hingab zu dem Geschäft und Dienst, wo er der Brauch-

barste war; daß das Eine große Gefühl des Vaterlandes und seiner Freiheit und Ehre alle andere Gefühle verschlang, alle andern sonst erlaubten Rücksichten und löbliche Verhältnisse aufschob. Die Menschen fühlten es, sie waren gleich geworden durch das lange Unglück, sie wollten auch gleich seyn im Dienst und Gehorsam. Die heilige Begeisterung dieser unvergeßlichen Tage ist durch keine Ausschweifung und Wildheit entweiht worden: es war, als fühlte auch der Kleinste, daß er ein Spiegel der Sittlichkeit, Bescheidenheit, und Rechtlichkeit seyn müsse, wenn er den Uebermuth, die Unzucht und Prahlerei besiegen wollte, die er an den Franzosen so sehr verabscheut hatte. Hermanns alte Cheruskerzeit war wieder aufgegangen, aber mit verdoppeltem Glanze: denn jetzo gesellte sich zu dem Starken auch noch das Schöne und Milde. Die Prinzessinnen des preusischen Stammes leuchteten allen frommen Seelen ihres Geschlechtes als Muster vor; sie stifteten Vereine die Krieger zu rüsten, die Verwundete und Kranke zu pflegen, den Wittwen und Waisen Hülfe zu reichen. Zarte Kinder brachten ihre Sparbüchsen, ein armes Fräulein in Schlesien das schöne Hauptmaar, die Reichen ihr Gold bar, um das Vaterland zu erlösen. Was daher die Männer so unmittelbar unter den Waffen und für die Waffen thaten, das that das schwächere und zärtere Geschlecht der Frauen durch milde Gebete, brünstige Ermahnungen und fromme Arbeiten für die Ausziehenden, Kranken, und Verwundeten. Wer kann die unzähligen Opfer und Gaben dieses großen Sommers (1813) zählen, die zum Theil unter den rührendsten Umständen dargebracht sind? Wer kann die dem Vaterlande ewig theuern Namen der Fraueu und Jungfrauen aufrechnen, welche in einzelnen Wohnungen oder in Krankenhäusern die

Nackenden gekleidet, die Hungrigen gespeiset, die Kranken gepflegt, und die Verwundeten verbunden haben? So geschah es von einem End der preusischen Monarchie bis zum andern; doch gebührte Berlin der Vorrang; sie hat bewiesen, daß sie verdiente, der Sitz ihrer Herrscher zu seyn. Diese einzige Stadt schickte zehntausend gerüstete Krieger ins Feld.

So war in Preußen das Gefühl und die Gesinnung, so die Arbeit und Hingebung für das Vaterland: und dieß alles unter den schwersten Umständen. Das preusische Land, im Ganzen keines der reichsten und fruchtbarsten Länder Deutschlands, war in dem Krieg der unglücklichen Jahre 1806 und 1807 und auch das ganze Jahr 1808, und den Anfang des Jahres 1809 noch von den Franzosen auf das schändlichste Geplündert, verwüstet, und Ausgezogen nach dem tilsiter Frieden, wo die übermüthigen französischen Schaaren sich in seinen Landschaften recht nach Gefallen ausbreiten, und jeden erdenklichen Uebermuth üben konnten. Auch die folgenden Jahre noch blieben ihnen die französischen Besatzungen in den besetzten Festungen, die sie versorgen und verpflegen mußten; es blieben jährlich die drückendsten Kriegsschulden abzubezahlen; es blieben die unaufhörlichen Hin- und Herzüge der Franzosen nach den Oder-Festungen, nach Danzig und nach dem Großherzogthum Warschau; und seit dem Jahr 1811 kamen noch dazu die unaufhörlichen Züge von Geschütz und Kriegsvorrath, und Soldaten, welche alle der unglückliche preusische Bürger und Bauer verpflegen und weiter fördern mußte. Endlich mit dem Jahr 1812, bey dem Ausbruche des Krieges zwischen Frankreich und Rußland, goß sich ein Heer von beynahe einer halben Million Männer mit einem zahllosen Geschlepp von Zeug, Troß und

Angestellten über das gequälte Land hin, und spielte gleich einer verheerenden Fluth seinen letzten Wohlstand weg. Als der traurigste Rest dieses Heeres im Anfange des Jahrs 1813 durch die preusische Lande zurückging, brachte er zum Uebermaaß des Unheils in alle Orte, wodurch er zog, noch pestartige Krankheiten und Seuchen. Unter solchen Umständen begann der Krieg. Und dennoch stellten die Preußen durch jene seltene Begeisterung für die wiedererwachte Liebe zur Freyheit 250,000 Mann in das Feld, gerüstete, gekleidete, und bewaffnete Krieger, und sie gaben ihnen jenen hohen Geist mit, daß die Jüngsten unerschütterlich standen, daß die Ungeübten oft nur durch wilde Kühnheit von den Erfahrnen unterschieden wurden. Der schlechteste Mann war ein Held, das ganze Volk war ein Volk von Kriegern geworden. So zogen sie aus mit dem Stolz, daß keiner heimkehren wollte, er bringe dann den Sieg und einen glorreichen Frieden nach Hause.

Solche Anstrengungen waren auch wirklich nöthig um das Ungeheuer zu bekämpfen; denn die meisten Festungen an der Weichsel oder um die Elbe waren noch in Feindes Händen, und Napoleon selbst erschien wieder mit Blitzesschnelle an der Spitze von 400,000 Mann, die er aus Spanien, Italien, aus den Festungen von Frankreich und aus einigen Provinzen von Deutschland selbst zog, die noch unter seinem Drucke schmachteten: alle diese wurden durch neu angeworbene Truppen bis auf jene Anzahl vermehrt, mit der er in Sachsen erschien. Wüthende Schlachten wurden geliefert: aber an dem Muthe des preusischen Volkes scheiterten alle Angriffe des übermüthigen tief erbitterten Unterdrückers. Der Kaiser von Oestreich bot nun den Kriegführenden den Palmzweig, aber der Korse achtete dessen nicht, denn er be=

saß nicht ein fühlendes Herz, sondern er wollte noch durch einen Hauptschlag seinen blutigen Plan durchsetzen. Dreimal ging die Sonne über Leichen und Trümmer auf, und dreimal über Leichen und Trümmer unter: da gab der Herr auf den Ebenen Leipzigs den heiligen Kämpfern den Sieg. Die übrigen Volkshäupter deutscher Nation griffen nun nach dem Schwerte ihrer Väter, und schlossen sich den Vaterlandsbefreiern treulich an. Von den 400,000 Fremdlingen, die im Frühjahre 1813 wieder in Deutschland eindrangen, erreichten kaum 70,000 Mann den Rhein. So empfieng in dem verhängnißvollen Jahre 1813 Deutschland seine verlorne Freiheit wieder.

Heldenthaten, würdig von der spätesten Nachwelt besungen zu werden, verewigen den Ruhm des preussischen Heeres, aber die höchste Glorie umstrahlt das preusische Volk.

# III.

# Freunde der Freiheit.

# Franklin.

In der Geschichte des neuern Europa finden wir eine kleine Zahl guter Könige und weiser Minister, aber außer ihnen sieht man sich umsonst nach jenen erhabenen Tugenden philosophischer Staatsmänner um, welche Erziehung und Wohlfahrt der Völker zu begründen geeignet sind. In unbeschränkten Alleinherrschaften bleibt kein Raum für das natürliche Reich des Genies und des Verstandes übrig; gesetzliche Alleinherrschaften weisen ihm seine Stelle und Schranken an, die es nicht überschreiten darf; in Freistaaten allein ist nur dem Talente der Einzelnen eine von allen Seiten offene Bahn bereitet. Franklin und Washingthon erheben sich aus dem Schooße der republikanischen Kolonien Englands zu der Höhe, auf der, im Alterthume, die Examinondas, die Solon, Aristides, Phokion, Timoleon, Trasybulus stehen.

Wir wollen nun vorerst einen Blick auf den Schauplatz werfen, auf welchem diese zwey merkwürdige Männer hervortraten.

Die weit ausgedehnte, nordöstliche Küste der neuen Welt, der nunmehrige Freistaat von Nordamerika, den, der Länge nach gegen Norden der St. Croixfluß von der brittischen Kolonie Neuschottland, und, gegen Süden, der St. Marienfluß von der spanischen Provinz Florida

scheidet, und der sich in der Breite ostwärts vom atlantischen Meere landeinwärts, gegen Westen bis zu den wenig bekannten Ufern des großen Missisippi erstreckt, — dieser ganze, weitläufige Strich Landes war bis 1606, eine unbekannte, waldichte, durchaus rauhe Einöde. Unstete Wilde, an keinen Boden gefesselt, streiften hier nur in kleinen Völkerschaften umher, sich durch die Jagd und Fischfang zu nähren, und Europäer kamen nicht anders hieher, als wenn sie, (seitdem Johann Cabot ihnen 1497 zuerst den Weg nach Nordarmerika gezeigt hatte,) auf ihren zur Aufsuchung der nordwestlichen Durchfahrt und des reichen Stockfischfangs wegen unternommenen Seereisen, an die Küsten verschlagen wurden. *)

Im Jahre 1606 verschenkte Jakob der Erste die weitläufige Wildniß vom 34 bis zum 48ten Grad nördlicher Breite, von der er selber nicht wußte, ob sie festes Land oder eine Insel war, und was davon den Spaniern oder den Wilden gehörte, an zwey Handelsgesellschaften, welche die ganze Küste, jenseits des atlantischen Meeres, in zwei Provinzen, Virginien und Neuengland vertheilten. Beide Gesellschaften wollten, von London und Plymouth aus, die neue Welt zur Entdeckung einer nähern bequemern

*) Zwar hatten die Franzosen bereits früher, als 1606, in dieser Weltgegend Niederlassungen versucht, indem schon 1540 Franz der Erste die Gefängnisse von Paris, Rouen und Orleans ausleeren ließ, um die Ufer des großen Lorenzostromes zu bevölkern. Allein diese Kolonien, so wie die, des berühmten Admirals Coligny in Carolina im Jahr 1560 versuchten französische Volkspflanzungen, kamen nie zu Kräften, und Canada und Acadien, wurden erst, nachdem die Britten sich in Virginien und Neuengland ausgebreitet hatten, von Frankreich aus, durch Kolonisten ordentlich bevölkert.

Straſſe nach der Südſee und zum Anbau koſtbarer weſt- indiſcher Produckte benutzen, weshalb ſie die Ureinwohner mit Liſt und Gewalt, mit Geſchenken und Verſprechungen von den Meerküſten landeinwärts zu verdrängen ſuchten. Aus dem erſten Anfange dieſer engliſchen Pflanzungen, in den erſten Jahren des vorigen Jahrhunderts, wagte in- deß wohl keiner, die künftige Nachkommen zu muthmaßen, denn viele Jahre lang waren ein fiſchreiches Vorgebirge oder die Ufer eines ſchiffbaren Fluſſes groß genug, die Neuankommenden, und die ihnen in dieſe Wildniß folgten oder folgen mußten, zu ernähren. Zwar wurden jähr- lich mehr Koloniſten herüber geſandt, das neue Land zu beſetzen, allein die Eigenthümer zogen dem ohnerachtet lange Zeit über keinen Vortheil davon, weil die Koſten der erſten Ausrüſtung durch die Produckte der neuen Ko- lonie und was durch den Tauſchhandel mit den Wilden ge- wonnen ward, bei weitem nicht erſetzt wurden. Ueber- haupt hatten dieſe Handelsgeſellſchaften zu viel und mehr Land erhalten, als ſie je mit Einwohnern zu beſetzen im Stande waren. Die Vorſteher hatten ſich durch Projekt- macher bethören laſſen, hier edle Metalle und Diamanten- gruben zu vermuthen; daher mit den erſten virginiſchen Koloniſten mehr Goldſchmiede und Juweliere, als Acker- leute und Hauswirthe herübergeſchickt worden waren, und die engliſchen Schiffe ſtatt der Ladung zuweilen vermein- ten Goldſand zurück nahmen. Mangel, Krankheiten und Kriege mit den unverſöhnlichen Wilden, die ihre erſte Willfährigkeit gegen dieſe Fremden zu bereuen anfiengen, rafften die Ankömmlinge ſchaarenweiſe weg, ſo daß von fünfhundert Perſonen, die nach und nach herüber geſchickt wurden; nach Verlauf von ſechs Jahren nicht mehr als ſechzig am Leben waren. Endlich ſtand auch das dem ſchnel- lern Fortgang dieſer Anpflanzung im Wege, daß die vir-

genischen Kolonisten von ihrem Oberherrn, der Londoner-Gesellschaft, nicht als freie Leute, sondern als Leibeigne behandelt wurden. Für diese mußten sie das Land anbauen, die Wildnisse urbar machen, und alle Früchte ihres Schweißes in die Magazine der Gesellschaft abliefern. Viele von den ersten Kolonisten waren nur auf gewiße Jahre zum Dienst der Gesellschaft angenommen, und erwarteten sehnsuchtsvoll den Zeitpunkt, nach Verlauf ihrer Dienstjahre Altengland wieder zu sehen. Man hielt in England damals einen beständigen Aufenthalt in Virginien der Verbannung gleich, und als nicht, im Anfange der Kolouie, die Einwohner von Jamestown den Einfall hatten, das benachbarte Land unter sich, ohne Erlaubniß der Gesellschaft, zu vertheilen, konnte nur die Drohung, hier Lebenslang verbannt zu seyn, sie von ihrem Vorhaben abzuschrecken.

Das Schicksal von Virginien änderte sich indeß schon 1615. In diesem Jahre wurden die hieher geschickten britischen Leibeignen aus ihrer negerähnlichen Sklaverei befreiet; sie erhielten Landeigenthum, und konnten, was sie mit ihrem Schweiße gewonnen, ruhig verzehren. Aber noch fehlte ihnen zum Glücke des Lebens, und zur Theilung ihrer Sorgen ein wesentliches Bedürfniß der Gesellschaft. Die Kolonie hatte bis dahin blos aus unverehlichten Mannspersonen bestanden und bis 1618 waren zwei Frauenzimmer hier die Einzigen ihres Geschlechts. Damals befahl Jakob auch diese nach Virginien zu sendten, und neunzig züchtige Jungfrauen wurden von England hieher geschickt, welche die Londner Gesellschaft den Meistbietenden für 100 bis 200 Pfund-Tobak überließ. Zu eben dieser Zeit fing man in England an, Verbrecher als dienstbare Knechte der Kolonisten auf bestimmte Zeit nach Virginien zu verbannen; dies hat bis zum Anfang des Abfall-Krieges fortgedauert, und ihre Anzahl sich bisweilen so sehr ver-

mehrt, daß manche Provinzen die Einfuhr derselben verboten und den Abschaum der Londner Gesindels, (von denen oft vierhundert in einem Jahre transportirt wurden,) nicht einmal als Sklaven aufnehmen wollten.

Neuengland, die zweite Kolonie, aus welcher, nebst Virginien und einigen andern mit der Zeit vereinigten, englischen, holländischen und schwedischen Volkspflanzungen, allmählig der heutige Freistaat der Kolonien entstand, hatte bei seinem Anbau noch mehr Schwierigkeiten als Virginien zu überwinden. Der Feldbau gelang, wegen der harten Winter, der nördlichen Lage der Provinz, und der Unfruchtbarkeit des Bodens, in den ersten Jahren nur selten. Die hier wohnenden Wilden waren streitbarer als die virginischen, und suchten die Ausbreitung der Europäer mit den Waffen in der Hand zu verwehren. Die Einwohner wurden mit ihren Nachbarn, den Holländern und Franzosen, die sich ohne Erlaubniß der brittischen Gesellschaften in Neuniederland (daß ist in der Provinz Neujork und in Acadien) niedergelassen hatten, in Gränz- und Handelsstreitigkeiten verwickelt, und die brittischen Eigenthümer der Provinz, die sich mit den Vortheilen des Stockfischfangs an den neuenglischen Küsten begnügten, sandten den ersten Kolonisten, von England aus, zu selten Verstärkung nach. Vielleicht wäre der größte Theil von Neuengland noch jetzt ungebaut, oder in demselben schwachen volkarmen Zustande, wie Neuhampshire oder Canada, hätten nicht die Religionsfähden der englischen Episcopalen und Presbiterianer die letztern hieher verdrängt. Seit 1620 eilten also Presbiterianer, entweder von der bischöflichen Kirche verfolgt, oder aus eigenem Triebe, hieher, um in fernern Wildnissen, von aller Gemeinschaft weltlich Gesinnter geschieden, ihren geistlichen Betrachtungen nachzuhängen. Sie zerstreuten sich, bald nach ihrer ersten Ankunft, in so viele kleine unab-

hängige Gemeinden, daß das Land, vom Cap Tod in Massachusetsbai, bis zum Connecticutfluß, nicht nur sehr bald angebauet, sondern auch in eben so vielun abhängige kleine Demokratien zertheilt ward, von deren Geschichte wir nichts weiter wissen, als daß sie gegen einander mit dem unversehnlichsten Verfolgungsgeist wütheten, 1620 Boston erbauten, 1633 das erste mit eignem Fleiß gewonnene europäische Korn erndteten und endlich, durch jährliche Emigranten verstärkt, sich in vier besondere Staaten vereinigten. Diese bestehen noch, unter dem Namen Massachusetsbai, Rhodeisland, Conecticut und Neuhamshire. Sie haben sich nachher, unter dem Namen Neuengland genauer verbunden, in der nordamerikanischen Geschichte, und in den neu sten Streitigkeiten mit England, vor allen andern berühmt gemacht. Bis 1632 bestand also das ganze brittische Nordamerika bloß aus den beiden Provinzen Neuengland und Virginien, die aber damals einen weit größern Umfang als gegenwärtig, hatten. Ihren Eigenthümern, der Londner- und Plymouther-Handelsgesellschaft, gehörte alles Land, was jetzt die vereinigten Kolonien unter sich vertheilt hab n, und noch mehr als sie jetzt besitzen, denn Jakob schenkte ihnen ganz Nordamerika, vom atlantischen Meer bis an die Südsee. Allein, ehe sie ihr weit ausgedehntes Gebiet, welches beynahe die Hälfte der neuen Welt begriff, bevölkern und anbauen konnten, fanden sich, auf ihren unbesetzten Küsten, Andere, ohne Rücksicht auf das ältere Besetzungsrecht der Britten zu nehmen.

Im Jahr 1614 ließen sich Holländer am Hudsonsflusses nieder, und Schweden 1627 am Delawar, in der Nachbarschaft von Philadelphia. Auch Britten, die nicht zu den Gliedern der Londner- Plymouther-Gesellschaft gehörten, versuchten in den bereits von der Krone verschenkten Ländern, besonders in dem Gebiet von Virginien, neue

Volkspflanzungen. Auf diese Weise ward Nordamerika sehr bald längs dem Ufer des Meeres angebauet, und 1664 erkannte die ganze Küste, von Virginien bis zu den nördlichsten Gränzen von Neuengland, die brittische Herrschaft. Die Holländer in Neuniederland hatten die in Europa vergessene schwedische Kolonie erobert, sie wurden aber in dem Kriege Karl des Zweyten mit den vereinigten Niederlanden 1664 wieder von den Britten bezwungen, und endlich im Frieden zu Breda, nebst der ganzen Kolonie gegen Surinam vertauscht. Damals schon gingen deutsche, schweizer, und irrländer Emigranten, in großer Anzahl, hieher; entweder weil Neuländer *) die Fruchtbarkeit der nordamerikanischen Provinzen in fliegenden Blättern vergrößerten, oder weil Religions- und Steuerfreiheit den unterdrückten Europäern zu anziehend waren, um länger in ihrem Vaterlande bei der größten Anstrengung ihrer Kräfte mit ihren Kindern zu darben. Zu den Kosten des Anbaues und der Ueberfahrt so vieler fremden und einheimischen Kolonisten gab die Krone, jetzt, eben so als bei der ersten Grundlegung von Virginien und Neuengland, nicht das Mindeste her. Alles war entweder von den Kolonisten selbst, oder von den Handelsgesellschaften und solchen Privatpersonen zusammen gebracht, die ihr Glück durch Koloniewesen versuchen wollten. Einigen dieser Letztern hatte der Hof große Distrikte mit allen landesherrlichen Rechten geschenkt, ohnerachtet daß das bewohnbare Nordameika schon vorher unter beide Handelsgesellschaften völlig vertheilt war, auch Frankreich und Spanien große Ursache hatten, sich diesen allzufreigebigen Schenkungen des Hauses Stuart zu wider-

*) Diesen Namen führten in Deutschland die holländischen Werber, welche unter allerhand Versprechungen deutsche Ackerleute und Handwerker nach Amerika locken.

setzen, weil sie sich zugleich mit über Canada, über Mexico und alles Land vom atlandischen Meere bis an die Südsee erstrecken.

Es ist der Ort nicht hier umständlich die Entstehung jeder der vereinigten Kolonien, nebst allen ihren Veränderungen, bis auf die Trennung von Großbritanien, zu erzählen; vielmehr wird, zur Uebersicht der Geschichte der Independenz, hinlänglich seyn, hier kurz anzuzeigen, wie außer Virginien und Neuengland die übrigen Provinzen bis zur Erlangung ihrer Freiheit von Britten bevölkert, oder auf andere Art mit dem brittischen Staate verbunden wurden.

Maryland, Carolina und Pensilvanien wurden von den brittischen Privatpersonen angebauet, welchen die Krone, in dem Zeitraum von 1632 bis 1682, diese Provinzen erb- und eigenthümlich schenkte. Lord Balticnore, ein Katholik, bekam Maryland zu seinem Antheil, und bestimmte diese größtentheils durch die Cheseapeakbay von Virginien geschiedene Halbinsel, seinen in England verfolgten Glaubensgenossen zum Zufluchtsort. Die auf seine Kosten hieher gesandten Kolonisten wurden seine Unterthanen; er konnte von ihnen Abgaben heben, die Waffenfähigen zur Landesvertheidigung brauchen, und allen möglichen Nutzen aus diesem Lande ziehen. Er konnte hier sogar unter seinem eigenen Stempel Geld münzen, ein Vorrecht, das außer ihm nur Massachusetsbay vor der Independenzerklärung auszuüben versucht hat. Hätten seine Nachfolger nicht die Regierung dieses herrlichen Landes Statthaltern überlassen, und den Aufenthalt in England einer Wohnung in der neuen Welt vorgezogen; so wären sie mit der Zeit reiche, mächtige Erbfürsten eines beträchtlichen Landes geworden, das an Größe dem Kirchenstaat oder der Insel Sicilien wenig nachgab, und seinem Herrn bei vermehrtem Anbau gewiß gleiche Einkünfte, mit ungleich geringerer Bedrückung der

Einwohner, verschafft haben würde. Etwa dreißig Jahr später entstand an der südlichen Gränze von Virginien, in dem heutigen Carolina, ein anderes brittisches Fürstenthum, das König Karl der Zweite 1663 acht vornehmen brittischen Herren schenkte, die das Land nebst der Regierung unter sich theilten, einem der Eigenthümer aber, mit dem Titel eines Pflanzgrafen, die Oberaufsicht ihrer Kolonie auf Lebenszeit einräumte. Auch sie verpflanzten fremde und einheimische Kolonisten her, die durch den Reis- und Tobacksbau sich bald aus ihrer Dürftigkeit erhoben, und Charlestown, ihre Hauptstadt, zu einem der wichtigsten nordamerikanischen Handelsplätze machten. Obgleich alle von Britten bisher gegründete Kolonien in ihrer Verfassung die Regierungsform ihres Vaterlandes nachahmten, so war doch die erste Verfassung von Carolina, die der berühmte Weltweise Loke entwarf, am genauesten nach der brittischen gebildet. Indessen war diese Regierungsform der Kolonie nicht ganz angemessen. Die Eigenthümer wollten Carolina von England aus regieren, von derselben nur Vortheile ziehen, und nichts zur Erhaltung, Verbesserung und Beschützung derselben aufwenden, daher die Grundherren, theils gezwungen, theils freiwillig, im Jahr 1729 der Krone ihre Gerechtsame verkauften.

Pensilvanien war, von 1683 bis 1775 ein Eigenthum der Familie Penn, die alle Gerechtsame der Oberherrschaft hatte, und große Einkünfte davon zog, wenn letztere gleich nur in einer geringen Grundzinse, von jedem zum Anbau angewiesenen Morgen Landes bestanden, die etwa einen Groschen betragen mochten. So wie Neuengland die Puritaner vor den Verfolgungen der Episkopalen sichern sollte, und die römisch-katholischen Engländer aus gleichem Grunde Maryland mit ihrem Vaterlande vertauschten; eben so bestimmte der Quäcker Penn seinen in England und

Amerika mit äußerster Strenge verfolgten Glaubensgenossen die Provinz Pensilvanien zum Wohnort, wo sie ungestört nach ihren Grundsätzen leben konnten. Er führte hier zuerst den in Nordamerika unbekannten Geist der Duldung ein, und nahm jedermann, der nur das Daseyn Gottes glaubte, in seiner Provinz auf. Er verbot seinen Unterthanen, die ursprenglichen wilden Einwohner mit Gewalt aus ihren Jagdplätzen zu vertreiben, oder von ihnen, durch starke Getränke berauscht, gegen europäische Kleinigkeiten, Ländereien einzutauschen, wie in den andern Kolonien häufig genug geschah, und Rhodeislands Beispiel auffallend beweiset, indem diese vier Meilen lange Insel im J. 1636 gegen ein Paar Brillen von den Wilden erkauft wurden. Penns Toleranz, seine unermüdete Sorgfalt für das Beste des Landes, und die Güte des Bodens, zog nach Pensilvanien viele Fremde, und vorzüglich viele Deutsche hin; daher auch die deutsche Sprache dort in ganzen Distrikten herrschend ist, und die Regierung, wie die Stempelakte beweiset, wirklich auf Maasregeln dachte, die allzugroße Ausbreitung der Deutschen zu verhindern, indem diese das, von Grenwill für die Kolonien bestimmte, englisches Stempelpapier doppelt so theuer als die englisch redenden Kolonisten bezahlen sollten. Mit Pensilvanien ward damals das Land Delawar vereinigt, woselbst, bei Penns Ankunft, die Ueberbleibsel von Neuschweden wohnten. Allein diese Provinz wurde nie dem Staate Pensilvanien ganz einverleibt; sondern sie behielt ihre abgesonderte Verfassung, und machte ihre Gesetze auf besondern Landtagen. Schon 1715 weigerten sich die Einwohner von Delawar der Familie Penn Grundzinse zu entrichten, (die jeder Einwohner in Pensilvanien derselben zahlte,) und beriefen sich darauf, daß König Karl der Zweite, in dem Stiftungsbriefe von Pensilvanien, dem Wilhelm Penn

nur allein die Gegend zwischen Virginien und Neujork zugetheilt hätte, die damals noch nicht von andern christlichen Völkern besetzt gewesen. Bei der Impedenz-Erklärung wurde Delawar als frei und unabhängig von Pensilvanien erklärt.

Die beiden Provinzen, Neujork und Neujersei, sind brittische Eroberungen, welche Holland, im Frieden zu Breda, an England abtreten mußte. Die erste hieß vorher Neuniederland, und Neujersei war ein Theil von Neuschweden, welches die Holländer 1655 mit ihrem Gebiete vereinigten. Karl der Zweite überließ beide Provinzen seinem Bruder Jakob, damaligen Herzog von York, der den alten Namen des Landes in Neujork veränderte, und, was zwischen den Flüssen Hudson und Delawar lag, den Lords Berklei und Carteret, unter dem Namen Neujersei, überließe Beide traten 1712 ihre Rechte auf diese Provinz wiederum der Krone ab, welche sie eine Zeit lang von neuem mit Neujork verknüpfte, seit 1736 aber als eine besondere Provinz regieren ließe

Es ist noch die südlichste von den damaligen vereinigten Provinzen, Georgien, übrig, auf deren Anbau die brittische Regierung beträchtliche Summen verwandt hat, indeß alle vorhergehende, ohne ihre Unterstützung empor kamen, Georgien war bis 1732 ein Theil von Carolina. Damals befreite eine Gesellschaft edelmüthiger Britten eine Anzahl ihrer unvermögenden Landsleute aus den Schuldgefängnissen, und räumte ihnen das Land an den Ufern des Savannah zum Bewohnen ein. Ihnen folgten bald viele vertriebene Salzburger Das englische Parlament bewilligte zum Fortkommen derselben jährlich ein Ansehnliches, und von 1735 bis auf den Ausbruch der Unruhen in Amerika, hat England zur Unterstützung dieses Distrikts 380,000 Pf. Sterling verwendet.

In diesen größtentheils weit ausgedehnten Provinzen wohnten, bis auf den Bruch mit England, Emigranten verschiedener Völker und Religionen, ruhig neben einander, und hin und wieder mit den kleinen Ueberbleibseln der Ureinwohner vermischt. Sie genossen einer größern uneingeschränkten Freiheit, als die Einwohner in den gerühmten europäischen Freistaaten; und nur selten ward sie, durch Religionsfehden, Privatstreitigkeiten oder die gewöhnlichen Gährungen der Demokratien unterbrochen. Der Fleißige erndtete den Lohn seiner Arbeit ruhig ein, ohne ihn mit einem Heer stehender in Friedenszeiten zum Wohl der Mitbürger nicht genug beschäftigter Soldaten, mit Steuereinnehmern und Monopolisten theilen zu dürfen. Gewöhnlich konnte sonst ein Emigrant, der mit einigem Vermögen nach Amerika kam, und sich ein Jahr dort ohne fremde Beihilfe erhalten konnte, bald so viel Land kaufen und urbar machen, um sich und seiner Familie reichlich zu ernähren. Der Preis unangebauter Ländereien, welche im Innern der Provinzen liegen, ist gegen den Länder-Preis in Europa, und selbst gegen den in den angebauten Gegenden von Amerika, außerordentlich geringe. In Pensilvanien kaufte man sonst vierzig Morgen Landes für drei Pfund Sterlinge dortiger Münze, worauf ein jährlicher Grundzins von etwa vierzehn bis funfzehn Groschen, von dem ganzen Striche Landes bestand, der nicht erhöht werden durfte. In Neuhampshire, das freilich vier Grade nördlicher liegt, wurden Ländereien um einen noch viel geringern Preis verkauft, und hundert Morgen Landes bezahlten dort nicht mehr, als etwa sechs bis acht Groschen jährliche Grundzinse. Und doch waren diese verkauften unangebauten Aecker nicht überall mehr in dem Stande ihrer alten ursprenglichen Wildheit. Gewöhnlich hat sie vorher schon ein Jäger bewohnt, der die dichten Waldungen, des Pelz-

handels, wegen, durchstreift, hin und wieder einen Fleck Landes zum Ackerbau bereitet, und eine Hütte, nach Art der Wilden, aus über einander gelegten Balken und Bäumen erbauet hat. Dieser überläßt seine Wüste gern betriebsamern oder wohlhabendern Feldbauern, um in dichten Waldungen eine reichere Jagd zu haben.

Dieß war die Lage von dem nordamerikanischen Freistaate bis gegen den Zeitraum hin, auf den wir nun kommen.

Die Eltern Franklins wanderten bei den Religionsverfolgungen unter Karl dem Zweiten von England aus, und ließen sich in Boston nieder, wo Franklin den 17. Jan. 1706 geboren wurde. Seine außerordentliche Geisteskräfte warfen frühzeitig Strahlen von sich.

Im Jahr 1736 betrat Franklin zuerst seine politische Laufbahn als Sekretair der Generalversammlung von Pensilvanien und behielt sie sieben Jahre bei. Im Jahre 1747 ward er Mitglied der Generalversammlung von Pensilvanien als Abgeordneter von Philadelphia. Er war überzeugt, daß Sitten und Freiheit sich nur bei dem Volke lange erhalten können, das im Maaße einen gewißen Grad von Bildung besitzt, und daß dasselbe nur durch zweckmäßigen Jugendunterricht erreicht werde. Aber gerade daran fehlte es damals in Amerika gänzlich. Geschickte Lehrer kamen selten aus England herüber, und in Amerika gab es keine Anstalt, wo sich dergleichen Männer hätten bilden können. Daher bestand fast der ganze Unterricht der Jugend im Lesen und Schreiben und etwas Sektenreligion. Franklin entwarf also einen Plan zu einer Akademie in Philadelphia, und zwar von der Art, daß sie auch für die spätern Zeiten brauchbar wäre. Die Gesetze für diese Akademie, welche er in Verbindung mit einigen Gelehrten ausarbeitete, wurden 1749 aufgesetzt und unterzeichnet. Vier und zwanzig der angesehensten Männer in Philadel-

phia erhielten die Aufsicht darüber. Dieses Institut erhielt allgemeinen Beifall und große Unterstützungen. Schon im Januar 1750 konnten drei Schulen, die lateinische und griechische, eine mathematische und eine englische eröffnet werden. Zugleich ward auch eine Schule für 90 arme Kinder errichtet. Bei allen monatlichen Prüfungen in diesen Schulen war Franklin, ungeachtet seiner so häufigen Geschäften, allemal gegenwärtig, und gab sich alle Mühe, aus allen Theilen von Amerika Schüler herbeizuziehen, so wie er unaufhörlich die reichen Bürger ermunterte, durch Stiftungen diese Anstalt zu erhalten und zu vergrößern. Auch brachte er 1752 die Stiftung eines Hospitals zu Stande. So ward er itzt schon der allgemeine Wohlthäter seines Vaterlandes; doch die Vorsehung stellte ihn auf eine Stuffe, auf der er zu einer der glänzendsten und für sein Vaterland heilsamsten Thaten am kräftigsten mitwirken konnte; denn unvermerkt, und ohne allen Zwang stellte er sich an die Spitze der amerikanischen Angelegenheiten. Er begann zwischen der englischen und nordamerikanischen Regierung als Wortführer inne zu stehen, und beiden gleich wichtig zu werden. In seiner Person vereinten sich nach und nach die Forderungen der Amerikaner gegen das Mutterland, und er stiftete sich durch seine Klugheit und Beharrlichkeit ein bleibendes Denkmal in der Geschichte von Amerika.

Es ist bekannt, daß England den Handel der Amerikaner beinahe ganz auf das Mutterland eingeschränkt, und ihnen den Handel mit Fremden entweder ganz untersagt, oder durch beträchtliche Zölle eingeschränkt hatte. Zugleich hatten sie das Aufkommen der Fabriken und Manufakturen durch Verbote gehindert, und sie gezwungen, viele Dinge, welche sie sich selbst verfertigen konnten, ihnen um willkührliche Preise abzukaufen. Die Kolonien fühlten

das Harte dieses Zwanges recht wohl, aber sie ertrugen ihn, weil sie sich nicht stark genug hielten, ihn abzuwerfen, und halfen sich zum Theil durch einen weitgetriebenen Schleichhandel.

Seit dem Frieden 1763, wo sie durch die Abtretung Canadas an England von sehr gefährlichen Nachbarn befreiet wurden, lernten sie ihre Stärke besser fühlen, und dehnten ihren Schleichhandel immer weiter aus. Da Lord Bute in dem Friedensschluße Spanien versprochen hatte, den bisher zum Nachtheil Spaniens in seinen westindischen Besitzungen getriebenen Schleichhandel zu unterdrücken, und auch thätig Hand ans Werk legte, so gaben diese seine Bemühungen der bestehenden Unzufriedenheit neue Nahrung. Man sandte Beschwerden nach England, und es entstanden hie und da Unruhen. Und gerade um diese Zeit suchte das brittische Ministerium den Plan hervor, die durch den siebenjährigen Krieg ungeheuer angelaufene Staatsschulden durch Auflagen auf die nordamerikanischen Kolonien zu vermindern, und gab in dieser Absicht 1764 eine Akte, kraft welcher auf einige Einfuhrartikel eine Abgabe gelegt wurde, und 1765 eine andere, daß alle öffentliche Verhandlungen bloß auf Stempelpapier gesetzt werden dürften, und zwar beides aus dem Grunde, weil die Kolonien von dem Kriege auf Englands Kosten große Vortheile gezogen, also auch verbunden wären, die Lasten mitzutragen. Das Parlament besaß allerdings das Recht, ausgenommen über Maryland; die Kolonien würden früherer Zeiten selbst keine Schwierigkeiten gemacht haben. Allein jetzt waren sie überhaupt schon in einer üblen Stimmung; überdieß betrieb man die Sache auch nicht mit der nöthigen Klugheit. Man wollte, wie sich Franklin ausdrückt, erwachsene Kinder wie Unmündige behandeln. Sie verweigerten sich daher die verlangten Abgaben zu bezahlen,

weil ein brittischer Unterthan nicht anders Abgaben bezahle, als die er sich selbst, durch seine Repräsentanten, auferlege, und von ihnen befände sich doch kein Stellvertreter im Parlament. Zugleich erklärten sie jedoch Antheil an den Lasten des Staats nehmen zu wollen, wenn man ihnen erlaubte, sich selbst nach Gutdünken zu beschützen. Da sie im Parlament selbst mehrere Vertheidiger bei der Opposition fanden, so ward ihr Vorsatz, die Stempelakte nicht anzunehmen, desto fester, und weil der Minister Grenville demungeachtet dabei beharrte, so verhinderte man die Austheilung des Stempelpapiers mit Gewalt. — Der allgemeine Unwille der Engländer zwang endlich Grenville vom Staatsruder abzutreten, und der Marquis von Rokingham kam an seine Stelle. Dieser rieth sogleich zu mildern Maaßregeln und zur Aufhebung der Stempelakte. Man zog einsichtsvolle Amerikaner zu Rathe, wobei Franklin die schönste Gelegenheit hatte, seine patriotische Gesinnungen zu äußern. Franklins Verhör trug besonders viel dazu bei, daß die Stempelakte aufgehoben wurde.

Die Aufhebung der Stempelakte geschah indessen doch nicht unbedingt und liberal, sondern auf eine Art, daß man deutlich sehen konnte, England wolle seine Befugniß zu taxiren, durchaus geltend machen. Denn der Aufhebungs-Akte war eine Clausel angehängt, worin man das Taxionsrecht als erwiesen annahm. Die Amerikaner sahen voraus, daß über lang oder kurz sich der nehmliche Druck wieder einfinden würde. Demnach dachte sich bereits Franklin und die ihm gleichgesinnte Männer den Fall einer Trennung der Kolonien von dem Mutterlande als wahrscheinlich und wünschenswerth; und Franklin arbeitete nebst seinen Freunden eifrigst daran, die Amerikaner in dieser Ansicht wach zu halten. Im Jahre 1764 wurden die Abgaben auf Glas, Bleiweiß, Papier und Far-

ben erhöhet und die Abgabe vom Thee, der ostindischen Compagnie zugefallen, vermindert. Nun kamen die meisten Provinzen in Gährung. In Boston, der Hauptstadt des Staats Massachusets, war der Widerstand am lautesten; hier suchte man das Volk durch Schriften, Emissarien und sogar durch Predigten gegen die englische Regierung aufzubringen; hier geschah die erste offenbare Gewalt durch den berühmten Theesturm; zu Lexington floß das erste Bürgerblut, und der Freiheitskampf begann. Es wurde zwar noch eine gütliche Vereinigung mit dem Mutterlande versucht. Franklin reiste mit einigen andern Abgeordneten nach England, kam aber unverrichteter Sache wieder zurück, wo er gleich nach seiner Ankunft von Philadelphia zum Deputirten beim Congreß erwählt wurde. Unermüdet thätig, suchte er alle Provinzen zur Freiheit zu gewinnen. Der Ackersmann verließ den Pflug, der Handwerker seine Stätte, alles bewaffnete und versammelte sich unter den Freiheitspannieren, um für die köstlichsten Güter der Menschheit in den Kampf zu ziehen.

Im Jahre 1776 reiste Franklin nach Frankreich, um mit diesem Staate einen Allianztraktat zu schließen, welchen er auch glücklich zu Stande brachte. Als er in Frankreich ankam, trat er ohne allen Prunk, als Philosoph und Republikaner auf; seine patriarchalischen Tugenden erinnerten an jenen weisen Scythen, wodurch er sich allgemeine Liebe und Achtung erwarb.

Als er im September 1785 von Frankreich zurückreiste, und im Hafen ankam, hatten sich eine Menge Bürger von Philadelphia eingefunden, die ihn mit lautem Jubel empfingen und bis in seine Wohnung begleiteten. Bei seinem Einzuge in die Stadt wurden die Kanonen gelöst und die Glocken geläutet. Jedermann bewies ihm die größte Liebe und Hochachtung, die er auch verdiente. Er

ward gleich darauf zum Mitglied des höchsten Regierungs-kollegiums und bald zum Präsidenten desselben ernannt; wo noch vieles zu thun übrig war, um die erlangte Freiheit zu befestigen. So ging in Erfüllung, was Franklin vorher sagte: „Ein Volk, das Eigenthum und Freiheit besitzt, ist gewiß zur Ruhe geneigt, und duldet viel, ehe es sich erhebt; das Meer erhebt sich nicht eher, als bis es vom Winde bewegt wird; dann aber durchbricht es alle Dämme."

Franklin erlebte also noch das Glück, sein Vaterland ganz frei zu sehen, zu dem er so viel beigetragen hatte. Er entschlief im April 1790, in einem Alter von 84 Jahren.

„Das Alterthum würde dem Genie Altäre errichtet „haben, das zum Besten der Menschheit, Himmel und „Erde umfaßt, und den Blitz, wie die Tyrannen zu be-„zwingen wußte."

## Washington.

Es giebt außerordentliche Menschen, die, von Zeit zu Zeit, auf der Schaubühne der Welt mit dem Charakter der Größe und der Herrschaft erschienen. Eine unbekannte höhere Ursache sendet sie, wenn es Zeit ist, um die Wiege der Staaten zu gründen, oder sie aus ihren Ruinen herzustellen. Unter dieser Klasse von Menschen erhält George Washington seine Stelle. Seine Voreltern stammen aus England, namentlich aus Cave Yorkshire, her, von wo sie, zur Zeit der Revolution, nach Nordamerika auswan-

derten, und sich in Virginien niederließen. Sein Vater, Augustin Washington, war in dieser Provinz ein Mann von großem Ansehen, und Besitzer weitläufiger Ländereien.

Georg Washington ward den 22. Februar 1733 geboren. Seine Erziehung genoß er in seinem väterlichen Hause, unter der Aufsicht eines Hofmeisters, wobei Mathematik sein Lieblingsstudium war. Schon in seinem zwanzigsten Jahre wurde er zum Major bei den Nationaltruppen ernannt, und als solcher nach dem Ohio geschickt, um dem dort kommandirenden französischen General, wegen einiger von seinen Untergebenen verübten Feindseligkeiten, Vorstellungen zu machen, und zugleich die dort wohnenden sogenannten sechs Nationen amerikanischer Wilden zu fernerer unverbrüchlicher Freundschaft gegen England zu bewegen. Ein großer Theil des Landes, durch welchen die Gesandtschaft gehen mußte, war mit unbekannten Wüsten bedeckt, und bloß von Indianern bewohnt, die noch zum Theil feindlich gegen England gesinnt waren; doch dieses alles konnte ihn nicht abhalten, seinem Vaterlande durch diese gefahrvolle Reise nützlich zu werden. Zu Ende Oktobers 1753 begab er sich, von 15 bewaffneten Männern begleitet, auf den Weg, und richtete seinen Auftrag mit ungemein viel Klugheit, Eifer und Glück aus. Wir wollen daher diese Reise hersetzen, wie er sie selbst erzählt.

Ich trat, schreibt er, die Reise noch denselben Tag, da man sie mir aufgetragen hatte, an. Den nächsten Tag kam ich nach Friedrichsburg, vermochte Herrn Jakob Vanbraam mir einen französischen Dollmetscher zu machen, und ging mit ihm nach Alexandrien, wo die Reisebedürfnisse eingekauft wurden. Von da gingen wir nach Winchester, kauften Pferde = Bagage rc., und verfolgten die neue Strasse nach Willis's Creek, wo wir den 14. Nov. anlangten.

Hier nahm ich Herrn Gistan, um uns hinaus zu begleiten, und miethete vier Bediente — Bornabos Durriw, Johann M'Quire, indische Handelsleute, Heinrich Steward und Wilhelm Jenkins — und verließ mit diesen Leuten den folgenden Tag diesen Ort. Der erschreckliche Regen und die große Menge Schnee, der gefallen war, ließ uns Frazier's, eines indianischen Handelmanns, Haus an der Mündung des Turtle-Creek am Mongahele Strom nicht eher erreichen, als Donnerstags den 22. Wir erfuhren hier, daß wenig Tage vorher Boten an die Handelsleute den Fluß hinunter geschickt worden wären, um ihnen den Tod des französischen Generals und den Rückzug des größten Theils der französischen Armee in die Winterquartiere zu melden.

Die Wasser waren noch so tief, daß wir nicht übersetzen konnten, ohne unsere Pferde schwimmen zu lassen; wir mußten daher ein Boot von Frazier entlehnen, und Bornabos Durriw und Heinrich Steward den Mononga-hela mit unserer Bagage hinunterschicken; bei dem Einfluß des Ohio, zehn Meilen von da, sollten sie uns treffen, um von da über den Alleghani zu setzen.

Während ich vor dem Kahne herunter reisete, besichtigte ich die Flüsse und das Land bei ihrem Zusammenfluß, und fand es äußerst wohl gelegen zur Errichtung einer Festung, da es beide Flüsse vollkommen beherrscht. Das Land an der Spitze ist zwanzig oder fünfundzwanzig Fuß über den gewöhnlichen Wasserstand erhaben, und von flachem wohl beholztem Lande umgeben. Die Flüsse sind jeder eine Viertheil Viertelmeile oder mehr breit, und laufen fast im rechten Winkel zusammen; Alleghani fließt nordöstlich, Monongahela südöstlich; der erste ist ein schnelles reißendes Wasser, der letztere tief, ruhig und fast ganz ohne Fall.

Ungefähr zwei Meilen von hier, auf der Südseite des Flusses, an dem Orte, wo die Ohio-Gesellschaft eine Festung zu errichten gedachte, lebt Shingis, König der Delawarer. Wir forderten ihn auf, der Versammlung bei der Loggs Stadt beizuwohnen.

Da ich gestern schon mancherlei über die Lage der Gegend bei dem Zusammenfluß jener Flüsse bemerkt hatte, so drang mich meine Neugierde, diesen Ort genauer zu untersuchen; und ich halte ihn viel weniger brauchbar zur Vertheidigung sowohl, als zum Angriff, besonders zu dem letztern. Am Ohio könnte eben sowohl eine Festung angelegt werden; sie würde den Monengahela vollkommen beherrschen, der zu unserer Besitzung läuft, und als ein tiefes stilles Wasser sehr bequem zu Wassertransporten ist; überdem würde eine Festung an dem Zusammenfluße viel weniger als sonst wo zu erbauen kosten. *)

Shingis begleitete uns bis zu Loggs-Tower, wo wir den 23. Tag nach der Abreise von Wilhelmsburg in der Abenddämmerung anlangten. Wir reiseten über manches sehr gute und sehr schlechte Land.

Sobald ich in die Stadt kam, ging ich zu Monokatooha (da der Vizekönig in seiner Jagdhütte am kleinen Biberfluß, 15 Meilen von hier war) und berichtete ihm durch Herrn Davidson, meinen indianischen Dollmetscher, daß ich als Bote zum französischen General gesendet sey, und Befehl habe, den Sachems der sechs Nationen meinen Auftrag bekannt zu machen. Ich gab ihm einen Streif Wampum und eine Rolle Toback, und bat ihn, nach dem Vizekönig zu schicken; dieß versprach er den andern Morgen durch Läufer zu thun, auch andere Häupter zu bestel-

---

*) Die Franzosen legten hier späterhin die Festung du Quesne, jetzt Pitt genannt, an.

len. Ich bat ihn und die andern Vornehmen, die dabei waren, in mein Zelt; hier blieben sie über eine Stunde.

Den 25. kamen zwei Franzosen in die Stadt, die von einer Kompagnie zu Kuskuskos, das an der Mündung dieses Stroms liegt, desertirt waren. Sie gaben mir folgende Auskunft: Sie waren von Neu-Orleans mit 100 Mann und acht Kahnladungen Provision nach diesem Platze geschickt worden; hier erwarteten sie eben so viel Mann aus der Festung diesseits des Erie-Sees, die sie und die Vorräthe hinaufwärts begleiten sollten; diese Truppen waren aber noch nicht angekommen, als jene zwei durchgingen.

Ich erkundigte mich nach der Position der Franzosen am Mississippi, ihrer Anzahl, und den Werken, die sie angelegt hätten, und erfuhr: Es lägen zwei kleine Festungen zwischen Neu-Orleans und den schwarzen Inseln, mit einer Besatzung von 30—40 Mann und einigen Feldstücken in jeder. Zu Neu-Orleans, unweit der Mündung des Mississippi, stehen 35 Kompagnien, jede von 40 Mann; sie haben eine starke Festung mit 8 Kanonen; auf den schwarzen Inseln stehen verschiedene Häfen und eine Festung mit sechs Kanonen. Die schwarzen Inseln sind über 130 französische Meilen über der Mündung des Ohio, das ist gegen 350 Meilen über Neu-Orleans. Sie sagten mir ferner, es sey eine kleine mit Pallisaden umgebene Festung am Ohio, an der Mündung der Opaisch, 60 französische Meilen vom Mississippi. Der Opaisch fällt in das westliche Ende des Erie-Sees, und befördert die Verbindung zwischen den Franzosen von Mississippi und denen an der See.

Nachmittags um 3 Uhr kam der Vizekönig in die Stadt. Ich ging mit Davidson hi... lud ihn zu einem Gespräch in meinem Zelte ein, und bat ihn, mir einige

Nachrichten von seiner Reise zu dem französischen Kommandanten und seiner Aufnahme bei diesem, auch über den Weg und die Entfernung zu geben. Der nächste und leichteste Weg, sagte er mir, sey jetzt wegen vieler Ueberschwemmung nicht zu passiren, wir müßten über Vonango gehen, und würden die nächste Festung in fünf oder sechs Tagreisen erreichen. Auf der Festung sey er von dem verstorbenen Befehlshaber sehr übel empfangen worden; dieser habe ihn sehr abgebrochen gefragt, warum er hergekommen und was sein Anliegen sey? Das habe er auf folgende Weise erklärt:

„Väter, ich bin gekommen zu Euch, Euere Worte zu reden, was euer Mund erklärt hat. Väter, ihr setztet uns vormals ein silbernes Becken vor, worin ein Biberbein lag, und verlangtet alle die Nationen sollten kommen und davon essen in Friede und Ueberfluß, und nicht mürrisch gegeneinander seyn, und sollte ein Friedensstörer gefunden werden, so lege ich hier neben die Schlüssel eine Ruthe, mit der ihr diesen geißeln sollt; und sollte euer Vater in seinen alten Tagen so närrisch werden: so thut es mir eben so als den andern."

„Jetzt Väter seyd ihr die Friedensstörer im Lande; ihr kommet und bauet euere Städte, und nehmt das Land weg, ohne uns zu fragen, und mit Gewalt."

„Väter, wir erhielten seit langer Zeit ein Feuer an einem Platze, der Montreul heißt, wo ihr bleiben solltet, und nicht kommen und in unser Land einfallen. Ich verlange, daß ihr euch an diesen Ort zurückziehen sollt, denn, daß ihr es nur wisset, das Land ist unser und nicht euer."

„Väter, höret mich mit Höflichkeit, wo nicht, so müssen wir nah der Ruthe greifen, die ihr für den Störer hinlegtet. Wenn ihr wäret in Frieden gekommen, wie unsere Brüder, die Engländer, so wären wir auch nicht ent-

gegen gewesen, mit uns zu handeln, wie sie thun; aber zu kommen, Väter, und Häuser zu bauen in unserm Lande, und es mit Gewalt zu nehmen, das lassen wir uns nicht gefallen."

„Väter, ihr und die Engländer seyd weiß; wir leben in einem Lande zwischen euch: daher gehört das Land weder dem einen noch dem andern; aber der große Geist gab es uns zum Wohnsitze; also verlange ich von euch, Väter, daß ihr wegzieht, wie ich es von unsern Brüdern den Engländern verlangt habe, denn ich will euch entfernt von uns halten. Ich mache einen Versuch mit beiden, und will sehen, wer am besten folgen wird, und auf dessen Seite wollen wir stehen und alles mit ihm theilen. Unsere Brüder, die Engländer wissen es schon, und ich bin jetzt gekommen, es euch zu sagen; denn ich fürchte mich nicht, euch aus dem Lande zu treiben." Das war der Inhalt seiner Rede an den General, und dieser antwortete:

„Jetzt mein Kind, habe ich euer Anbringen gehört; ihr spracht zuerst, jetzt habe ich zu sprechen. Wo ist mein Wampum, das ihr wegnahmt, mit Angabe der Städte darin? von dem Wampum, mit dem ihr das Land von mir bekommen hattet, kenne ich nichts. Doch ihr braucht euch nicht zu bemühen mit mir zu sprechen, denn ich werde euch nicht hören. Ich fürchte mich nicht vor Fliegen oder Musquito's, den weiter sind die In ianer nichts. Ich sage euch, diesen Fluß will ich hinunter gehen und daran bauen, wie mein Befehl lautet. Wäre der Fluß besetzt: so habe ich Macht genug, mir Weg zu machen, und alle die dagegen stehen, mit ihren Bundsgenossen, unter meine Füße zu tretten; denn meine Macht ist wie der Sand am Meer; hier habt ihr das Wampum, ich werfe es euch hin. Kind ihr schwatzt närrisch, ihr sagt das Land ist euer, aber es gehört nicht ein Nagelbreit euer. Ich

sah

sah das Land früher als ihr, ehe die Shanoahs und ihr im Krieg waret. Lead war der Mann, der herunter ging, und den Fluß in Besitz nahm. Es ist mein Land, und ich will es haben; laßt aufstehen oder dagegen sprechen, wer will. Ich will kaufen und verkaufen an die Engländer (höhnisch). Will ein Volk von mir regiert seyn, so muß es auf meine Güte hoffen, sonst wird nichts daraus."

Der Vizekönig fuhr fort: „er habe bei dem General nach zwei Engländern gefragt, die zu Gefangenen gemacht worden waren, und folgende Antwort erhalten: „Kind, ihr haltet es für eine große Unthat, daß ich diese zwei Leute bei Venango zu Gefangenen gemacht habe. Mengt euch nicht darein. Wir nahmen sie weg, und brachten sie nach Canada, um zu erfahren, was die Engländer in Virginien thun."

Er sagte mir ferner, daß die Franzosen zwei Festungen, eine am See Erie, die andere bei French-Creek, bei einem kleinen See, gebaut haben. Beide sind auf einerlei Art gebaut, doch das am großen See größer. Er gab mir einen Plan von seiner Hand davon.

Die Indianer fragten sehr umständlich nach ihren Ländern an der carolinschen Gränze; erkundigten sich auch, was für ein Knabe das gewesen sey, der von der Südseite weggenommen worden sey; denn sie hatten von einigen Indianern gehört, daß eine Anzahl französischer Indianer einen weißen Knaben durch die Stadt Kuskuskas nach dem See zu gebracht hätten.

Den 25. kamen wir zu einer Versammlung im großen Hause um 9 Uhr zusammen; hier sprach ich mit den Indianern von meinem Auftrage, und bat um eine Begleitung bis zum Ort meiner Bestimmung.

„Ich verlasse mich auf euch wie ein Bruder; ihr wißt, wir sind Brüder und Ein Volk. Wir wollen das Herz

in die Hand legen, und mit unsern Vätern, den Franzosen, über jene Sache sprechen, und ihr könnet euch darauf verlassen, daß wir euch beschützen wollen. Brüder! ihr habt meinen Rath gehört; ich hoffe, ihr werdet euch darnach richten und warten, bis ich euch eine Begleitung verschaffen kann. Der französische Sprachgürtel ist nicht da, er liegt in meiner Jagdhütte; auch sind die Leute, die euch begleiten sollten, noch nicht da; sie können vor der dritten Nacht, von dieser gerechnet, nicht da seyn; bis dahin Brüder, müßt ihr euch gefallen lassen, zu bleiben."

Da ich Befehl hatte, möglichst zu eilen, und hier zu warten ganz wider meine Neigung war: so dankte ich ihm auf die schicklichste Art, und sagte ihm, daß mein Geschäft die größte Eile erfordere, und keinen Aufschub leide. Er war unzufrieden, daß ich vor der von ihm angesetzten Zeit weggehen wollte, und sagte: er könne uns nicht ohne eine Bedeckung gehen lassen, aus Furcht, daß uns ein Unfall zustoßen und ihm Verantwortung zuziehen möchte. „Ueberdieß, sagte er, ist die Sache von nicht geringer Wichtigkeit, und muß nicht ohne die gehörige Ueberlegung angefangen werden; denn ich habe den Vorsatz, den französischen Sprachgürtel zurückzugeben, und die Shannoahs und Delawarer zu bewegen dasselbe zu thun." Diesem gemäß, trug er dem König Shingis, der gegenwärtig war, auf, Mittwochs Nachts mit dem Wampum da zu seyn, und befahl zwei Leuten von ihrer Nation sich bereit zu halten, den nächsten Morgen mit uns abzureisen. Da ich begriff, daß ich ohne sie zu beleidigen nicht wegreisen konnte, so gab ich meinen Willen darein, zu bleiben.

Ich gab ihnen einen Streif Wampum, den ich bei Herrn Frazier erhielt. Diesen sandten sie an seine Herrlichkeit den Gouverneur mit einer Nachricht, daß drey Na-

tionen französischer Indianer, nämlich die Chippowayer, Ottoways und Orundaks das Beil gegen die Englischen erhoben hätten, und daß sie das ihrerseits auch thun wollten; doch solle es nicht eher geschehen, als bis sie mit den Anführern der Shanoahs und Delawarer eine Berathschlagung gehabt hätten.

Den 27. wurden sehr früh Läufer zu den Anführern der Shanoahs geschickt. Der Vizekönig ging selbst, seinen Sprachgürtel aus der Jagdhütte zu holen.

Er kehrte den 28 Abends wieder zurück, und kam mit Monokatoocha und zwey andern Sachem's in mein Zelt, und bat (da sie nun des Gouverneurs Wunsch erfüllt, und Leute verschafft hätten ꝛc.) ich möge ihnen sagen, in welchem Auftrage wir zu den Franzosen gingen. Diese Frage hatte ich längst erwartet und auf eine Antwort gedacht, die ihre Neugierde in etwas befriedigte.

Monokatoocha berichtete mir, ein Indianer von Visnango habe die Nachricht gebracht, die Franzosen hätten alle Mingoer, Delawarer ꝛc. an diesen Ort berufen, und ihnen gesagt: sie hätten am Wasser hinunter gehen wollen; allein da die Wässer kalt würden, und der Winter vorrückte, hätten sie müssen in Winterquartier gehen, doch sie konnten sie auf den Frühling ganz sicher wieder erwarten, und zwar in viel grosserer Anzahl; sie, die Indianer, sollten ganz leidend sich verhalten und nicht sich darein mengen, sonst würden sie ihre ganze Macht auf sich ziehen. Sie würden mit den Engländern drei Jahre kriegen (da sie vermutheten, man werde einige Versuche machen, sie aufzuhalten) und in dieser Zeit das Land zu erobern. Doch sollten beide Partheien sich gleich stark beweisen; so würden sie und die Engländer sich verinigen, um die Indianer abzuschneiden, und ihr Land unter sich zu theilen. Obschon sie ihren General und einige Soldaten verloren, so

hätten sie doch noch Leute genug, sich zu verstärken, und sich des Ohio zu bemeistern.

Diese Anrede wurde ihnen, sagt er, überliefert durch einen gewissen Hauptmann Zoncaire, ihren Oberdollmetscher, der in Vinango wohnt, und in der Armee in Ansehen steht.

Den 29. kam der Vizekönig und Monokatoocha sehr zeitig, und bat mich noch einen Tag zu warten; denn obschon sie alles Mögliche zur Beschleunigung der Sache gethan hätten, so hätten doch die Shanoocha's das Wampum, das verlangt wäre, nicht gebracht, würden aber gewiß auf die Nacht da seyn; wo nicht, so wollten sie mich nicht länger aufhalten, sondern es uns nachsenden, so bald es ankäme. Da ich sie so angelegentlich bitten sah, und wußte, daß das Zurückschicken des Wampums das Aufsehen freundschaftlicher Verhältnisse bedeute, und Aufhebung dieser den Bruch mit Frankreich bewirke, so blieb ich noch, weil ich glauben mußte, eine Beleidigung von mir möchte unter so kritischen Umständen mehr Schaden thun, als noch ein Tag Aufschub. Sie sagten mir auch, daß Singis's Leute nicht hereinkommen könnten, und er selbst mitzugehen verhindert werde, wegen der Krankheit seiner Frau (ich glaube aus Furcht vor den Franzosen), daß aber das Wampum dieser Nation bei Kustaloga, einem ihrer Anführer in Vinango liege.

Spät Abends kamen sie wieder, und benachrichtigten mich, die Shanoahs wären noch nicht angekommen, doch solle dieß meine Reise nicht verzögern. Er machte mir die Anrede bekannt, die Zeskakake, einer ihrer alten Anführer, an die Franzosen halten sollte, indem er den Gürtel übergäbe.

Er gab auch diesem Anführer einen Streif Wampum, den König Shingis gesandt hatte, um ihn dem Kustaloga, der ihn zu den Franzosen bringen sollte, zu geben.

Ferner gab er einen sehr breiten Streif schwarzen und weißen Wampum, der sogleich zu den sechs Nationen geschickt werden sollte, wenn die Franzosen sich auf diese dritte und letzte Warnung weigerten, das Land zu räumen.

Den 30. der vergangenen Nacht berathschlagten die großen Männer in ihrem Versammlungshause noch einmal über diese Reise, und diese Personen, welche mitgehen sollten. Der Beschluß fiel dahin aus, daß nur drei von ihren Anführern mit einem ihrer besten Jäger, unsere Begleiter seyn sollten, der Grund, den sie dafür angaben, daß sie nicht mehrere mitschickten, war, daß eine große Anzahl der Franzosen Verdacht wegen eines Vorhabens einflößen, und ihnen eine üble Behandlung zuziehen möchte; doch ich glaube vielmehr, sie konnten ihre Jäger nicht herein bekommen.

Wir reiseten um neun Uhr mit dem Vizekönig Jaskakake, Weiß Donner, und dem Jäger ab, und folgten der Strasse von Vinango, wo wir den 4. Dezember ankamen, ohne daß uns etwas merkwürdiges aufstieß.

Venango ist eine alte indianische Stadt, bei der Mündung von French Creek am Ohio und liegt gen Norden, von der Loggs Stadt ungefähr 60 Meilen, aber auf dem Wege, den wir machen mußten, über 70 Meilen davon.

Wir fanden die französischen Fahnen an einem Hause aufgehängt, aus dem sie einen englischen Unterthan, Herrn Johann Frazair, vertrieben hatten. Ich begab mich sogleich dahin, um zu erfahren, wo der Befehlshaber wohnte. Es waren drei Offiziere da, von denen einer, Kapitain Joncaire, mir sagte, er habe das Commando am Ohio: aber in der nächsten Festung sey ein General, bei dem ich Antwort erhalten könne. Er bat uns zu Tische, und behandelte uns mit vieler Höflichkeit.

Der Wein, den die Franzosen reichlich tranken, verbannte bald die Vorsicht, die vorher in ihren Gesprächen herrschte, und sie sprachen freier und offner.

Sie sagten: es sey ihr fester Entschluß, den Ohio in Besitz zu nehmen, und sie würden es bei Gott thun; denn obschon sie wüßten, daß die Englanger zwei Mann gegen ihrer einen stellen könnten, so wüßten sie, daß ihre Bewegungen zu langsam wären, um eine ihrer Unternehmungen zu verhüten. Sie gaben vor, ein unbezweifeltes Recht auf den Fluß zu haben, von einer Entdeckung die ein gewisser La Solle vor 60 Jahren gemacht habe. Die Absicht ihrer Unterenehmung sey, uns zu verhindern, daß wir uns nicht an dem Flusse oder in dessen Gebiete niederließen, da sie hörten, einige Familien von uns begäben sich nach dieser Gegend. Den besten Nachrichten zu Folge, die ich erhalten konnte, sind 1500 Mann an diesseitigem Gestade des Ontario See's gewesen. Aber nach dem Tode des Generals wurden alle zurückgerufen, bis auf 6 — 700, die man als Garnison für vier Festüngen zurückließ, für jede 150 Mann. Die erste derselben ist an French Creek, bei einem kleinen See, 60 Meilen von Vinango gegen N N.W.; die übrigen liegen am Erie See, wo der gröste Theil ihrer Vorräthe sich befindet, 15 Meilen von den andern.

Den 5. regnete es den ganzen Tag entsetzlich, daher wir nicht weiter reisen konnten. Kapitain Joncaire sandte nach dem Vizekönig, da er eben gehört hatte, er sey mit mir angekommen. Er stellte sich sehr betretten darüber, daß ich ihn nicht gleich mitgebracht habe. Ich entschuldigte mich so gut es mir möglich war, daß ich geglaubt hätte, seine Gegenwart werde nicht angenehm seyn, da ich ihn vieles gegen die Indianer habe sagen hören. Eigentlich hatte ich aber einen andern Grund, ihn nicht mitzubringen. Ich wußte, daß Joncaire ein Dollmetscher,

und ein Mann von großem Einflusse bei den Indianern war, und kürzlich alle Mittel angewandt hatte, diese in sein Intresse zu ziehen, deßwegen wollte ich ihm nicht eine Gelegenheit selbst verschaffen, die verhütet werden konnte.

Als die Indianer kamen, gab es große Freudensbezeugungen über ihre Ankunft. Er wunderte sich, wie sie hätten so nahe seyn können, ohne ihn zu besuchen, machte ihnen kleine Geschenke und trank ihnen so zu, daß sie bald, ohngeachtet aller meiner Bemühung, zu dem Geschäfte untüchtig wurden, wegen dessen sie gekommen waren.

Den 6. kam der Vizekönig ganz nüchtern in mein Zelt, und bestand darauf, ich sollte warten und hören, was er den Franzosen zu sagen habe. Ich wollte ihn verhindern, eher etwas zu sagen, bis er zu dem Kommandanten käme, konnte aber nicht zum Zwecke kommen. Er sagte: daß hier ein Versamlungs = Feuer unterhalten werde, wo alle Geschäfte mit diesen Leuten gethan, und daß die Führung der Geschäfte mit den Indianern, lediglich dem Kapitain Zoncaire übertragen sey. Da ich den Ausgang der Sache zu sehen begierig war, so versprach ich zu bleiben, sandte aber unsere Pferde aufwärts an French Creek voraus, um sie übersetzen und dort campiren zu lassen, was die nächste Nacht geschehen konnte.

Gegen 10. Uhr ging es zur Versammlung. Der König sagte das Nämliche, was er dem General gesagt hatte, und wollte den französischen Sprachgürtel mit dem Zeichen von vier Städten darauf, den man verlangt hatte, übergeben. Allein Herr Zoncarie wollte ihn nicht annehmen, sondern bat, ihn in die Festung zum Kommandeur zu tragen.

Den 7. kam Herr La Force, Kommissär der französischen Kriegsvorräthe, und drei andere Soldaten herüber uns zu begleiten. Wir fanden erstaunliche Schwierigkei-

ten, die Indianer heute fortzubringen, weil man alle List angewandt hatte, um zu verhindern, daß sie nicht mit uns reiseten. Ich hatte die vergangene Nacht Johann Davidson, (den indianischen Dollmetscher) den ich aus der Stadt mitnahm, dort gelassen, und ihm nachdrücklich anbefohlen, nicht von ihnen wegzugehen, da ich sie nicht herüber in mein Zelt bringen konnte; denn sie hatten viel zu thun mit Kustaloga, besonders um zu erfahren, warum er nicht den französischen Sprachgürtel, den er in Verwahrung hatte, abgeliefert habe. Ich mußte heute Herrn Gist hinüberschicken, um sie zu holen, das bewirkte er nur durch vieles Zureden.

Um 12 Uhr setzten wir uns in Marsch nach der Festung, konnten aber wegen vielen Regens, Schnee und schlechten Weges über nasses Land und Sümpfe erst den 11. ankommen. Diese Gegend mußten wir durchziehen, weil das Uebersetzen über den Fluß weder zu Pferde noch auf Flößen geschehen konnte, so hoch und reissend war das Wasser.

Seit wir aus Vinango waren, gingen wir über viel gutes Land, und durch mehrere große und sehr reiche Auen, von denen eine ungefähr vier Meilen lang, und an einigen Stellen beträchtlich breit war.

Den 12. schickte ich mich früh an, dem Kommandeur aufzuwartun, ward angenommen und durch den zweiten Offizier im Range zu ihm geführt. Ich sagte ihm mein Geschäft, und überreichte ihm meinen Auftrag und den Brief; beides bat er mich bis zu der Ankunft von Herrn Reparti zu behalten, Kapitain in der nächsten Festung, nach dem geschickt war, und den man jede Stunde erwartete.

Der Kommandeur ist ein Ludwigsritter und heißt, Legardeur de St. Pierre. Er ist ein ältlicher Herr von

sehr soldatischen Ansehen. Er wurde gleich nach dem Tode des letzten Generals hieher geschickt um das Commando zu übernehmen, und zwar sieben Tage vor wir hier angekommen.

Um 2 Uhr erschien der Herr, nach dem man geschickt hatte. Er nahm meinen Brief an und ging mit dem Kapitain, der etwas Englisch verstand, in ein Kabinet, um den Brief zu übersetzen. Nachdem das geschehen war, wurde ich ersucht hineinzukommen, und meinen Dollmetscher die Uebersetzung durchlesen und corrigiren zu lassen.

Den 13. entfernten sich die Stabsoffiziere, um Kriegsrath zu halten; dieß gab mir Gelegenheit, die Dimensionen der Festung aufzunehmen und einige Beobachtungen anzustellen.

Die Zahl der Besatzung konnte ich nicht gewiß erfahren, schätze sie aber auf hundert Mann, mit Ausschluß der Offiziere, deren viele da sind. Ich gab auch meinen Leuten Auftrag, sich genau zu erkundigen, wie viel Kähne sie brauchten, um im Frühjahr ihre Mannschaft herunter zu fahren. Diese erfuhren, es seyen 50 von Birkenrinde, und 170 von Fichtenholz, außer vielen andern, die zugehauen waren und in Bereitschaft gesetzt werden könnten.

Da am 14. der Schnee immer tiefer und meine Pferde immer schwächer wurden; so sandte ich sie unbeladen fort, unter der Aufsicht von Bornabos Curin und zwei andern. Sie hatten den Auftrag, so geschwind als möglich nach Vinango zu reisen, und da unsere Ankunft zu erwarten, wenn es sich hoffen ließe, daß der Fluß zufrieren würde; wo nicht, so sollten sie herunter gehen nach Shanapin, an den Zusammenfluß des Ohio Alleghani, und hier warten, bis wir kämen, und über den letztern zu setzen; ich selbst wollte zu Wasser hinunter fahren, da man mir einen oder zwei Kähne angeboten hatte.

Da ich viele Anschläge bemerkte, das Geschäft mit den Indianern aufzuhalten, und man diese mit mir zurück zu gehen zu verhindern suchte: so mußte ich alles aufbieten, diese List zu umgehen, und trieb die Indianer kräftig an, ihren Vorsatz auszuführen. Dem gemäß verlangten sie diesen Abend ein Gespräch, und dieses wurde ihnen endlich zugestanden, nemlich mit dem Kommandeür und ein oder zwei Offizieren. Der Vizekönig erzählte mir nachher, er habe dem Kommandanten das Wampum übergeben wollen, dieser habe vermieden, es anzunehmen, unter vielen schönen Liebes- und Freundschafts-Versicherungen, er äußerte, er wünsche in Frieden mit ihnen zu leben und zu handeln; als einen Beweis dafür, werde er sogleich Waaren nach der Loggs-Stadt hinunter für sie schicken. Ich denke aber eher, sie wollen alle unsere herumreisende Kaufleute, die sie antreffen, wegfangen, denn ich merkte, daß sie einen Offizier ꝛc. mit hinunter schicken wollten. Was diese Vermuthung noch mehr bestärkt, ist die Antwort des Kommandeurs auf meine Frage: mit welchem Recht er einige englische Unterthanen gefangen genommen hätte. Er sagte nämlich: das Land gehöre ihnen; kein Engländer habe das Recht auf diesen Gewässern Handel zu treiben, er habe Auftrag jedermann, der es auf dem Ohio oder dessen Nebengewässern versuchte, aufzuheben.

Ich fragte bei Kapitain Reparti nach dem Knaben, der durch diesen Ort geführt worden war, weil dieß geschehen war, als er das Kommando führte (in der Zwischenzeit zwischen des letztern Kommandeurs Tode und der Ankunft des jetzigen.) Er gestand mir zu, daß ein Knabe hier durchgebracht worden sey, und daß die Indianer Kopfhäute von weißen Leuten gehabt hätten, wollte sich aber auf den Namen des Ortes von dem der Knabe herkam, und alle näheren Umstände nicht besinnen, obschon er ihn,

als man ihn durchbrachte mehrere Stunden lang ausgefragt hatte. Weiter fragte ich, was sie mit John Trotter und James Mac Cochlan, zwei pensilvanischen Kaufleuten, die sie mit allen ihren Gütern weggenommen hatten, gemacht hätten. Er sagte, sie wären nach Canada geschickt worden, aber jetzt wieder nach Hause gegangen.

Diesen Abend erhielt ich eine Antwort auf den Brief Seiner Herrlichkeit des Gouverneurs, von dem Kommandanten.

Den 15. ließ der Kommandant eine große Menge Brandwein, Mundvorrath ꝛc. in unsern Kahn schaffen, und that sehr gefällig, wendete aber unter der Hand alle Kunstgriffe an, die er nur ersinnen konnte, um unsere Indianer mit uns zu entzweien, und sie zu bewegen zu bleiben, bis wir fort wären. Geschenke, Dienstleistungen, alles wurde von ihm und seinen Offizieren angewandt. In meinem Leben war ich nicht so unruhig, als bei diesem verzweifelten Handel. Ich sah daß alle List, die das fruchtbarste Gehirn nur ersinnen konnte, angewandt wurde, um den Vizekönig für ihre Sache zu gewinnen, und daß, ließe ich ihn hier, sie ihre Absichten erreichen würden. Ich ging deßwegen zum Vizekönig und drang mit den stärksten Ausdrücken in ihn, mitzugehen. Er sagte, der Kommandant wolle ihn nicht eher als morgen abfertigen. Nun ging ich zum Kommandanten, verlangte, daß er ihr Geschäft betreiben sollte, und beschwerte mich über üble Behandlung; denn sie aufhalten, sey, da sie zu meiner Gesellschaft gehörten, so viel als mich zurückzuhalten. Er versprach, dieß nicht zu thun, sondern meine Reise, so viel er könne zu befördern. Er gab vor, er halte sie nicht auf, und wisse nicht warum sie warten; doch dieß fand ich bald. Er hatte ihnen ein Geschenk von Schießgewehren ꝛc versprochen, wenn sie bis morgen bleiben wollten. Da mir dies

Indianer sehr anlagen, diesen Tag noch zu warten, so war ich es endlich zufrieden, bedung mir jedoch aus, daß sie morgen sich durch nichts abhalten dürften.

Den 16. waren die Franzosen in ihren Erfindungen nicht müssig, um die Indianer auch heute da zu behalten. Da sie aber genöthigt waren, ihrem Versprechen gemäß, das Geschenk abzuliefern, so versuchten sie die Macht des Brandweins, und gewiß würden sie in jedem andern Falle ihren Zweck erreicht haben; allein ich drängte den König so gewaltig mit seinem Wort, daß er sich enthielt, und mit uns fortreiste, wie er versprochen hatte.

Wir hatten eine langweilige und ermüdende Reise den Fluß hinunter. Einigemal wären wir beinahe am Felsen gestrandet, und oft mußten wir alle heraus, und eine halbe Stunde oder länger im Wasser bleiben, um über die Eisschollen zu kommen. An einer Stelle hatte sich das Eis gestemmt, und das Fahrwasser versperrt, wir mußten also unsern Kahn eine Viertelmeile über das Land tragen. Wir erreichten Vinango erst den 22. und trafen da unsere Pferde.

Der Fluß schlängelt sich außerordentlich. Die Entfernung von der Festung bis Vinango kann auf den Krümmungen des Flusses nicht weniger als 130 Meilen betragen.

Nachdem ich den 23. alles zur Abreise bereit gemacht hatte, ließ ich den Vizekönig kommen, um zu wissen, ob er mit uns oder zu Wasser weiter reisen wolle. Er sagte mir, Weiß Donner habe sich sehr verwundet, sey krank und könne nicht gehen; daher müsse er ihn in einem Kahne hinunter fahren. Ich merkte, er wolle ein oder zwei Tage hier bleiben, und wußte Herr Joncaire würde alle Mühe anwenden, ihn gegen die Engländer aufzuhetzen, wie er schon vorher gethan hatte; daher warnte ich ihn, sich vor Joncaires Schmeicheleien in Acht zu nehmen, und sich nicht durch

schöne Worte für die Franzosen gewinnen zu lassen. Er antwortete, ich solle nicht besorgt seyn, er kenne die Franzosen zu gut, um sich mit ihnen einzulassen, und obschon er nicht mit uns herunter reisen könne, wolle er doch suchen uns bey Joseph Cambell zu treffen, um mir eine Antwort an seine Herrlichkeit den Gouverneur mitgeben zu können. Er wollte den jungen Jäger zu unserer Bedeckung und zum Anschaffen der Lebensmittel mitgeben.

Unsere Pferde waren so schwach, und unsere Bagage, da wir alle mögliche Bedürfnisse für die Reise mitnehmen mußten, so schwer, daß wir zweifelten, ob wir sie würden vollenden können. Daher gab ich und die andern, ausgenommen die Treiber, welche reiten mußten, unsere Pferde für das Gepäcke her. Ich selbst zog ein indianisches Reisekleid an, und reiste 3 Tage mit ihnen, bis ich sah, es sey keine Wahrscheinlichkeit, in erträglich langer Zeit nach Hause zu kommen. Die Pferde wurden jeden Tag weniger tauglich zum Reisen; die Kälte nahm sehr zu, und die Strassen wurden viel schlechter durch tiefen Schnee, der zusammenfror: ich beschloß also, da ich nicht säumen wollte, zurückzukommen, und seiner Herrlichkeit dem Kommandanten Nachricht zu bringen, meine Reise auf dem nächsten Wege durch die Wälder zu Fuß fortzusetzen.

Ich ließ also Herrn Vanbraam bei der Bagage mit Geld, Papieren und Mundvorrath, und Anweisungen, um Bedürfnisse für sich und die Pferde von einem Ort zum andern anzuschaffen, und bat ihn, so geschwind als möglich zu reisen. Ich nahm meine wichtigsten Papiere, legte meine Kleidung ab, und zog ein Jagdkleid an. Dann reiste ich mit der Flinte in der Hand, mit meinem Bündel auf dem Rücken, und trat mit Herrn Gist, der eben so gekleidet war, meinen Weg an. (Mittwochs den 26.) Den folgenden Tag, da wir gerade durch einen Ort ge-

gangen waren, der Mord-Stadt heißt, (wo wir den Fußpfad verlassen, und gerade zu durch das Land nach Shanapin Stadt gehen wollten) trafen wir auf einen Haufen französischer Indianer, die uns aufgelauert hatten

Einer von ihnen feuerte auf mich oder Herrn Gift, nicht 15 Schritte von uns, fehlte aber glücklicher Weise. Wir fingen diesen Menschen und behielten ihn bis neun Uhr Abends, dann ließen wir ihn laufen und wanderten die ganze Nacht ohne anzuhalten, um so weit zu kommen, daß sie uns den folgenden Tag nicht erreichen konnten, denn wir konnten gewiß seyn, sie würden unserer Spur nachfolgen, so bald es Tag war. Den folgenden Tag gingen wir in einem fort, bis es finster wurde, und kamen an den Fluß, etwas zwei Meilen über Shanapin. Wir hofften den Fluß zugefroren zu finden, allein das Eis war an jedem Ufer nur 50 Ellen breit; vermuthlich war das Eis weiter oben gebrochen, denn er trieb in großer Menge.

Hier war keine andere Art zum hinüber kommen, als ein Floß, diesen brachten wir auch zu Stande mit einem einzigen elenden Beile, und wurden gerade bei Sonnen-Untergang fertig. Wir ließen ihn gleich in's Wasser, stiegen auf und stießen ab. Allein kaum waren wir halb hinüber, so saßen wir so fest im Eise, daß wir jeden Augenblick den Floß sinken, und unsern Tod vor Augen sahen. Ich streckte meine Setzstange heraus, um den Floß wo möglich aufzuhalten, damit das Eis vorbei schwimmen sollte; der reissende Strom warf es aber so heftig an meine Stange an, daß sie mich in 10 Fuß tiefes Wasser hinunter stürzte. Glücklicherweise faßte ich fest an einen Balken des Floßes, und kam wieder heraus. Ohngeachtet aller Mühe konnten wir an keines von beiden Ufern kommen, sondern mußten, da wir nahe an einer Insel waren, unsern Floß verlassen und auf die Insel gehen.

Die Kälte war so entsetzlich strenge, daß Herrn Gist seine beiden Hände und einige Zehen erfroren, das Wasser fror so stark, daß wir früh ohne Schwierigkeit über das Eis gingen und zu Herrn Frazier's Hause kamen. Hier trafen wir zwanzig Krieger, die gen Süden in den Krieg ziehen wollten, da sie aber an einem Platz, an der Mündung des großen Kanave, sieben Menschen getödtet und scalpirt gefunden hatten, waren sie umgekehrt und zurück gerannt, aus Furcht die Einwohner möchten aufstehen, und sie als Urheber des Mordes einfangen. Sie erzählten, die Leichname lägen um das Haus, und einige davon wären von den Schweinen sehr zerrissen und angefressen gewesen. Nach den aufgefundenen Kennzeichen hielten sie es dafür, daß französische Indianer von der Ottoway-Nation die Thäter wären.

Da wir hier Pferde kaufen wollten, und sie nicht gleich zu haben waren, ging ich drei Meilen bis an die Mündung des Yohogani, um die Königin Aliquippa zu besuchen, die sehr unwillig gewesen war, daß wir sie bei der Hinreise nach der Festung nicht besucht hatten. Ich schenkte ihr ein Wachkleid und eine Flasche Rum, die letztere war ihr bei weitem das liebste Geschenk.

Donnerstags den 11. Januar verließen wir Herrn Frazier's Wohnung, erreichten Herrn Gists Haus am Monongahela den Zweiten.

Den 6. trafen wir einige Lastpferde mit Baumaterialien und Vorräthe zu einer Festung an dem Zusammenflusse des Ohio, und den Tag darauf einige Familien, die sich dort niederlassen wollten. Diesen Tag erreichten wir noch Willis's Creek nach einer unbegreiflich beschwerlichen Reise. Vom ersten Tage des Dezembers bis zum 15. war nur ein einziger Tag, an dem es nicht unaufhörlich regnete und schneite, und auf der ganzen Reise hat-

ten wir ununterbrochen naßkaltes Wetter, und daher sehr schlechtes Nachtquartier; besonders nachdem wir unser Zelt zurückgelassen hatten, das uns noch einigermassen vor dem ungestimmen Wetter schützte.

Den 11. kam ich nach Belvour, wo ich einen Tag rastete, und dann den 16. nach Wilhelmsburg, ich machte dem Gouverneur meine Aufwartung, überreichte ihm den Brief von dem französischen Kommandanten und gab einen Bericht von meinen Geschäften.

Da die Antwort des französischen Befehlshaber am Ohio keine Geneigtheit zeigte, die Gegend zu verlassen, so wurde der Gouverneurlieutnant von der Versammlung in Virginien bevollmächtigt, ein Regiment von 300 Mann zu errichten, und zu dessen General Frei ernannt, der den östlichen Theil des Landes wohl kannte. Washington wurde Obristlieutenant; und da auf dem Marsch Frei starb, so wurde Washington Anführer des Regiments, wozu noch 2 regulaire Kompagnien stießen. Es rückten aber 1500 Franzosen gegen sie an, und so tapfer sich auch die Amerikaner schlugen, mußten sie doch weichen. Bei diesem Angriffe hat Washington so viel Muth und Einsicht bewiesen, daß die gesetzgebebende Macht ihm öffentlich dankte, und zugleich Befehl gab, daß er seine Truppen verstärken, und entweder die Franzosen aus ihren Festungen zu vertreiben, oder an einem bequemen Orte eine neue Festung anlegen sollte. Allein er erhielt weder Geld noch Truppen und so nahm er seinen Abschied, und zog sich auf das Gut Mont Veron, das er von seinem Bruder geerbt hatte, zurück. Doch bald wußte ihn der General Braddock dahin zu bestimmen, daß er als Volontaire und Adjudant einen Feldzug mit ihm machte. Er wohnte der Schlacht bei Monongahela bei, und zeigte viel Kälte, Geistesfassung und Muth, und blieb vor allen Adjudanten unverwundet; ungeachtet

ungeachtet zwei Pferde unter ihm erschossen wurden, und seine Kleider von Kugeln durchlöchert waren.

Bei dem Ausbruch des Freiheitskrieges richteten die Deputirten, zu deren Mitglied er selbst erwählt wurde, ihre Augen auf ihn, als auf den Mann, der dem bedrängten Vaterlande die wichtigsten Dienste leisten könnte und würde. Seine großen militärischen Talente, sein gesundes Urtheil, seine Festigkeit, die Würde seiner Person und seines ganzen Betragens, sein untadelhafter Lebenswandel, die Liebe der Landleute und Soldaten, berechtigten die Versammlung zu den größten Erwartungen. Daher ward er gleich Anfangs zum Mitglied aller Ausschüsse, die sich mit dem Wohl des Vaterlandes beschäftigten, gewählt, und bald darauf auch zum General und Oberbefehlshaber aller errichteten und noch zu errichtenden amerikanischen Armeen ernannt.

Mit welch rastloser Glut Washington den großen Kampf begann und endigte — ist allgemein bekannt. Den großen Feldherrntalenten Washingtons hat Nordamerika vorzüglich den Frieden von 1783 zu danken; in welchem dessen Freiheit allgemein anerkannt wurde. Die Freude über diesen Sieg erscholl in allen Provinzen. In allen Kirchen stimmte man das „Herr Gott dich loben wir" an. Und die Prediger dankten und prießen die Gottheit für die erkämpfte Freiheit. Bei den Armeen wurden ebenfalls Feste und Feierlichkeiten begangen. Das lebhafteste Vergnügen aber empfand ohne Zweifel Washington selbst, da er mit der reinsten Liebe an seinem Vaterlande hing. Nachdem er nun seinem Vaterlande die Freiheit gegeben hatte, zog er sich auf sein einsames Landgut Mount Vernon am Flusse Potowmak in Virginien zurück.

Er machte seinen Entschluß, die Stelle, die er aus Liebe zu seinem Vaterlande angenommen hatte, niederzu-

legen, bekannt. Ehe er schied, nahm er von den Truppen, die ihn als Freund und Vater betrachteten, Abschied, und dankte ihnen für ihre Liebe, Gehorsam und Ergebenheit. Seine Soldaten begleiteten ihn bis an das Ufer des Flusses mit wehmüthigen Empfindungen. Als seine Barke vom Ufer stieß, und er noch einmal seinen Hut zum Lebewohl schwenkte, floßen Aller Thränen. Gleich darauf zeigte er auch dem Kongreß an, daß er seine Stelle niederlegen wollte. Es ward vom Kongreß dazu eine öffentliche Versammlung bestimmt. In dieser Versammlung, die aus den schätzbarsten amerikanischen Patrioten bestand, dankte Washington dem Kongreß für das ihm geschenkte Zutrauen, und empfahl sein Vaterland der fernern Fürsorge der angestellten Obrigkeit. Der Präsident antwortete ihm in den herzlichsten und verbindlichsten Ausdrücken.

Die Ruhe auf seinem Landsitze dauerte nur einige Jahre. Wegen Tilgung der durch den Krieg verursachten großen Staatsschulden, Hebung der Auflagen, Entwerfung der wichtigsten Staatsgesetze ꝛc. wurde eine Reichsversammlung zusammenberufen, wobei Washington 1787 zum Präsidenten ernannt ward.

Nach achtjähriger Verwaltung legte Washington die Präsidentenstelle der vereinten Staaten mit einer Addresse nieder, die eine Sammlung weiser und edler Grundsätze ist, nicht im Geiste eines Richelieu, sondern in dem großen und gerechten Sinn eines Mannes, den die Geschichte neben eines Fabricius, Scipio und Cato aufstellen wird. Hier folgt dieß Meisterwerk amerikanischer Weisheit, Seelengröße, und Tugend.

„Freunde und Mitbürger!

Da die Epoche der neuen Wahl eines Bürgers zur Verwaltung der vollziehenden Macht der vereinten Staaten nicht mehr ferne, und itzt schon die Zeit gekommen ist, da

ihr über die Ernennung des Mannes, dem ein so wichtiges Geschäft anvertraut werden soll, nachdenken müßt, so habe ich für schicklich geachtet, zumal da es zum deutlichen Ausdrucke der öffentlichen Stimmung beitragen kann, euch meinen Entschluß bekannt zu machen, nicht mehr von der Zahl derjenigen zu seyn, aus welchen die Wahl getroffen werden soll."

„Aber zu gleicher Zeit bitte ich euch, mir die Gerechtigkeit wiederfahren zu lassen, euch zu versichern, daß dieser Entschluß von mir nicht ohne den schärfsten Rückblick auf alle Verhältnisse gefaßt ward, die einen pflichtvollen Bürger an sein Vaterland knüpfen, und daß, indem ich das Anerbieten meines Dienstes, worauf etwa mein Stillschweigen hätte deuten können, hiemit öffentlich zurücknehme, nicht Verminderung meines Eifers für euer künftiges Wohl, nicht Mangel dankbarer Hochachtung für eure verflossene Gewogenheit, sondern nur die volle Ueberzeugung mich leitete, daß dieser mein Schritt mit beiden vereinbar ist. Die Annahme und Fortführung des Amtes, wozu euere Stimmen zweimal mich beriefen, war stets ein Opfer, welches ich der Meinung von Pflicht, und der Achtung für das, was euer Wunsch zu seyn schien, darbrachte. Stets hoffte ich, daß es noch früher in meiner Macht seyn würde, auf eine mit den Beweggründen, die so starkes Gewicht für mich hatten, verträgliche Art, in jene Ruhe und Einsamkeit zurückkehren, woraus ich gegen meinen Willen hervorgezogen ward. Mein starkes Verlangen, dieß zu thun, hatte mich schon vor der letzten Wahl zu dem Entwurf einer Addresse veranlaßt, worin ich euch dieß öffentlich erklären wollte; aber tieferes Nachdenken über die verwickelte und kritische Lage, worin wir damals gegen auswärtige Völker uns befanden, und der einstim-

mige Rath von Männern, die auf mein Zutrauen Anspruch hatten, vermochten mich, jenen Gedanken aufzugeben.

„Ich freue mich nun, daß der Zustand unserer innern sowohl als äußern Angelegenheiten die Befolgung meines Verlangens nicht mehr mit den Gefühlen von Pflicht und Schicklichkeit in Streit setzt. Ich bin überzeugt, daß ihr, wie sehr ihr auch zu Gunsten meiner Dienste parteiisch seyn möchtet, unter solchen Umständen, meinen Entschluß, mich zurückzuziehen nicht mißbilligen werdet. Ich drückte euch einst die Gesinnungen aus, die mich bei Uebernahme des schweren Amts, wozu ihr mich ernanntet, belebten. Nun da ich mich dessen begebe, füge ich solchen nur noch hinzu, daß ich zu der Organisation und Verwaltung der vollziehenden Macht den besten Willen, und alle Kraft brachte, die in meinen geringen Fähigkeiten lag. Schon im Anfange sogleich von deren Unzulänglichkeit überzeugt, verstärkte die Erfahrung — in anderer Augen vielleicht mehr noch, wie in meinen eignen — die Beweggründe, die mich zum Mißtrauen gegen mich selbst bestimmten; und jeder weitere Tag, indem er in das Gewicht meiner Jahre läuft, erinnere mich immer mehr, daß der Schatten stiller Einsamkeit mir eben so nöthig ist, als er erquickend für mich seyn wird. Zufrieden, daß, wenn einige Umstände meinem Dienste besondern Werth geben konnten, solche nur vorübergehend waren, ist es Trost für mich, daß, wenn Klugheit und Neigung mich auffordern, von der politischen Schaubühne abzutretten, der Patriotismus mir solches nicht verbietet.

„Aber indem ich den Augenblick sich nahen sehe, der die Laufbahn meines öffentlichen Lebens endigen soll, drängt mich mein Gefühl, mich jener Schuld von Dankbarkeit zu entledigen, die mein Vaterland für so vielfach mir erwiesene Ehre, noch mehr aber für das unwankbare Vertrauen zu fordern hat, womit es mich unterstützte, und wo-

durch ich mich im Stande sah, durch treue und anhaltende, obgleich in ihrer Nutzbarkeit meinem Eifer nicht ganz gleiche Dienste, meine unverletzbare Zuneigung gegen dasselbe an den Tag zu legen. Ward dadurch etwas Gutes für unser Land bewirkt, so müsse man sich stets zu unserm Ruhm erinnern, und es in unsern Jahrbüchern als ein lehrreiches Beispiel auszeichnen, daß unter Umständen, wo die von allen Seiten aufgejagten Leidenschaften so leicht irre führen konnten — in einem so zweifelhaften Gemische von Hoffnungen und Besorgnissen — bei oft so drohenden Glücks-Wechseln — in Lagen, worin nicht selten Mangel an glücklichem Erfolg dem Geiste des Tadels so reiche Nahrung — die Festigkeit eures Beistandes der Grundpfeiler der Anstrengungen, und Bürgschaft für das Gelingen der Plane war, die dadurch ausgeführt wurden. Tief durchdrungen von diesem Gedanken, werd' ich ihn mit mir in's Grab nehmen, als den stärksten Aufruf zu unaufhörlichen Wünschen, daß der Himmel fortfahre, seine besten Wohlthaten über euch zu ergießen; daß euere Eintracht und brüderliche Zuneigung ewig daure; daß die freie Konstitution, die das Werk eurer Hände ist, in ihrer heiligsten Reinheit bewahrt werde; daß deren Verwaltung in jeder Provinz das Gepräge der Weisheit und Tugend trage; daß endlich die Glückseligkeit des Volkes dieser Staaten, unter der Aegide der Freiheit, durch eine so geflissentliche Erhaltung, durch einen so weisen Gebrauch derselben, den höchsten Gipfel erreiche, und ihr den Ruhm haben möget, sie dem Beifall, der Zuneigung und Annahme jeder Nation, die sie noch nicht kennt, zu empfehlen.

„Hier sollt' ich vielleicht abbrechen. . . . Aber eine Sorgfalt für euer Wohl, die sich nur mit meinem Leben endigen wird, und eine dieser Sorgfalt so natürliche Aengstlichkeit für Gefahren drängt mich, bei einem Anlaß,

wie der jetzige ist, eurer ernsten Betrachtung nnd öftern Uebersicht einige Grundsätze vorzulegen, wie das Resultat meines Nachdenkens und nicht geringer Erfahrung sind, und mir für die Fortdauer eures Glücks, als Ein Volk betrachtet von der höchsten Wichtigkeit scheinen. Ich werde sie euch desto offner darlegen, als ihr darin nur die uneigennützigen Warnungen eines scheidenden Freundes finden werdet, der keine persönliche Beweggründe haben kann, seinen Rath mit Vorliebe auf irgend eine Seite hinzulenken. Ohnehin ermuntert mich dazu auch noch die Geneigtheit, womit bei einem frühern, nicht unähnlichen Anlasse, der Ausdruck meiner Gesinnungen von euch aufgenommen ward.

„Da die Liebe zur Freiheit mit den innersten Fibern eures Herzens verwebt in, so bedarf es meiner Empfehlung nicht, um sie in euch zu stärken, oder zu befestigen.

„Nicht minder theuer ist euch jene Einheit der Regierung, die euch zu Einem Volke macht; und mit Recht: denn sie ist der Grundpfeiler des Gebäudes eurer Unabhängigkeit; die Stütze eurer Ruhe im Innern und des Friedens nach außen, eurer Sicherheit, eures Wohls, und selbst der Freiheit, die euch so theuer ist. Aber da sich's leicht vorhersehen läßt, daß man, aus verschiedenen, und von verschiedenen Seiten her, keine Mühe noch Kunstgriffe sparen wird, in euren Gemüthern die Ueberzeugung von dieser Wahrheit zu schwächen; da dieß der Punkt eurer politischen Festung ist, gegen den die Batterien eurer innern und äußern Aufmerksamkeit gerichtet seyn werden, so ist es von der äußersten Wichtigkeit, daß ihr den unendlichen Werth eurer National-Union für euere allgemeine und besonder Glückseligkeit gehörig würdigen lernet; daß ihr eine herzliche, gleichsam in euer Grundwesen verschlungene, unerschütterliche Zuneigung dafür heget, indem ihr euch angewöhnt, von derselben, als von dem Heiligthum eurer

politischen Sicherheit und Wohlfahrt, zu denken und zu sprechen; über ihrer Erhaltung mit eifersichtlicher Aenstlichkeit zu wachen; Alles zu hintertreiben, was auch nur den Verdacht bieten möchte, als könnte sie in irgend einem Falle aufgegeben werden, und schon auf die erste Dämmerung des Versuchs, irgend einen Theil unsers Landes von den übrigen abzureissen, oder die heiligen Bande, wodurch solche itzt unter sich verknüpft sind, zu schwächen, mit gerechtem Zorne herabzublicken.

„Gebieterisch fordern sowohl Simpathie als Interesse euch dazu auf. Bürger eines gemeinsamen Vaterlandes, durch Geburt oder Wahl, hat dieß Vaterland ein Recht, alle euere Zuneigungen in sich, wie in einem Mittelpunkte, zu vereinigen. Der Name Amerika, der allein schon die stärkste Hinweisung enthält, zu welcher Nationalgröße ihr bestimmt seyd, muß stets, mehr wie irgend ein anderer von Lokal-Unterschieden abgeleitete Name, den gerechten Stolz des Patriotismus wecken. Einige leichte Schattirungen abgerechnet, habt ihr gleiche religiöse Gebräuche, gleiche Sitten und politische Grundsätze. Zusammen habt ihr für eine gemeinschaftliche Sache gekämpft und gesiegt: die Unabhängigkeit und Freiheit, die ihr besitzet, ist das Werk vereinter Rathschläge und vereinter Anstrengungen in gemeinschaftlichen Gefahren, Leiden und glücklichen Erfolgen.

„Allein wie stark auch diese Betrachtung auf euch wirken muß, so wird sie doch noch weit durch jene überwogen, die euren unmittelbaren Vortheil betrifft. Hier findet jeder Theil unsers Landes die gebieterischsten Beweggründe, mit großer Sorgfalt die Einheit des Ganzen zu bewachen und zu erhalten.

„Den Nord findet, in unbeschränkter Verbindung mit dem Süden, unter dem Schutze gleicher Regierung und ge-

meinschaftlicher Gesetze, in den Produkten des letztern große Hilfsquellen zu See und Handelsunternehmungen, und köstliche Materialien für den Manufaktur-Fleiß.

„Der Süd, durch gleiche Verbindung, sieht durch die vortheilhafte Einwirkung des Nords, seinen Ackerbau zunehmen, und seinen Handel sich erweitern. Da er zum Theil die Seeleute dieses letztern in seine Kanäle zieht, so wird dadurch seine eigne Schiffahrt belebt, und da er auf verschiedene Weise dazu beiträgt, die allgemeine Masse der National-Schiffahrt zu unterhalten und zu vermehren, so erhält er dadurch Aussicht auf den Schutz einer Seemacht, wozu er selbst nicht vereigenschaftet ist.

„Der Ost, in ähnlicher Verbindung mit dem West, findet itzt schon, und wird künftig, bei zunehmender Erweiterung der innern Kommunikation zu Land und zu Wasser, immer mehr einen schätzbaren Marktplatz für die Güter finden, die er vom Auslande einführt, oder selbst manufakturirt.

„Der West zieht von Osten die nöthigen Erfordernisse zu seinem Wachsthum und zu seiner Bequemlichkeit; und — was vielleicht noch wichtiger ist — den sichern Besitz von der ihm unumgänglich nöthigen Ausflüsse für seine Produkten muß ihm das Gewicht und die künftige Macht zur See gewähren, welche die Union von der Seite des atlandtischen Meeres haben wird, wann sie aus mehrfachen Interessen in unzertrennlicher Verbindung Ein großes National-Interesse bildet. Wollte der West sich diesen wesentlichen Vortheil auf irgend eine andere Art zu verschaffen suchen, indem er entweder als isolirte Macht handeln, oder seinen Verpflichtungen abtrünnig, mit einem auswärtigen Staate eine unnatürliche Verbindung knüpfen wollte, so würde ein solcher Vortheil doch immer nur wesentlich precär seyn.

„Wenn demnach jeder Theil unsers Landes bei der Union ein unmittelbares und eigenthümliches Interesse hat, so kann es nicht fehlen, daß alle Theile in der vereinten Masse ihrer Hilfsmittel und Anstrengungen größere Stärke, größere Sicherheit gegen auswärtige Gefahr, minder häufige Unterbrechung ihres Friedens durch fremde Völker finden müssen; und — was von unschätzbarem Werthe ist — sie werden dieser Union die Befreiung von allen Streitigkeiten und Kriegen unter sich selbst zu danken haben, die so oft benachbarte Länder, welche nicht das Land gleicher Regierung umschlingt, zerrütten; Kriegen, die schon ihre Eifersucht allein erregen könnte, aber entgegengesetzte auswärtige Allianzen, Anhänglichkeiten und Intriguen noch mehr, und bis zur wildesten Erbitterung aufreitzen würden. Auch werden sie hierdurch jenen ungeheuern stehenden Kriegs-Etat vermeiden, der in jeder Staats-Form der Freiheit nachtheilig ist und insonderheit als der tödtlichste Feind der republikanischen Freiheit betrachtet werden muß. In dieser Rücksicht ist euere Union der Grund-Pfeiler euerer Freiheit, und die Liebe zu dieser letztern muß euch die Erhaltung jener erstern theuer machen.

„Die Betrachtungen reden für jeden denkenden und tugendhaften Mann eine überzeugende Sprache, und stellen die Fortdauer der Union als ein Haupt Gegenstand patriotischer Wünsche dar. . . . . Hegt jemand den Zweifel, ob eine gemeinschaftliche Regierung eine so weite Sphäre umfassen könne? — Die Erfahrung löße ihn. Verbrechen wäre es, in einer Sache, wie diese, bloßer Spekulationen zu achten. Wir dürfen hoffen, daß eine gute Organisation des Ganzen, mit der hilfreichen Mitwirkung der Regierungen der verschiedenen Unterabtheilungen, den Versuch zu unsern Gunsten entscheiden wird. Und fürwahr die Sache ist des schönen, völligen Versuches werth. So lan-

ge, bei so mächtigen und auffallenden Beweggründen zur Union, die alle Bestandtheile unsers Landes haben, die Erfahrung nicht deren Unausführbarkeit bewiesen haben wird, so lange ist man berechtigt, den Patriotismus derer zu bezweifeln, die von irgend einer Seite her ihre Bande zu schwächen suchen.

„Denkt man über die Ursachen nach, welche unsere Union stören könnten, so zeigt sich uns hier zuerst als ein sehr wesentlicher Umstand, daß man Parteien durch geographische Verschiedenheiten bezeichnet hat — nördliche und südliche — atlantische und westliche; wodurch Uebelgesinnte auf die Meinung führen könnten, als gäbe es wirkliche Verschiedenheit ortlicher Interessen und Plane. . . . Ein Mittel, welches der Parteigeist in's Spiel setzt, um sich Einfluß in gewissen Bezirken zu verschaffen, ist, daß er die Meinungen und Absichten anderer Bezirken mit falschen Farben abbildet. Nie genug könnt ihr auf eurer Hut seyn gegen jene Eifersucht und Gehässigkeit, die aus dergleichen schiefen Darstellungen entsteht: sie trennt diejenigen als Fremde von einander, die das Band brüderlichen Zutrauens umschlingen sollte. Die Einwohner unsrer westlichen Landschaften erhalten erst neuerlich über diesen Gegenstand eine nützliche Lehre: der durch die vollziehende Gewalt unterhandelte, und und durch den Vertrag einstimmig genehmigte Vertrag mit Spanien, so wie die allgemeine Freude welche dieß Ereigniß im ganzen Umfange der vereinten Staaten bewirkte, gab ihnen den entschiedenen Beweis, wie grundlos der unter ihnen ausgebreitete Argwohn war, als ob die Politik der allgemeinen Regierung und der atlantischen Staaten ihrem Interesse in Betreff des Missisippi zuwider wäre: sie waren Zeugen von der Entstehung zweier Verträge (mit Großbritannien und mit Spanien) wodurch man ihnen Alles sicherte, was von

unsern Verhältnissen mit dem Auslande abhing, und dazu dienen konnte, ihren Wohlstand zu befestigen. Wird es nicht ihrer Weisheit seyn, zur Erhaltung dieser Vortheile auf die Union zu vertrauen, die ihnen solche verschafft hat? Werden sie künftig nicht denjenigen ihr Ohr verschließen, die ihnen rathen könnten, sich von ihren Brüdern zu trennen, um sich mit Fremden zu verbinden?

„Um die Union wirksam und dauerhaft zu machen, wird durchaus eine Regierung für das Ganze erfordert. Keine Verbindung zwischen Neben-Staaten, wie eng sie auch sey, kann deren Stelle ersetzen; unvermeidlich würde sie die nämlichen Verletzungen und Unterbrechungen erfahren, denen von jeher alle Allianzen unterworfen waren. Ueberzeugt von den Folgen dieser Wahrheit, habt ihr euern ersten Versuch durch die Annahme einer Konstitution vervollkommnet, welche richtiger, als die vorige, auf eine innige Union und wirksame Verwaltung unserer gemeinsamen Angelegenheiten berechnet ist. Diese Regierungsart, das Werk unserer Wahl, die durch die reifste Ueberlegung, ohne einigen fremden Einfluß von Drohungen, bestimmt ward; vollkommen frei in ihren Grundsätzen, und in der Vertheilung ihrer Gewalten; welche Sicherheit mit Kraft einigt, und in sich selbst das Mittel zu ihrer Verbesserung enthält, hat ein gegründetes Recht auf euer Zutrauen und euere Unterstützung. Ehrfurcht für ihr Ansehen, Gehorsam gegen ihre Gesetze, Zufriedenheit mit ihren Masregeln, sind Pflichten, welche die Grundmaximen wahrer Freiheit gebieten. Die Grundlage unsers politischen Sistems ist das Recht des Volkes, seine Konstitution zu machen, oder zu ändern: aber die einmal bestehende Konstitution ist, bis sie durch eine ausdrückliche und authentische Willenäußerung des ganzen Volkes geändert wird, von der heiligsten Verbindlichkeit für alle. Selbst der Begriff von dem Rech-

te des Volkes, sich seine Regierung zu geben, setzt die Pflicht jedes Einzelnen voraus, der jeweiligen Regierung zu gehorchen.

„Alle Hindernisse gegen die Ausübung der Gesetze, alle Verbindungen und Associationen, die unter einem noch so scheinbaren Charakter, in der Absicht geschlossen werden, die regelmäßigen Berathschlagungen und Wirksamkeit der konstituirten Gewalten zu leiten, zu meistern, zu hindern, oder zu schrecken, haben eine Tendenz zur Zerstörung jenes Grundprinzips. Sie dienen nur dazu, Faktionen zu organisiren, und ihnen eine künstliche und außerordentliche Macht zu geben; an die Stelle des Nationalwillen einer Partei, oft eines kleinen, aber schlauen und unternehmenden Theiles der Gesellschaft zu setzen: je nach den abwechselnden Siegen verschiedener Parteien, machen sie die öffentliche Staatsverwaltung vielmehr zum Spiegel rottensichtiger, unzusammenhängender Projekte, als zum Organ weiser und wohlthätiger Plane, die in gemeinsamer Berathschlagung entworfen, und nach den allerseitigen Interessen abgewogen waren. Wie sehr auch politische Associationen in einem Lande zuweilen den oder jenen populären Absichten günstig seyn können, so werden sie doch leicht, im Laufe der Zeiten und Umstände, mächtige Hebel, wodurch ehrgeizige, schlaue Menschen in Stand gesetzt werden, die Macht des Volkes zu vernichten, die Ziegel der Regierung an sich zu reissen, und in der Folge selbst auch die Triebräder zu zerstören, wodurch sie sich zur Herrschaft emporgehoben.

„Zur Erhaltung eurer Regierung und zur Fortdauer eures gegenwärtigen glücklichen Zustandes ist es nothwendig, daß ihr nicht nur jeder unrechtmäßigen Widersetzlichkeit gegen die konstituirten Gewalten entgegenwirket, sondern auch mit Sorgfalt dem Geiste der Neuerung in den

wesentlichen Grundsätzen der Konstitution, wie scheinbar auch der Vorwand dazu seyn mag, widerstehet. Auch gibt es eine Art des Angriffs, da man, in den Formen der Konstitution, Aenderungen zu erhalten suchen kann, welche die Energie des Sistems schwächen, und dasjenige untergraben, was nicht geradezu umgestürzt werden kann. Bei allen solchen Veränderungen, wozu man euch einladen könnte, vergesset nie, daß Zeit und Gewohnheit erfordert werden, um allen menschlichen Einrichtungen, und vorzüglich den Regierungen, ihren wahren Charakter zu geben; daß Erfahrung der sicherste Maaßstab ist, wornach man die wirkliche Tendenz der in einem Lande bestehenden Konstitution bestimmen kann; daß die Leichtigkeit der Veränderungen auf den bloßen Glauben von Hipothesen und Meinungen hin, wegen der unendlichen Verschiedenheit dieser letztern, der Gefahr steter Veränderungen aussetzt; und daß besonders zur wirksamen Besorgung der gemeinschaftlichen Interessen eines so weit gedehnten Landes, wie das unsrige ist, die Regierung nothwendig so viel Stärke haben muß, als sich nur irgend mit der vollkommenen Sicherstellung der Freiheit verträgt. Die Freiheit selbst wird in einer solchen, mit wohlvertheilter Macht ausgerüsteter Regierung ihre sicherste Wache finden. Diejenige Regierung hat nichts, als den Namen einer solchen, die zu schwach ist, den Versuchen der Rotten zu widerstehen, jedes Mitglied der Gesellschaft in die durch das Gesetz bestimmten Schranken zu weisen, und alle bei dem ruhigen Genusse der Rechte der Person und des Eigenthums zu schätzen.

„Ich habe euch bereits die Gefahr der Parteien in einem Staate, in näherer Rücksicht auf die geographischen Unterschiede, dargestellt. Laßt mich nun mit meinem Blicke mehr das Allgemeine umfassen, und euch auf das feier-

liche vor den traurigen Wirkungen des Parteigeistes warnen.

„Dieser Geist ist, unglücklicher Weise, untrennbar von unserm Wesen, da er in den stärksten Leidenschaften des menschlischen Herzens wurzelt. Man findet ihn, unter verschiedenen Gestalten, in allen Regierungen, mehr oder minder eingeschränkt, oder unterdrückt; aber in der populären Staatsform äußert er sich in seiner wildesten Stärke, und ist in Wahrheit ihr gefährlichster Feind.

„Die abwechselnde Herrschaft einer Rotte über die andere, durch den Parteikampf natürlichen Geist der Rache geschärft, der in verschiedenen Zeitaltern und Ländern so ungeheuere Gräuel verübte, ist schon an sich ein furchtbarer Despotismus; aber dieser führt zuletzt auf einen noch förmlichern und bleibenden Despotismus. Unruhen und Elend, die Folgen des Parteizankes machen die Gemüther allmählig geneigt, Sicherheit und Ruhe in der unumschränkten Gewalt eines Einzigen zu suchen; und früher oder später nützt der Führer der obsiegenden Partei, der mehr Glück als seine Rivalen hat, diese Stimmung, um sich auf den Trümmern der öffentlichen Freiheit einen Thron zu gründen.

„Ohne in die Zukunft hinaus auf ein Extrem dieser Art zu blicken (aber auch ohne daß man es je ganz aus den Augen verlieren darf), sind schon die gewohnlichen Verheerungen des Parteigeistes hinreichend, einem weisen Volke zur angelegenen Pflicht zu machen, dessen Ausbrüche zu erschweren, oder zu unterdrücken. Immer weicht er dahin ab, die öffentlichen Rathschläge zu verwirren, und die Staatsverwaltung zu lähmen. Er erschüttert die Gesellschaft durch ungegründete Eifersucht und falsche Schrecknisse, entzündet die Wuth der einen Partei gegen die andere, und bricht, sobald sich irgend Anlaß dazu findet, in Lärm und Aufruhr aus. Er öffnet fremdem Einflusse und Bestechungen das Thor, durch die Kanäle parteiischer Leidenschaften finden

sie leichtern Zutritt selbst zu der Regierung; und auf solche Art wird die Politik und der Wille des einen Landes der Politik und dem Willen eines andern unterworfen.

„Man hat die Meinung, daß in freien Ländern Parteien ein nützlicher Zaum für die Staatsverwaltung seye, und den Geist der Freiheit lebendig erhalten. . . . . Unter gewissen Einschränkungen ist dieß wahr; und in Regierungen von monarchischer Form kann der Patriotismus mit Nachsicht, wo nicht gar mit Gunst, auf den Parteigeist blicken. Aber in Volksstaaten, in ganz freien Wahlregierungen, ist dieser Geist keineswegs zu ermuntern. Vermöge ihrer natürlichen Tendenz kann man überzeugt seyn, daß immer genug von demselben für jeden heilsamen Zweck da seyn wird; und da man dabei stets in Gefahr der übertriebenen Ausbrüche ist, so sollte die öffentliche Meinung ihn mäßigen. Ein Feuer das nicht ganz gelöscht werden kann, bedarf der anhaltendsten Wachsamkeit, damit es nicht in einen Brand ausbricht, und statt zu erwärmen, zerstört.

„Eben so wichtig ist es, daß die Gewohnheit zu Denken in einem freien Lande denen, welchen dessen Verwaltung anvertrauet ist, die Vorsicht vorschreibt, sich in ihre konstitutionelle Sphäre einschließen, und in Ausübung ihrer Gewalten zu verhüten, daß nicht eine Provinz über die andere hinausgreift. Ein solcher Ueberflüglungsgeist würde die Gewalten aller Provinzen in Eines vereinigen; und dieses würde in jeder gedenkbaren Staatsform, zu einem wahren Despotismus hinführen. Die Bekanntschaft mit jenem Streben nach Macht, und jener Geneigtheit, deren zu mißbrauchen, die in das Innere des menschlichen Herzens eingegraben sind, reicht hin, uns hievon zu überzeugen. Alte und neue Beispiele, wovon mehrere sich in unserm Lande und unter unsern eigenen Augen zutrugen,

bewiesen uns aus Erfahrung die Nothwendigkeit eines gegenseitigen Zaumes in Ausübung der Staatsgewalt, indem man solche unter verschiedne Depositairs vertheilt, und jeden derselben zum Wächter des öffentlichen Wohls gegen die Eingriffe der andern macht. Es ist eben so wesentlich, diese Einrichtung zu erhalten, als es war, sie einzuführen. Glaubt das Volk, daß die Vertheilung oder Modifikation der konstitutionellen Gewalt in irgend einem Punkte fehlerhaft sey, so muß man sie auf dem Wege, den die Konstitution bezeichnet, verbessern. Duldet nicht, daß diese Aenderung durch Usurpation geschehe; denn obgleich diese zuweilen Werkzeug zum Guten seyn kann, so ist sie doch die gewöhnliche Waffe, wodurch freie Regierungen zerstört werden. Das bleibende Uebel, welches ein solches Beispiel zur Folge haben kann, muß stets ein Grund seyn, dem partiellen und vorübergehenden Vortheil zu entsagen, wie groß solcher auch für den ersten Augenblick seyn möchte.

„Religion und Moralität sind die unentbehrlichen Stützen aller Neigungen und Gewohnheiten, die zum Staatsglücke führen. Vergebens würde der Mann den hohen Ehrennamen eines Patrioten ansprechen, der diese starken Pfeiler der Glückseligkeit, diese festesten Stützen des Menschen und des Bürgers umzustürzen suchte. Der bloße Politiker, so gut wie der Fromme, muß sie verehren und lieben. Folianten würden nicht hinreichen, alle ihre Verhältnisse mit der besondern und allgemeinen Glückseligkeit darzustellen; laßt mich nur fragen, welche Sicherheit noch für Eigenthum, Ehre und Leben seyn würde, wenn das Gefühl religiöser Verpflichtung die Eide — dieß letzte Mittel der Gerichtshöfe, die Wahrheit zu erforschen — verließe? . . . . Und laßt uns nicht zu sehr der Behauptung vertrauen, daß, auch ohne Religion, Moralität gedenkbar sey. Welchen Einfluß man auch immer ei-

ner sorgfältigen Erziehung auf einzelne edle Gemüther beimessen mag, so verbieten uns doch Vernunft und Erfahrung, zu erwarten, daß Nationalsittlichkeit, mit Ausschluß religiöser Grundsätze bestehen könne. . . . .

„Es ist wesentlich wahr, daß Tugend oder Moralität eine nothwendige Triebfeder jeder populären Regierung ist. Diese Regel paßt, mit mehr oder weniger Stärke, allen Arten freier Regierungen an. Wie könnte demnach, wer ein wahrer Freund derselben ist, mit Gleichgültigkeit auf die Versuche hinblicken, diese Grundlage des ganzen Gebäudes zu erschüttern?

„Befördert daher, als einen Gegenstand von der höchsten Wichtigkeit, alle Anstalten zur allgemeinen Verbreitung von Kenntnissen. In demselben Verhältniß, wie die Einrichtung einer Regiernng der öffentlichen Meinung Stärke gibt, muß auch nothwendig und wesentlich die öffentliche Meinung aufgeklärt werden.

„Betrachtet den öffentlichen Kredit als eine Hauptquelle eurer Macht und Sicherheit. Das Mittel, ihn zu erhalten, ist, sich dessen so sparsam, wie möglich zu bedienen. Vermeidet die Gelegenheiten zu Ausgaben, indem ihr Frieden unterhaltet; aber erinnert euch auch, daß einige augenblckliche Kosten, um der Gefahr zuvorzukommen, oft ohne Vergleich größern Kosten vorbeugen, die man aufwenden müßte um sie wieder abzutreiben. Vermeidet ferner die Anhäufung der Schuld, indem ihr nicht nur den Anlässen zu Ausgaben auslenket, sondern während des Friedens mit starker Anstrengung die Schulden abzutragen suchet welche unvermeidliche Kriege verursacht haben könnten; denn es würde unedelmüthig seyn, die Last, die euch selbst zu tragen gebührt, auf die Nachwelt überzuwälzen. . . . Die Befolgung dieser Maximen kommt euern Repräsentanten zu; aber es ist nöthig, daß die öffentliche Meinung

mitwirke, um ihnen die Erfüllung dieser Pflicht zu erleichtern. Es ist wesentlich, daß ihr sowohl der Theorie nach als in der Ausübung euch überzeuget, daß man, um Schulden zu zahlen, ein Einkommen, und um ein Einkommen zu haben, Taxen haben muß; daß alle Taxen, ohne Ausnahme, mit mehr oder weniger Unbequemlichkeiten verknüpft, mehr oder minder lästig sind; daß die unvermeidliche Verlegenheit, worin man sich befindet, wenn man unter mehreren Schwierigkeiten wählen soll, ein entscheidender Beweggrund für euch seyn muß, das Betragen der Regierung, die eine solche Wahl trifft, von der guten Seite zu betrachten, und euch bei den Maaßregeln zu beruhigen, welche die Nothwendigkeit, die Einkünften nach den öffentlichen Bedürfnissen zu vermehren, erfordern kann.

„Uebt Redlichkeit und Gerechtigkeit gegen alle Nationen. Unterhaltet Frieden und Harmonie mit allen. Moral und Religion machen euch ein solches Betragen zur Pflicht; und sollte wahre Politik es euch nicht gleichfalls gebieten? Eines freien, und aufgeklärten, und bald auch großen Volkes ist es würdig, dem menschlichen Geschlecht das neue, aber edle Beispiel einer stets durch den Enthusiasmus der Gerechtigkeit und des Wohlwollens geleiteten Nation zu geben. Wer kann zweifeln, daß nicht, im Fortlaufe der Zeit, die Früchte eines solchen Planes reichlich alle temporären Vortheile vergüten werden, die man durch strenge Befolgung desselben verloren hat? Oder sollte die Vorsehung nicht die bleibende Glückseligkeit einer Nation an deren Tugend festgeknüpft haben? Wenigstens empfehlen alle Gefühle, welche die menschliche Natur veredeln, diesen Versuch. Wehe, wenn deren Laster ihn unmöglich machten!

„Zur Ausführung eines solchen Planes ist nichts wesentlicher, als allen bleibenden und eingewurzelten Antipathien gegen gewisse Nationen, so wie aller Leidenschaf-

ten Vorliebe für andere, zu entsagen. An die Stelle dieser beiden Extreme müssen gerechte und wohlwollende Gesinnungen gegen alle treten. Ein Volk, das sich einem habituellen Hasse oder einer habituellen Vorgunst gegen ein andres überläßt, ist gewisser massen dessen Sclave. Es ist Sclave seiner Erbitterung, oder seiner Vorliebe; und deren jede reicht hin, es von seinen Pflichten und von seinem Interesse abzulenken.

„Anthipathie einer Nation gegen die andre macht solche leichter geneigt, sich gegenseitig zu beleidigen und Unrecht zu thun; aus den leichtesten Anlässen Argwohn zu schöpfen; in Eröterung der geringfügigsten Gegenstände sie mit Stolze und Unerträglichkeit zu behandeln. Daher häufige Collisionen; hartnäckiger, gift- und blutvoller Hader. Die Nationen, durch Grimm und Aerger geleitet, zwingt zuweilen, gegen alle Kalkule der Politik, ihre Regierung zum Kriege. Die Regierung überläßt sich zuweilen hinwiederum dem Nationalhange, und befolgt aus Leidenschaft was die Vernunft verbieten würde; denn sie reitzt den Haß der Nation zu feindseligen Projekten, wozu Stolz, Herrschsucht, oder andere gleich verderbliche Beweggründe sie spornen. Sehr oft wird dadurch der Friede, zuweilen selbst auch die Freiheit der Nation, aufgeopfert.

„Aber auch leidenschaftliche Anhänglichkeit eines Volkes für das andere erzeugt mannigfaltige Uebel. Simpathie für die Lieblingsnation, durch die Täuschung eines gemeinsamen Interesse, in Fällen, wo solches in Wahrheit nicht vorhanden ist, reißt ohne hinreichenden Grund in die Streitigkeiten und Kriege derselben hin. Sie verleitet, daß man der Lieblingsnation Vorrechte bewilligt, die man andern versagt, woraus ein zweifacher Nachtheil entsteht; denn man gibt unnöthiger Weiße, hin, was man hätte behalten können, und man weckt Eifersucht, Unwillen, und den

Geist der Wiedervergeltung in denen, welchen man gleiche Vorrechte versagt hat. Auch wird es dadurch ehrgeizigen, bestochenen, oder irre geführten Bürgern, die sich der Lieblingsnation weihen, leicht, das Interesse ihres eigenen Landes ohne Haß, oft sogar mit Popularität, zu verrathen, und den niederträchtigen und ausschweifenden Gefälligkeiten des Ehrgeizes, der Bestechung, oder einer thörichten Eingenommenheit, die Maske tugendhafter Gefühle, einer schätzbaren Achtung für die öffentliche Meinung, ja selbst eines preiswürdigen Eifers für das allgemeine Wohl zu geben. Anhänglichkeiten dieser Art sind für den wahrhaft aufgeklärten und unabhängigen Patrioten desto beunruhigender da sie fremdem Einfluß eine Menge von Zugängen öffnen. Wie viele Gelegenheiten bieten sie nicht dar, den Rottengeist zu nähren; die Künste der Verführung in's Spiel zu setzen; die öffentliche Meinung irre zu führen; auf die allgemeinen Rathschläge Einfluß, oder Schrecken zu üben! Eine solche Anhänglichkeit eines kleinen oder schwachen gegen ein großes Volk erniedrigt jenes so tief, daß es alle Selbstständigkeit verliert, und sich wie ein Trabante um einen mächtigen Weltkörper herumdreht.

„Gegen die schlauen Künste des fremden Einflusses — ich beschwöre euch, Mitbürger! mir hierin eure vollste Aufmerksamkeit zu schenken — gegen die schlauen Künste des fremden Einflusses und die Eifersucht eines freien Volkes unaufhörlich wachsam seyn, weil Geschichte und Erfahrung beweisen, daß fremder Einfluß einer der gefährlichsten Feinde der republikanischen Staatsform ist. Aber damit diese Eifersucht nützlich sey, muß sie unparteiisch seyn; widrigenfalls würde sie, statt eines Schutzes gegen jenen Einfluß, vielmehr dessen Werkzeug. Ausschweifende Parteilichkeit für die eine, und Abneigung gegen die andere auswärtige Nation, macht die, so davon beherrscht werden,

immer nur auf einer Seite Gefahr erblicken, indem sie die Kunstgriffe der andern verschleiert und überstützt. Wahre Patrioten, die sich den Intriguen des Günstlings widersetzen, werden leicht verdächtig, oder verhaßt, während dessen Werkzeuge den Beifall und das Zutrauen des Volkes genießen, dessen Interesse sie verrathen.

„Die große Richtschnur unsers Betragens, in Rücksicht auf fremde Nationen, ist, daß wir, während wir unsere Handelsverhältnisse erweitern, so wenig, wie möglich, politische Verbindungen mit ihnen haben. So weit wir schon derartige Verpflichtungen eingegangen haben, laßt sie uns mit vollkommener Treue erfüllen. Aber hier laßt uns dann auch stille stehn.

„Europa hat eine Menge hochwürdiger Interessen, die keinen, oder doch nur einen sehr entfernten Bezug auf uns haben. Daher muß es auch in häufige Streitigkeiten verwickelt werden, deren Gründe unsern Angelegenheiten durchaus fremd sind. Daher würde es, ferner, unweise von uns seyn, uns durch künstliche Bande in das gewöhnliche Wechselspiel seiner Politik, oder in die gewöhnlichen Betrachtungen und Gegenstöße seiner Freundschaften oder Feindschaften einzuschlingen.

„Unsere abgeforderte und entfernte Lage fordert uns auf, und setzt uns in Stand, einen verschiedenen Gang zu befolgen. Wenn wir ein Volk unter einer kraftvollen Regierung bleiben, so ist die Epoche nicht mehr ferne, da wir jedem Unrecht von außen werden Trotz bieten und eine Stellung annehmen können, welche Ehrfurcht für die Neutralität gebieten wird, die wir behaupten wollen; da die kriegführende Mächte, bey ihrer Unmacht, Eroberungen gegen uns zu machen, so leicht nicht wagen werden, uns herauszufordern; da wir uns endlich zwischen Frieden oder Krieg, je nach unserm durch Gerechtigkeit geleiteten Interesse, werden entscheiden können.

„Warum uns der Gefahr aussetzen, die Vortheile einer so einzigen Lage zu verlieren? Warum aus unserer eigenthümlichen Sphäre hinaustreten, um in fremder zu wirbeln? Warum, indem wir unser Schicksal mit dem von irgend einem Theile Europens verweben, unsern Frieden und unser Glück in das Gewirre der Ehrsucht, des Geizes und der Launen Europens einschlingen?

„Unsre wahre Politik ist, durchaus kein bleibendes Bündniß mit irgend einem Staate der andern Erdhälfte einzugehen; so weit nämlich, als wir itzt Freiheit haben, solches zu thun; denn ihr werdet mich nicht so verstehen, als wäre ich fähig, der Untreue gegen wirkliche Verträge das Wort zu reden. Ich halte es für meine öffentliche und auf Privatangelegenheiten gleich anwendbare Maxime, daß Rechtschaffenheit die beste Politik ist. Daher wiederhole ich es hier: erfüllet diese Verträge in ihrem vollen Umfang. Aber meiner Meinung nach, ist es unnöthig, und würde unklug seyn, sie weiter auszudehnen. Wenn wir, durch angemessene Einrichtungen, uns stets in einem ernsten Vertheidigungsstande halten, so können wir, in außerordentlichen Fällen, immer auf temporäre Bündnisse zählen.

„Politik, Menschheit und Interesse empfehlen uns Eintracht, offnen und edlen Verkehr mit allen Nationen. Aber selbst das Interesse unsers Handels erfordert, daß unsre Politik die Wagschale mit gleicher unparteiischer Hand halte; daß wir ausschließende Gunstbezeugungen oder Vorzüge weder fordern noch bewilligen; daß wir dem natürlichen Laufe der Dinge folgen; die Kanäle des Handels durch sanfte Mittel verbreiten und vervielfältigen, aber nichts erzwingen. Um unserm Handel eine feste Richtung zu geben; um die Rechte unsrer Handelsleute zu bestimmen, und die Regierung in Stand zu setzen, sie zu unterstützen, laßt uns mit den dazu geneigten Mächten über Regeln ei-

nes gegenseitigen Handlungsverkehr uns vergleichen; aber immer nur so, wie sie nach der jedesmaligen Lage der Dinge die besten, und der wechselseitigen Meinung die angemessensten sind; immer nur temporär, so daß sie von Zeit zu Zeit, je nachdem Erfahrung und Umstände es gebieten, aufgegeben oder verändert werden können, indem wir nie der Maxime vergessen müssen, daß es Thorheit ist, wenn eine Nation uneigennützige Gunstbezeugungen von einer andern erwartet; daß sie, was sie irgend unter diesem Charakter annimmt, mit einem Theile ihrer Unabhängigkeit bezahlen muß; daß sie durch einen solchen Empfang sich in die Lage setzt, für bloß eingebildete Gefälligkeiten ein Aequivalent geben zu müssen, und doch dem Vorwurfe des Undanks ausgesetzt ist, daß sie nicht mehr gab. Es ist kein größerer Irrthum, als von einer Nation wirkliche Gefälligkeiten erwarten, oder darauf rechnen: dieß ist eine Täuschung, welche die Erfahrung heilen, und ein gerechter Stolz vermeiden muß. . . .

„Indem ich euch, Mitbürger! diese Rathschläge eines alten und treuen Freundes mittheilte, kann ich zwar nicht hoffen, daß sie jenen bleibenden und starken Eindruck, wie ich ihn wünschte, auf euch wirken, oder den gewöhnlichen Strom der Leidenschaften leiten, und unsre Nation vor jenen Uebeln bewahren werden, die bisher das Schicksal der Völker bezeichneten. Aber wenn ich mir auch nur schmeicheln darf, daß sie theilweise einigen Nutzen stiften, gelegentlich etwas Gutes wirken; daß sie euch zuweilen in's Gedächtniß zurückkommen werden, um die Wuth des Parteigeistes zu mäßigen; gegen die Nachtheile auswärtiger Intriguen, den Betrug des vorgeblichen Patriotismus zu wachen, so wird diese Hoffnung voller Lohn meiner Sorge für euer Wohl seyn, die mir solche eingegeben hat.

„Wie weit ich selbst in Erfüllung meiner Amtspflichten durch diese Grundsätze geleitet ward, davon müssen die öffentlichen Urkunden und andere Beweise meines Verhaltens euch und der Welt zeugen. Mich versichert mein Gewissen, daß ich wenigstens stets sie zu befolgen glaubte.

„Ohngeachtet ich, beim Rückblicke meiner Staatsverwaltung, mir keinen freiwilligen Irrthum vorzuwerfen habe, so fühle ich doch meine Schwäche zu lebhaft, als daß ich nicht besorgen sollte, in manche unwillkührlichen Irthümer gefallen zu seyn. Ich bitte Gott den Allmächtigen, aufs dringendste, die Uebel, welche daraus entstehen könnten abzuwenden, oder zu lindern. Auch nehme ich die Hoffnung mit mir, daß mein Vaterland sie mit Nachsicht betrachten, und daß nach 45 Jahren eines mit Redlichkeit und Eifer seinem Dienste geweihten Lebens die Fehler meiner Unfähigkeit in Vergessenheit gehüllt, so wie ich selbst bald in die Wohnungen der Ruhe eingehen werde. Da ich in dieser, so wie in jeder andern Rücksicht, auf seine Güte zähle, und eine so brünstige Liebe für dasselbe mich beseelt; eine Liebe, die dem Manne natürlich ist, der in ihm seinen und seiner Väter Gebutsort erblickt — so fühle ich schon im voraus die Freuden des Augenblickes, da mir, frei von Staatsgeschäften, und treu unter meinen Mitbürgern, die süsse und ungemischte Theilnahme an dem wohlthätigen Einfluß guter Gesetze unter einer freien Regierung werden wird; — der Lieblingswunsch meines Herzens, und wie ich hoffe, der glückliche Lohn unserer allerseitiger Sorgen, Arbeiten und Gefahren.

Vereinte Staaten 17. Sept. 1796.

Georg Washington."

# Moreau.

Moreau wurde zu Morlaix im Departement Finisterre im Jahre 1769 von bürgerlichen Eltern geboren. Als Mensch, Bürger und Feldherr vereinigte Moreau in sich die einfache Größe der ersten Männer des Alterthums mit dem Reichthum neuer Bildung und mit der Anmuth des französischen Charakters. Sein Leben tritt wie ein Stern aus der Nacht der französischen Revolution hervor, und neben Napoleon steht Moreau, wie Armuz neben Ariman. Der Sieg kränzte Moreau's Panier mit Bayards Ruhm, aber das Unglück gab dem ersten Helden Frankreichs Unsterblichkeit. Er kämpfte nie als Soldat, sondern stets als Bürger den Blick gerichtet auf sein Vaterland. Unter allen Verhältnissen handelte er selbstständig, wie ein freier, und bescheiden, wie ein tugendhafter Mann. Wahrheit, sittliche Ehre galten mehr als Alles; seine Größe war seine Menschlichkeit. Das Schicksal wollte nicht, daß Moreau auch als Staatsmann seinen Charakter und seinen Geist entfaltete. Er fiel, als eine neue Bahn vor ihm sich öffnete, im Angesicht des Nachruhms, Frankreichs Retter zu seyn, und der Wiederhersteller der Freiheit. Sein Leben im Feldlager, in der Verbannung, und an der Seite Alexanders ist ein Epos, reich an tragischen Interessen. Moreau studierte zu Rennes die Rechtsgelehrsamkeit, und zeichnete sich so aus, daß er der Erste ward unter seinen Mitschülern. Früher hatte ihn seine Neigung zum Militärstand bewogen, Soldat zu werden; allein sein Vater,

der als Sachwalter das Vertrauen seiner Mitbürger besaß, kaufte ihn los, und bestimmte ihn demselben Beruf. Die akademische Bildung gab seinem Geiste wissenschaftliche Reife, und seiner Denkart jene Achtung für die Gesetze, die er in allen Verhältnissen bewährte. Er blieb stets Bürger; denn, wie er selbst sagt, er wurde Krieger, weil er Bürger war. So konnte in ihm die Revolution nur die Tugenden eines Republikaners entwickeln. Die Volkssache war stets Moreaus Sache. Daher trat er im Mai 1788 an die Spitze der jungen Bürger von Rennes und der Studenten, für das Parlament und die Stände von Bretagne gegen die Eingriffe des Ministers in die Verfassung der Provinz. Der Befehlshaber der königlichen Truppen wagte nicht, Moreau mit Gewalt zu verhaften. Als aber am Ende des Jahrs dieselben Stände aus Castengeist den königlichen Befehl in Ansehung der von der Nation geforderten Versammlung der Reichsstände zu vollziehen sich weigerten, da erklärte sich Moreau gegen sie, im Namen der bewaffneten Bürger von Rennes und Nantes, so fest und klug, daß jene gehorchten, diese aber ruhig auseinander gingen. Bei Errichtung der Nationalgarden wählten ihn bald die Freiwilligen der Stadt Rennes zu ihrem Bataillonschef. Jetzt wurde die Kriegskunst sein Hauptstudium. Er verband damit Geschichte, weil sie die öffentliche Meinung ausspricht und würdigt. Bald gehörte sein Bürgerbataillon zu den geübtesten Truppen. Er trat mit ihm ein in die Linie der Nordarmee. Da entzündete die erste Schlacht, die von Neerwinden am 18. März 1793, in ihm, wie einst die von Rocroy in Condé, das Genie des Feldherrn. Er kam in Souhams Generalstab, unter Pichegrü's Oberbefehl. Schon im Juli ward er Brigade- und im April 1794 Divisionsgeneral. Er führte den rechten Flügel der Nordarmee, nachdem er

mehrere Festungen genommen, über die zugefrorne Waal. Pichegrü, sein Oberbefehlshaber und Freund, eroberte Holland, und Moreau erwarb mit jenem zugleich den Ruhm der Tapferkeit und Uneigennützigkeit. Er rettete schwimmend einem französischen Offizier das Leben bei dem Angriff auf die Insel Cadsand; er vollzog nicht Robespierre's Blutbefehl an den gefangenen Soldaten Georgs III.; er blieb menschlich, und behauptete die Würde geistiger Bildung mitten unter Sansculotten und Terroristen. Sein Vater, ein 74jähriger Greis, ein Wohlthäter der Armen, blutete an dem Tage, wo sein Sohn Cadsand und Sluis eroberte, unter der Guillotine, weil er das Vermögen eines ausgewanderten Freundes verwaltete; da wollte Moreau Frankreich verlassen, allein Pichegrü's Freundschaft ermuthigte seinen Vaterlandssinn, er blieb; und die Ehre des französischen Namens, welche die Machthaber der Republik aus ihrer Mitte verjagt, flüchtete sich unter die Fahnen, wo Moreau dem Gesetz gehorchte. Als Oberbefehlshaber der Nordarmee im März 1795 stellte er die Mannszucht wieder her, und sah streng auf redliche Verwaltung des Gemeinguts der Armee. Sein Ruhm als Feldherr bewährte sich rein und groß, auch in der gefahrvollsten Lage, von dem Tage an, wo er an die Spitze der Rhein- und Moselarmee trat, bis zu dem Tage, wo er, der Sieger von Hohenlinden, durch den Waffenstillstand zu Steier, den Frieden von Lüneville seinem Vaterlande gab: vom 24. April 1796 bis zum 25. Dezember 1800. Dreimal führte er im Angesichte des Feindes das Heer über den Rhein; im Juni 1796 bei Straßburg, im April 1797 bei Diersheim, und im April 1800 bei Kehl und Breisach. Eben so gewandt als kühn ging er über die Donau, den Lech und den Inn. Diese Uebergänge und seine Rückzüge, im Oktober 1796 vom Lech bis Hüningen,

und im May 1799 von der Etsch bis Turin und Genua, würden allein schon ihn gleich stellen dem größten Feldherrn der alten und neuen Zeit. Doch eben so hoch stellen ihn, wenn er kalt und ruhig entscheidende Schlachten schlug, und in das Herz der feindlichen Länder eindrang, die glänzenden Erfolge seiner wohlberechneten Märsche, die strategische Umsicht seiner Entwürfe, die Kühnheit seiner Angriffe, die Vorsicht seiner Bewegungen, die Bestimmtheit seiner Anordnungen, und die Gewißheit des Siegs. Vor seinem hellen Blick entwirrte sich schnell die verwickelste Lage. Er rettete dreimal Frankreichs Heer, und bildete zweimal aus den Trümmern des geschlagenen ein neues. Ueber jedes Schicksal erhoben, gebot er still und frei dem Sturme des Kriegs. Nicht Mars bewegte seine Brust, sondern Pallas Athene. So schlug er 1796 den General Latour den 5. Juli bei Rastadt, den Erzherzog Karl den 9. Juli bei Ettlingen; so siegte er auf seinem Rückzuge, von 66,000 Feinden umringt, mit 45,000 Mann bei Biberbach den 2. Oktober; so drang er, was Villars nicht gewagt, durch das Höllenthal des Schwarzwaldes; so behauptete er, fast geschlagen, wie bei Emmendingen den 19. Oktober, und bei Schliengen den 24. Oktober den Ruhm und die Trophäen siegreicher Waffen. Als er damals über den Rhein zu gehen gezwungen ward, weil Jourdans Heer durch Karl von Oesterreichs Siege vernichtet war, da hielt er noch vor Kehl und Hüningen, durch standhafte Vertheidigung dieser schlecht besetzten Plätze, den Sieger vier Monate lang auf, und dadurch von Italien ab, wo indeß die französischen Waffen Mantua sich unterwarfen. So wurde Moreau nur dann geschlagen, wenn fremde Schuld es ihm unmöglich machte, der Schlacht auszuweichen. Aber nie gab er die Ehre der Waffen preis; und mit den Trümmern eines Heeres leistete er dem Staa-

te oft mehr Dienste als mancher Andere mit seiner siegreichen Armee. Allein über jeden Feldherrn seiner Nation erhebt ihn, der bescheiden, wie Catinat, edelmüthig wie Turenne, und brav wie Luxemburg war, die Menschlichkeit, mit welcher er den Krieg führte. Unter seiner Anführung, durfte er selbst sagen, war der Krieg nur auf dem Schlachtfelde eine Geißel. Er verschmähte, sich zu bereichern; er jagte räuberische Generäle, wie Vandamme, von seinem Heere weg; er strafte betrügerische Beamte nach der Strenge des Kriegsrechts. Die Besiegten achteten ihn; und in Prag 1814 drückte ihm der Kaiser Franz die Hand, daß er seine Völker in Deutschland und Italien menschlich behandelte. So streng er war in der Kriegszucht, so mild war er im Umgange mit seinen Waffengefährten. Ohne Prunk, mäßig und einfach, theilte er mit den Soldaten Mangel und Noth. Sie nannten ihn auch dann noch, wenn sie geschlagen, wild und unzufrieden waren, ihren Vater, Erretter. Er allein hielt die Empörten zusammen; sie gehorchten ihm, er mochte an ihrer Spitze, oder selbst unter höherem Befehle stehen. In Frankreich schwur der Krieger bei Moreau's Namen. Ein Feldherr von diesem Charakter konnte nicht gefallen den stolzen, raubsüchtigen Direktoren. Reubel war sein Feind. Als daher Moreau, den 3. September 1797, dem Direktor Barthelemi meldete, daß Pichegrü durch eine dem Feinde vor vier Monaten schon abgenommene Sammlung von Briefen des Einverständnisses mit den Bourbons verdächtig geworden, da hielt auch ihn, weil er gemäßigt dachte, und Pichegrü's Angeber zu seyn, so lange verschoben, die Partei der heftigen Republikaner des Royalismus für verdächtig. Er rechtfertigte sich zwar nach dem Siege, den jene Partei über die Gemäßigten am 14. September 1797 davon trug; allein man nahm ihm den

Oberbefehl; denn er und das Heer hatten unterlassen, den Gewalthabern durch öffentliche Erklärungen, die Moreau als gesetzwidrig und ungeziemend ansah, ihren Beifall an gewaltsamen politischen Maaßregeln zu erkennen zu geben. Aber das Heer und die Noth der Republik forderten ihn zurück.

Man stellte ihn im November als zweyten Generalinspektor bei der italienischen Armee unter Jouberts, hierauf unter Scherers Oberbefehl Moreau gehorchte, und that seine Pflicht, aus reiner Liebe zu seinem Vaterlande. Er rieth Scherern, Macdonalds Heer aus Neapel an sich zu ziehen. Dieß geschah nicht, und der Feldzug mißlang durch Scherers Fehler. Damals ward Moreau in der Schlacht bei Magnane an der Etsch durch des Obergenerals Schuld der Sieg vereitelt, und als dieser endlich seinen Abschied nahm, konnte Moreau, der an seine Stelle trat, nichts thun, als mit 28,000 Mann vor 80,000 Mann Russen und Oestreichern, die Suwarow anführte, nach Piemont und in's Genuesische sich zurückziehen. Er that dieß so, daß er dem in Unter-Italien abgeschnittenen Heere unter Macdonald den Rückzug sicherte. Als dieser aber, vor seiner Vereinigung mit Moreau, die Straße über Modena und Parma wählte, wo er dem Feinde eine Schlacht liefern mußte, da sandte Moreau zu seiner Unterstützung zwei Divisionen ab, und drang in den Rücken und gegen den rechten Flügel des Feindes vor, um dem eitlen General den Sieg zu sichern. Moreau schlug auch wirklich den 19. 20. und 21. Juni in der Ebene von Marengo die Generäle Bellegarde und Seckendorf; allein Macdonald, der am 17. 18. und 19. eine Niederlage erlitten, konnte durch Moreau's Seitenangriff nur von weiterer Verfolgung befreit werden, indem Suwarow sich jetzt gegen Moreau wandte, der ihm auswich, und bei Novi im Besitze der Bochetta mit 14,000

Mann eine Stellung nahm, die Macdonal geschlagenes Heer rettete. Er stellte hierauf die Armee wieder her, so wenig auch das Direktorium ihn thätig unterstützte. Schon war er im Begriff es zu neuen Siegen zu führen, als die Regierung ihn zurückrief.

Sein Nachfolger Joubert lieferte hierauf die Schlacht bei Novi den 15. August, der Moreau auf seine Bitte als Freiwilliger noch beywohnte. Jener blieb im Anfang der Schlacht; die französischen Generäle stellten sich freiwillig unter Moreau's Oberbefehl. Dieser mußte zwar nach zwanzigstündigem Kampfe, in welchem er selbsten verwundet wurde und drey Pferde verlor, das Schlachtfeld, wie er vor der Schlacht vorausgesagt, räumen; allein er sicherte den Rückzug des Heeres durch geschickte Anordnungen. Hierauf ging er nach Paris. Männer von Einfluß trugen ihm die erste Stelle im Staate an. Er lehnte sie ab, und unterstützte den Plan, welchen Napoleon am 18. Brumaire ausführte. Bald aber mißfiel ihm der Geist der neuen Consular-Regierung. Napoleon übertrug ihm daher den Befehl über die Rheinarmee. Von Carnot unterstützt, bildete sie Moreau aufs neue, und führte sie nach den gewonnenen Schlachten bei Engen den 3. Mai 1800, bei Mößkirch den 5. bei Biberach den 9. Mai, und nach dem Treffen bei Memmengen bis an den Lech, zwang den österreichischen Obergeneral Krai, die feste Stellung bei Ulm zu verlassen, ging über die Donau und schlug ihn bei Höchstädt, Nördlingen und Neuburg. Krai zog sich bis Ingolstadt zurück; Moreau aber drang bis Regensburg vor, und besetzte München und Feldkirch. Er kam dadurch in Verbindung mit der Armee von Italien, und nöthigte den Feind, in dem Waffenstillstand zu Parsdorf ihm Regensburg und den Tyroler-Paß Reutti zu übergeben. Er verlängerte hierauf denselben zu Hohenlinden, den 20. Sep-

tember gegen die Einräumung von Philipsburg, Ulm und Ingolstadt, auf 45 Tage Nach der Aufkündigung zog er von München gegen den Inn, schlug die östreichische Armee unter dem Erzherzog Johann bei Hohenlinden den 3. Dezember, ging über den Inn, die Salza und die Traun, drang bis zehn Meilen von Wien vor, und schloß auf den Antrag des Erzherzogs Carl mit diesem einen Waffenstillstand zu Steier den 25. Dezember, durch den er als Unterpfänder des abzuschließenden Friedens die Festungen Würzburg, Braunau, Kufstein und Scharnitz erhielt. Er ging hierauf nach Paris, zog sich aber nach dem Lüneviller Frieden von allen öffentlichen Geschäften zurück. Im Genusse seines Ruhegehalts, lebte er auf seinem Landgute Grosbois bei Paris glücklich und anständig von einem rechtlich erworbenen Vermögen. Seine Gemahlin, eine geborne Frank oder Hulot, und ein Sohn, einige Freunde und ländliche Beschäftigungen schlossen den Kreis, in welchem Moreau einfach, edel und liebenswürdig, mit Offenheit und Heiterkeit sich bewegte, ohne an Unternehmungen der Ehrsucht zu denken. Zwar behauptet der Verfasser der Geschichte der Philadelphen, Moreau habe an der Spitze einer schon im Jahr 1800 gebildeten geheimen Gesellschaft von Militärpersonen, deren Zweck der Umsturz der Regierung Napoleons gewesen, gestanden; allein wenn auch diese vorhanden, und selbst Moreau'n bekannt war, so ist es doch gewiß, daß er nichts that, was ihn verdächtig oder strafbar hätte machen können. In Paris sah er fortwährend Freunde bei sich. Im muntern Scherze erlaubte er sich auch wohl Anspielungen auf des Oberkonsuls Gnadenbezeugungen, und lehnte das Kreuz der Ehrenlegion ab, weil, wie er bemerkte, er schon seit zehn Jahren zu derselben gehöre; allein, nur gegen Vertraute, wie Garat, den er an einem dritten Orte sah, schüttete er sein Herz aus.

Hier

Hier erklärte er sich über seine politischen Grundsätze, nach welchen er, an sich republikanisch gesinnt, in Frankreichs Verhältnissen eine konstitutionelle Monarchie am zweckmäßigsten fand. Hier klagte er über Napoleons Tyraney und über das Unglück seines Vaterlandes; allein er verabscheute Bürgerkrieg und Meuchelmord; daher sprach er nie das Wort aus, das man so oft von ihm verlangte; das Wort der allgemeinen Erhebung zum Sturze des Unterdrückers. Lächelnd gab er damals Garat zur Antwort: „Wir taugen nicht zu Verschwörungen; aber ich kenne einen Verschwörer, dem er nicht entgehen wird, der ist er selbst." So lebte Moreau schuld- und furchtlos. Aber der Oberkonsul fürchtete seinen kalten, stummen Ernst, seine sittliche Größe und die Liebe, die alle Franzosen zu dem bescheidnen Feldherrn hinzog. Er haßte den Sieger von Hohenlinden, weil die öffentliche Meinung ihn als den Würdigsten an die Spitze der Gegenpartei stellte. Diese war vorhanden; und Napoleon zitterte, daß Moreau, der nie sein Freund war, jener Stimme folgen möchte. Es gelang ihm nicht, durch verkleinerten Spott ihn herabzusetzen, noch durch Späher strafbare Verbindungen oder Handlungen von ihm zu entdecken. Da entdeckte endlich ein Meuchelmörder, damit er sich vom Tode rettete, Georges und Pichegrü seyen in Paris versteckt, um Napoleon zu tödten, und Moreau wisse darum. Auch hätte sich die geheime Polizei einiger Briefe bemächtiget, die der Abbé David, der gemeinschaftliche Freund Pichegrü's und Moreau's an letztern geschrieben, um ihn mit Pichegrü auszusöhnen; damit er sich dessen Absicht, von der Emigrantenliste ausgeschlossen zu werden, nicht widersetzen möchte. Moreau's Antwort war ebenfalls in ihre Hände gefallen, und David, nebst einem andern Unterhändler Pichegrü's, dem Exgeneral Lajollais, verhaftet. Dieß schien dem Ober-

konsul genug, um Moreau den 15. Februar 1804 plötzlich als einen Staatsverbrecher nach dem Tempel bringen zu lassen. Zugleich verbreitete die Regierung die gehässigsten Beschuldigungen, um ihn in der öffentlichen Meinung, vorzüglich bei der Armee, herabzusetzen. Auch hob sie durch einen Senatsbeschluß vom 28. Februar die Form der Geschwornen bei Untersuchungen wegen Hochverrath auf, und verwies die Angeklagten an ein aus sechs von der Regierung ernannten Mitgliedern bestehendes Kriminalgericht. Hierauf ward Pichegrü den 29. Februar und Georges am 9. März verhaftet. Der Justizminister verhörte Moreau'n vorläufig den 16. Februar, wo Moreau nichts eingestand, weil er dem Oberkonsul unmittelbar sich mittheilen wollte. Auch erfuhr er nicht einmal die Punkte seiner Anklage genau, welche der Großrichter ihm vorzulegen, von einer Woche zur andern verschob, indem die Regierung erst Beweise für ihren Argwohn zu sammeln bemüht war. Moreau schrieb hierauf den 8. März, vor dem Anfange der gerichtlichen Untersuchung, an den Oberkonsul: „Eröffnungen seyen ihm gemacht worden; er habe sie zurückgewiesen; dergleichen anzuzeigen, sey seinem Charakter zuwider. Er halte Angeberei für schändlich, zumal gegen Männer, denen er Dankbarkeit schuldig sey, oder mit denen er ehemals in Freundschaft gestanden." Der Oberkonsul gab diesen Brief zu den Akten. Indeß dauerten die geheimen Verhöre fort, und den 14. April machte Mürat den Truppen bekannt, die Schuld Moreau's bestätige sich immer mehr. Aber erst den 26. May wurden die Sitzungen des Kriminalgerichts eröffnet, und die Anklageakte übergeben, die bei Moreau'n, als dem Haupte der Verschwörung, nebst Georges und bei zweiundvierzig Mitverschwornen auf die Todesstrafe antrug. Pichegrü, der jede Verbindung mit Moreau'n, Georges, Lajollais

u. a. standhaft abgeläugnet, und den Richtern starke Wahrheiten gesagt hatte, war den 6. April früh im Bette erdrosselt gefunden worden. Man wußte von ihm nur so viel, daß er, um seine Ausstreichung von der Emigrantenliste zu bewirken, nach Paris gekommen.

Georges gestand frei, er habe sein Vaterland von dem Tyrannen befreien wollen, und seinen Plan mit den französischen Prinzen verabredet; weigerte sich andere Mitschuldige zu nennen, und läugnete jede Verbindung mit Moreau. Dieser war unter allen Angeklagten der einzige Republikaner. So wie er sah, daß der Oberkonsul auf seinen Brief nicht antworten wolle, erklärte er schon am 11. April offen vor den Richtern, was er vorher nicht bekannt, Pichegrü sey zweimal zu ihm gekommen, habe beim zweiten Besuche ihm einige Eröffnungen in Absicht auf die Bourbons gemacht, ihn aber unzufrieden verlassen; eine dritte Unterredung habe nicht Statt gefunden. Kein Zeuge sagte gegen Moreau aus, kein giltiger Beweis klagte ihn an, kein freiwilliger Schritt machte ihn verdächtig. Die Anklage beruhte auf Vermuthungen, und auf widersprechenden, unzusammenhängenden, selbst widersinnigen Beschuldigungen einiger Mitangeklagten, die aber zum Theil im ersten öffentlichen Verhöre am 28. Mai ihre Aussagen als erzwungen zurücknahmen, oder daß sie im Protokolle des geheimen Verhörs entstellt worden, erklärten. Gleichwohl bestand der Generalprokurator am 3. Juni auf seiner Anklage, daß Moreau die Nation verrathen, indem er die Bourbonen habe wiederherstellen, oder sich der Diktatur anmaßen wollen. Die letztere Beschuldigung war einem Mitangeklagten und ehemaligen Bekannten Moreaus, einem gewissen Rolland, bei welchem Pichegrü zwei Nächte gewohnt, und der als Unterhändler an Moreau abgeschickt, von dem Staatsrath Real bei den

Verhöre, wie das Protokoll bewies, in den Mund gelegt worden: „Wir wissen, sagte der Richter, daß Sie zu Pichegrü gesprochen, Moreau habe einen starken Anhang im Senate; wir wissen, daß man gesagt, Moreau stehe an der Spitze einer Volksbewegung. Besinnen Sie sich, sonst hält man Sie nicht für einen Vertrauten, sondern für einen Mitschuldigen.“ Rolland sagte nun aus, daß Moreau sich auf diese Art gegen ihn geäußert, und die Sache der Bourbons von sich gewiesen, weil er selbst nach der höchsten Würde strebe. Aus allen Umständen ergab sich bei der Untersuchung, daß Moreau Lajollais Verlangen, mit Pichegrü zusammenzukommen, nicht erfüllt, daß beide gegen seinen Willen zu ihm gekommen, daß er Pichegrü gerathen, nach Deutschland zu gehen, um von dort seine Ausstreichung zu bewirken, daß er beiden sein Haus verboten, und da Pichegrü dennoch ein zweitesmal zu ihm gekommen, und ob er den Bourbons geneigt wäre, zu erforschen gesucht, ihm widersprochen, und ihn nochmals, nicht mehr zu ihm zu kommen, gebeten; daß Pichegrü darauf voll Unmuth von ihm weggegangen, und Rolland an ihn abgeschickt, der aber ebenfalls abgewiesen worden, wobei Moreau als thöricht jede Unternehmung für die Bourbons ihm lebhaft vorgestellt habe. Lajollais und Rollands Aussagen waren an sich und durch das persönliche Interesse, das beide dazu bewogen haben konnte, höchst verdächtig. Die bei David gefundenen Briefe aber unterstützten mehr die Vertheidigung Moreau's als dessen Anklage. Daß er endlich die Anzeige unterlassen, war durch kein französisches Gesetz verboten, Moreau also auch deßhalb nicht strafbar. Die öffentliche Meinung erklärte sich laut, selbst im Gerichtssaale, für seine Lossprechung. Die wachthabenden Gensd'armen d'Elité, Generale, wie Macdonald und Lecourbe, Personen aus allen Ständen,

bezeugten dem großen Manne, welcher ruhig und würdevoll mitten unter den Angeklagten, von diesen selbst geachtet, die allgemeinste Theilnahme erregte, ihren Beifall. Als nun am 3. Juni Moreau selbst mit dem edlen Gefühl seiner Unschuld und seines Verdienstes vor den Richtern sprach, als er sein ganzes Leben der Anklage entgegenstellte, und seine Unschuld vor dem Angesichte des Himmels und der Menschen betheuerte, da wurden alle Zuhörer hingerissen von Bewunderung, und viele ergriff der Vorsatz, ihn zu retten. Man drang des Nachts in sein Gefängniß, um ihn mit Gewalt zu befreien. Er aber wollte nicht, daß für ihn nur ein Tropfen Bluts vergossen würde. Die Vertheidigungsrede, die Bonnet hielt, widerlegte jeden Schein des Verdachts, und beschämte den Ankläger. Endlich ward nach achtzehnstündiger Berathung das Urtheil den 10. Juni gesprochen. Von zwölf Richtern erklärten sieben den General Moreau für unschuldig und frei; fünf aber für schuldig. Allein der Präsident und der berichterstattende Instruktionsrichter drangen gegen die Prozeßform auf die Fortsetzung der Berathschlagungen. Savari, Real und andere Boten der Regierung gingen in der Nacht ab und zu, um den Richtern Napoleons Willen anzuzeigen. Moreau durfte nicht losgesprochen werden; der Kaiser wagte es aber nicht, bei der lauten Stimmung der Soldaten, Offiziere und des Volks von Paris, den edelsten Bürger Frankreichs als ein Opfer seines Hasses und seiner Eifersucht zum Tode verurtheilen zu lassen. Die Richter wankten; aus politischen Gründen erklärte endlich der Mehrtheil, daß Moreau, wenn er auch unschuldig wäre, um die Regierung nicht in Gefahr zu setzen, als ein Opfer des Staats fallen müsse: sie verurtheilten ihn zu zweijähriger Haft, um dadurch, wie sie sagten, sein Leben zu retten. Nur Lecourbe, der das

Protokoll dieser merkwürdigen Sitzung bekannt gemacht hat, Rigoud und Dameuve beharrten standhaft, im Gefühl ihrer Pflicht als Richter, bei ihrer ersten Abstimmung für Moreau's gänzliche Freisprechung. Sie wurden in der Folge aus Paris verwiesen. Moreau unterwarf sich schweigend diesem Urtheil. Er begab sich allein, ohne Wache, unter dem Rufe des Volks: „Keine Haft, Freiheit für Moreau!" während Alles seine Flucht zu begünstigen schien, in das Gefängniß zurück. Georges ward zum Tode verurtheilt, Rolland zu zweijähriger Haft, Lajollais aber vom Kaiser begnadigt. Die Polizei fürchtete einen Aufstand zu Gunsten Moreau's, und hatte Gegenanstalten getroffen.

Der Kaiser ließ hierauf durch Fouche dem Gefangenen die Freiheit anbieten, unter Bedingungen, welche Moreau verwarf. Da beschloß er, ihn zu verbannen, und der Justizmeister machte den 21. Juni bekannt, der Kaiser habe Moreau'n die Erlaubniß ertheilt, in freiwillige Verbannung nach Amerika zu gehn, doch dürfte er, ohne des Kaisers Willen, Frankreichs Boden nicht wieder zu betreten. Savari brachte ihn hierauf unter Bedeckung nach Spanien. Er schiffte sich 1805 in Cadix nach Nordamerika ein. Seine schwangere Gemahlin folgte ihm nebst dem Sohne, nach Bezahlung der Prozeßkosten, mit dem Reste des Vermögens. Jetzt lebte Moreau, seinem Geist und seinem Herzen gemäß in glücklicher Einsamkeit, vom Jahre 1805 bis zum Juni 1813. Er reiste viel, und kaufte sich endlich zu Morisville am Delaware bei Trenton, unweit Philadelphia und Neu-York ein Gut an. Den Winter über lebte er in Neu-York, im Sommer beschäftigten ihn Jagd, Fischerei und Landbau. Seine Familie, wenige Freunde, unter diesen sein Adjudant, der Oberst Rapatel, und ein gutes Buch waren seine liebsten Freunde. Er beobachtete den Gang der Begebenheiten, urtheilte freimü-

thig, ohne Parthei zu nehmen, und sagte den Ausgang mancher ehrgeizigen Unternehmung voraus. Da verlor er im Dezember 1811 durch Brand sein Landhaus mit einer ausgewählten Bibliothek. Sein Sohn starb. Seine Gemahlin war in Familienangelegenheiten nach Frankreich gereist, durfte aber Bourdeaux, wo sie unter Aufsicht gestellt wurde, nicht verlassen. Jetzt lud ihn sein Freund, der Kronprinz von Schweden zu sich nach Stockholm ein. Napoleon unternahm damals den Krieg gegen Rußland, und der Exgeneral Malet entwarf den Plan zu einer Revolution in Paris. Moreau, dessen Ankunft in Europa jedermann erwartete, sollte als Präsident an der Spitze der provisorischen Regierung stehen. Aber Moreau lehnte des Kronprinzen Einladung ab, und wußte wahrscheinlich nichts von den Entwürfen Malets, dessen kühner Plan den 22. Oktober 1812 verunglückte. Im Dezember dieses Jahrs begab sich Moreau's Gemahlin mit ihrer Tochter Isabella, um ihre Gesundheit herzustellen, abermals nach Frankreich, durfte aber nicht ans Land treten. Sie mußte sich wieder einschiffen, und begab sich nach England. Indeß hatte Moreau, durch die Aufopferung der französischen Armee in Rußland aufs tiefste empört, sich entschlossen, auf des Kaisers Alexanders Einladung sich zu ihm nach Europa zu begeben. Er nahm weder einen Grad noch Gehalt an, sondern beschloß, als freier Weltbürger zu dienen der gerechten Sache Europa's, die auch die Sache seines unterdrückten Vaterlandes war. Nur ein Ehrgeiziger, nur der Selbstling wird es wagen, deßhalb einen Mann zu tadeln, der ein so guter Bürger, so edel, so uneigennützig, so erfahren und so einflußreich war, als Moreau. Sein Name, sein Aufruf und sein Kriegsplan würden wahrscheinlich Napoleons Macht schon in Deutschland vernichtet haben. Mehr wollte Moreau nicht. Aber die göttliche

Weltregierung hatte es anders beschlossen. Moreau landete den 26. Juli 1813 in Gothenburg; den 17. kam er in Stralsund an, wo der Kronprinz drei Tage mit seinem alten Freunde im innigsten Vertrauen lebte. Jener ging hierauf in sein Hauptquartier nach Oranienburg, und Moreau über Berlin und Züllichau nach Prag ab. Hier besuchte ihn den 17., am Tage nach seiner Ankunft der Kaiser Alexander. Ein seltenes Verhältniß bildete sich jetzt zwischen dem Monarchen und Moreau. Jener sah den letztern als seinen Rathgeber und Freund an; und Moreau, durchdrungen von Bewunderung und Liebe, weihte dem Kaiser sein Leben, ohne in seinen Dienst zu treten. Doch trug er die Uniform eines kaiserlichen Generaladjudanten. Er begleitete den Kaiser zu Pferd auf dem Marsche gegen Dresden, am 25 und 26. August. Denn von Dresden abgeschnitten, sollte Napoleons Macht an der Elbe gebrochen werden. Aber im Fluge eilte der französische Kaiser mit seinem Heere nach Dresden. Langsamer brach das Heer der Verbündeten aus Böhmens Gebirgpässen hervor. Um wenig Stunden zu spät erfolgte der Angriff; der Rückzug war, nachdem man die Stadt vergebens beschossen, nothwendig. Morau, kühn und thätig, mitten im Feuer, sah den 27., daß Napoleon den linken Flügel der Oestreicher umging. Eine Kanonenschlacht sollte dem französischen Heer die Wege nach Pirna und Freiberg öffnen. Standhaft warf das Mitteltreffen und der rechte Flügel der Verbündeten des Feindes Angriffe zurück. Da eilte Moreau von den äußersten Punkten der Schlachtfeldlinie zum Kaiser Alexander zurück. Er traf ihn Mittags hinter einer preussischen, von zwei französischen, vorn und seitwärts bestrichenen, Baterien, auf der Höhe bey Recknitz, wo das Mitteltreffen sich befand. Indem er hier zu Pferde mit dem Kaiser über die Schlacht sprach, stürzte er plötzlich

mit dem Pferde zu Boden. Eine Kanonenkugel hatte ihm beide Beine zerschmettert. Standhaft und ruhig übertrug er die Ablösung. Er ward, da das Heer den 27. Abends seinen Rückzug antrat, über das Gebirge getragen, blieb thätig für die allgemeine Sache, klagte nie, und tröstete seine Freunde, und starb an seinen Wunden den 2. Sept. 1813 zu Laun in Böhmen, ohne Reue, ohne Furcht, mit einem Herzen voll Liebe für Frankreich, und voll Achtung und Bewunderung für Alexander von Rußland.

## Ode auf Moreau's Denkmal.

Hier ruht auf heil'gem Gipfel des Großen Staub,
Des Großen, der kein anderes Vaterland,
Als unser freies Weltgebiete,
Ehrend die Würde der Menschheit, kannte.

Zweimal erhob Bellona ihr Flammen-Haupt,
Brach durch des Aufruhrs Frevel den alten Thron,
Und lieh der Willkühr Höllen-Vollmacht,
Winkend zu morden das Glück der Länder.

Zweimal entbrannt' im Starken der Kämpfer-Muth;
Doch nicht umgarnt' Ihn blendend der falsche Ruhm,
Ein ew'ges Denkmal sich zu bauen
Aus dem Entsetzen der blut'gen Erde.

Ihm ward, was mehr als Panner und Krone strahlt, —
Des Selbstbeherrschers göttliche Tugendkraft. —
Er war der Schutzgeist milden Friedens,
Held in dem Schlachtgewühl' und menschlich.

Er kam. Begeist'rung schwebte vor ihm einher;
Ein neuer Stern durchleuchtet' Europens Bund,
Und Hoffnung schlug im Puls der Völker,
Die nicht das droh'nde Geheimniß ahnden.

Da stürzt des Schicksals furchtbare Macht, ihn schnell,
Er fällt — er fällt — unnennbares Opfer uns!
Ihm weiht die Mitwelt bebend Zähren,
Und schon erblüht ihm der Glanz des Nachruhms.

Wenn hier ein Held den säuselnden Palmen naht:
So schwelle hoch der schlagende Busen ihm,
Wie an des Poleiden Hügel
Einst dem thessalischen Ueberwinder.

Hier feiert still, o Söhne Thuiskons! Ihr,
Die Dank beseelt, und glühendes Ruhmgefühl.
Der Genius unsers Vaterlandes
Hüte die Stätte des Gottgeweihten!

## Kosciuszko.

Der berühmte Pole, Graf Kosciuszko, der als Verfechter der Freiheit in beiden Halbkugeln unserer Erde geblutet hat, ward in Lithauen um das Jahr 1750, von zwar adelichen, aber wenig begüterten Eltern geboren, und in der für junge Edelleute, welche sich dem Waffendienst widmen, bestimmten Kadettenschule erzogen. Die Familie Czartorpski, welche um die Bildung ausgezeichneter Jünglinge manches Verdienst hat, soll, wie man versichert, vorzugsweise für seine Erziehung gesorgt haben. Er hatte sich als einer der beßten Zöglinge, hauptsächlich in der Mathematik und im Zeichnen bewährt, und ward zur Vollendung seiner Studien nach Frankreich gesandt. Der Umstand, daß er damals mit dem berühmten (im Jahre

1796 verstorbenen) Baumeister Perronet, welcher ein eben so edler Mensch als geistvoller Künstler war, genaue Bekanntschaft schloß, ist leider die einzige Nachricht, die von seiner Reise bis dahin aufgefunden ward. Beim Austritt aus der Kadettenschule traten die Jünglinge mit Offiziersrange in ein Regiment ein. Kosciuszko war, nach dem Aufenthalt etlicher Jahre in Frankreich, nach Polen zurückgekehrt, und erhielt eine Kompagnie. Seine eigentliche Kriegerbahn jedoch begann erst in den vereinten Staaten von Amerika, wohin ihn Ruhmgier und der Wunsch, sich im Kampfe für die Sache eines freien Volkes auszuzeichnen, geführt hatten.

Rußlands politischer Einfluß auf Polen, zumal seit 1764, dem Krönungsjahre von Stanislaus Poniatowski, Katharina's vormaligem Günstling, welcher auf dem Throne vielmehr der Stellvertreter dieser Kaiserin, als der polnischen Nation war; die von ihren natürlichen Bundesgenossen, Frankreich, Sachsen und Oesterreich, schwach unterstützte oder vielmehr verlassene Konföderation, Verfolgungen aller Art und Achtserklärungen gegen entschlossene Männer; eine Ueberzahl niederträchtiger Handlungen und Verräthereien durch verdorbene Menschen verübt, mitten unter einzelnen glanzreichen und rühmlichen Thaten der Vertheidiger der Unabhängigkeit; endlich dann im Jahre 1772 vollbrachte, und im folgenden Jahre durch des Reichstags erpreßte Zustimmung genehmigte erste Theilung Polens; dieß waren die schwierigen und traurigen Umstände, welche mit dem Knaben- und Jünglingsalter des Helden zusammen trafen. Er verließ das europäische Festland, schiffte sich ein, landete in den vereinten Staaten, und stellte sich dem Feldherrn Washington, ohne irgend eine mitgebrachte Empfehlung vor. Wofür sind Sie hieher gekommen? fragte ihn der General. — Ich kam in

der Absicht für Amerika's Unabhängigkeit zu fechten. — Was können Sie leisten? — Prüfen Sie mich, sagte Kosciuszko mit edler Bescheidenheit. — Er ward geprüft, und bald überzeugte man sich von seinen Kenntnissen und seiner Tapferkeit, wie von seinem edlen Charakter; er ward nun als Offizier gebraucht, und zeichnete sich in Kurzem aus.

Nachdem er einige Zeit als Freiwilliger bei der amerikanischen Armee gedient hatte, ward er am 18. Wintermonat 1776 vom Kongresse, auf einen Bericht des Kriegsausschusses zum Ingenieur mit Oberst-Rang ernannt, und er war hierauf, als Adjutant des Generals Gates, neben Hrn. Armstrang, dem nachherigen amerikanischen Minister in Frankreich, und später als Ingenieur-Oberst bei der vom General Gates, und nachher vom General Green befehligten Südarmee angestellt. Am 13. Weinmonat erhielt er, auf die Empfehlung des Obergenerals Washington, den Rang eines Oberst-Brigadier, zur Belohnung, wie das Patent sich ausdrückt, für seine langen, treuen und rühmlichen Dienste. Seine Talente, seine Uneigennützigkeit und sein Muth erwarben ihm allgemeine Achtung bei der Armee, bei Washington, Gates und Franklin; die französischen Offiziere zeichneten ihn nicht minder aus, und es ward ihm die Freundschaft des jugendlichen Generals la Fayette zu Theil, welcher bestimmt war, die Sache der Freiheit in Frankreich, fast eben so unglücklich, wie Kosciuszko in Polen, zu vertheidigen.

Im Jahre 1783 erst, nachdem England die Erklärung von Amerika's Unabhängigkeit anerkannt hatte, kehrte er nach Europa und in sein Vaterland zurück.

Er hatte hier lange in freiwilliger Zurückgezogenheit sich mit seinen gesammelten Erfahrungen, mit der Geschichte Polens, und mit den Aussichten der Zukunft beschäftigt,

als ihn der Reichstag zum General=Major ernannte, und er an dem schwachen und vergeblichen Widerstand, welchen jener von 1788 bis 1791 dem stets zunehmenden fremden Einfluß entgegen zu setzen versuchte, Theil zu nehmen im Fall war. Der Ruf, den er genoß, gründete sich einzig noch auf seine Thaten im amerikanischen Freiheitskriege, und politischen Kredit besaß er noch keinen.

Als Divisions=General unter den Befehlen eines königlichen Neffen, des jungen Paniatowski, welcher die Truppen anführte, die der zum Umsturz der Verfassung von 3. Mai 1791 anrückenden russischen Armee gegenüber stunden, hat er sich am 18. Heumonat 1792, in der unfern vom Bugflusse in Vollhinien gelieferten Schlacht, ruhmvoll ausgezeichnet. Die Russen hatten sich von Dubienka bis Opolin ausgedehnt, und griffen gleichzeitig alle polnischen diesseits des Bug befindlichen Posten an. Der stärkste Angriff war gegen den nahe bei Dubienka stehenden General Kosciuszko gerichtet. Er hielt den Angriff tapfer und standhaft aus, sah sich jedoch genöthigt, der feindlichen Uebermacht zu weichen, entschloß sich zum Rückzug, und bewerkstelligte diesen in beßter Ordnung bis nach Chelm, der Hauptstadt der gleichnamigen Woiwodschaft. Der russischen Armee gelang es erst nach einem Verlurst von viertausend Mann über den Fluß zu setzen. Dieser Vorfall erwarb dem General Kosciuszko Auszeichnung und großes Vertrauen unter seinen Waffengefährten Aber die Schwäche des Königs, der sich bald darauf Rußlands Vorschriften unterzog, lähmte die sich entwickelnde Vaterlandsliebe der Polen.

Kosciuszko war einer der Offiziere, welche nach dem schmählichen Friedens=Schlusse ihren Abschied verlangten. Bald sah er sich nun auch genöthigt, sein Vaterland zu verlassen, und die Liebe der Mitbürger begleitete ihn ins Ausland.

Während seines Exils ertheilte ihm die französische Nationalversammlung, durch eine feierliche Schlußnahme, das französische Bürgerrecht, gleichzeitig mit mehreren andern um die Menschheit verdienten Männern der alten und neuen Welt. Das Jahr 1793 brachte Kosciuszko größtentheils in Leipzig und Dresden zu; allein, seiner Entfernung ungeachtet, waren alle Blicke auf ihn gerichtet, sobald die polnische Nation und Armee, des fremden Joches müde, dasselbe von sich abzuschütteln den Entschluß gefaßt hatten. Nach mehreren in Warschau gehaltenen geheimen Zusammenkünften, beschlossen die Patrioten, welche damals Insurgenten hießen, und die eines Mannes bedurften, dessen Name, Kopf und Herz Zutrauen einflößen konnten, Kosciuszko zum Anführer und Feldherrn zu wählen, und sie sandten daher zwei Abgeordnete an ihn.

Wie unzulänglich immerhin auch die vorhandenen Hilfsmittel waren, begab sich Kosciuszko dennoch, in Begleite eines Polen, an die Gränze. Dieser, welcher itzt eine hohe Würde in seinem Vaterlande begleitet, setzte die Reise bis nach Warschau fort, um die Stimmung der Gemüther zu erforschen, das Volk vorzubereiten und die Häuptlinge, deren Ungeduld Alles zu überstürzen und dadurch auch Alles zu verderben drohete, zu mäßigen. Seine Rückkehr auf die Gränze hatte die Aufmerksamkeit der in Polen herrschenden Fremdlinge erregt, der Augenblick schien ungünstig, und konnte den Erfolg des Unternehmens gefährden; Kosciuszko trat eine Reise nach Italien an, und übertrug einigen Freunden die Sorge der Fortsetzung der geheimen Unterhandlung und die vorbereitenden Maßnahmen für einen allgemeinen Volksaufstand.

Die Patrioten in Warschau, welche entdeckt zu werden fürchteten, und Offiziere vorzüglich, die der nahen Auflösung des ganzen polnischen Heeres entgegen sahen,

drangen auf seine Rückkehr; im Hornung 1794 hatte er sich Polen genähert, und er betrat die Woiwodschaft Krakau im Augenblick, wo die Besatzung dieser Stadt die russischen Truppen vertrieben hatte. Am 24. Merz 1794 setzten die Bürger von Krakau die Conföderationsakte auf, welche auch sogleich dreihundert Unterschriften erhielt.

Sie sprachen darin eine feierliche Protestation gegen die verbündeten Mächte aus, welche das nördliche Europa für eine der Raubgier ihres Despotismus gewidmete Beute betrachteten, die heiligsten Rechte der Freiheit, der Sicherheit und des Eigenthums der Bürger mit Füßen traten, und Polen mit ihrer barbarischen und unversöhnlichen Rache zum Opfer bringen wollten. Die Werkzeuge der fremden Tyranei, die Glieder des permanenten Rathes, welchen die Unterdrücker aufgestellt hatten, den der Nationalwille gesetzlich aufhob und den itzt preusische und russische Bajonette wieder einsetzten, wurden als Verräther bezeichnet. Diese energische Erklärung der Bewohner von Krakau und die Bewaffnung der Polen geschah unter den Augen der fremden Gebieter: Eine freiwillige und einmüthige Zustimmung traf von allen Seiten ein. Kosciuszko ward durch diese Urkunde zum Haupt der Nationalmacht unter dem Namen eines Natzelnick oder Obergenerals, erklärt, und er sollte, Namens der Nation, auch die höchste Leitung der bürgerlichen und Staatsangelegenheiten übernehmen. Die einzige Gränze seiner Gewalt und die alleinige Gewährleistung der Freiheit der Nation lag itzt nur an seiner Mäßigung und Tugend. Er hat das Vertrauen seiner Mitbürger nicht getäuscht, und niemand hatte sich über Mißbrauch seiner vorübergehenden Dictatur zu beklagen.

Der zwiefache Aufruf, welchen er damals an das polnische Volk und die Armee erließ, zeichnet sich durch seine Einfachheit wie durch seine Freimüthigkeit und Stärke aus,

„Meine Mitbürger" (so drückte er sich in dem aus Krakau am 24. Merz 1794 erlassenen Aufrufe aus) ich kann das schändliche Joch der Sclaverei nur dann von uns abwerfen, wenn ihr mich eben so ungesäumt als nachdrucksam unterstützet. Leiht mir alle euere Kräfte und sammelt euch schnell unter die Fahnen des Vaterlandes und der Freiheit. Ein gleicher Eifer muß alle Herzen beleben, weil wir alle auch nur ein gemeinsames Interesse haben. Bringt der Nation einen Theil eures Vermögens zum Opfer, das ihr ohne dieß nicht mehr als euer Eigenthum betrachten könntet, seit die Willkühr tyrannischer Söldlingen darüber verfügte. Sendet streitfähige und bewaffnete Männer zur Armee. Die Verzweiflung läßt uns zum letztenmal zu den Waffen greifen.

Der Tod darf uns eben so wenig schrecken, als die Drohungen der Feinde.

Die Hoffnung, ein besseres Schicksal für uns und unsere Kinder zu erringen, belebt unsern Muth. Der entschlossene Wille, frei zu werden, ist der erste Schritt zur Abschüttlung des Sclavenjochs, und seine eigene Stärke kennen, ist das erste Erforderniße zum Siege."

Koskiuszko's Stimme wiederhallte in allen Herzen seiner Landsleute, und die polnische Jugend strömte unter seinen Fahnen zusammen.

Ein anderer Aufruf, den er gleichzeitig erließ, und der nicht geringern Eindruck hervorbrachte, war an die polnische Frauen gerichtet. Es verdient derselben Erwähnung, weil er theils von dem persönlichen Charakter, von den Gefühlen der Phantasie und dem Nationalcharakter seiner Landsleute zeugen mag, und hinwieder auf das ewige Gesetz der Natur hindeutet, welches die Staatskunst benutzen soll, und wodurch das zarte Geschlecht einen mächtigen, rechtmäßigen und wohlthätigen Einfluß auf die Männer

ner ausübt, während politischer Stürme zumal, in denen edle Gesinnungen und die edle Liebe des Vaterlandes sich in seltener Vollendung entwickeln.

„Edle Frauen, die Ihr der Menschheit Zierde und Schmuck seyd, (so redete Kosciuszko sie an) auch Euch gebührt zu wissen, was ich zum Wohl und zur Befreiung des gemeinsamen Staates zu thun entschlossen bin, denn auch Euch ist Polens trauriges Schicksal unter dem stets drückendern Joche seiner Feinde fühlbar geworden. Vernehmet, daß wir Euch von diesem Joche befreien wollen; aber vergönnet mir, edle Mitbürgerinnen, eine Bitte an Euch zu richten; möge sie Eure zärtlichen und gefühlvollen Herzen rühren! Es kann Euch nicht entgehen, daß ein unterdrücktes Volk, welches seine Freiheit und seine Rechte herstellen will, dieses ohne Opfer nicht zu Stande bringen mag, die jeder Bürger und jede Bürgerinn darbringen müssen. Eure Brüder, Eure Söhne, Eure Gatten waffnen sich zum Kampf; unser Blut soll euer Glück befestigen. Edle Frauen, wenn unser Blut fließen wird, so tragt alsdann Sorge für euere Vertheidiger."

Wenige Tage nach seiner Ernennung zum General-Kommando, vernahm er das Anrücken der russischen Armee. An der Spitze von 4,000 Mann zog er aus Krakau; es waren größtentheils Bauern, im Kriege unerfahren, mit Picken und Sicheln bewaffnet, aber entschlossen und muthvoll. Am 4. April 1794 lieferte er dem Feind bei Raslawien eine Schlacht; das Gefecht dauerte von 3 Uhr Nachmittags bis 8 Uhr Abends. Die Polen trugen den vollständigen Sieg davon, blieben Meister des Schlachtfeldes, und erbeuteten eilf Kanonen, nebst Gespann und Munition. Der Feind verlor 3,000 Mann, und warf fliehend Waffen und Patrontaschen von sich. Einige, nur mit Sicheln bewaffnete Bauern bemächtigten sich einer Bat-

terie. Am Schlusse des Berichts, welchen Kosciuszko über dieß wichtige Treffen erstattete, drückte er sich also aus: „Lernet endlich, Polen! eure Stärke kennen, sie vollständig gebrauchen und den entschlossenen Willen für Freiheit und Unabhängigkeit geltend machen. Durch euren Muth und eure Eintracht werden wir das rühmliche Ziel erreichen. Seid auf Siege gefaßt und auf Niederlagen. Der Geist der ächten Vaterlandsliebe muß bei den einen wie bei den andern fest und ruhig bleiben. Was mich betrifft, so bleibt mir anders nichts übrig, als euren edlen Anstrengungen das verdiente Lob zu ertheilen, und zu wiederholen, daß auch noch mein letzter Blutstropfe eurer Sache gewidmet bleiben wird."

Die in Warschau aufgestellte provisorische Regierung erklärte, daß sie es für ihre erste Pflicht halte, mit dem Helden in Verbindung zu treten, der die Nation zum neuen Daseyn rief, und den Geist neu belebte, welcher einem freien Volke ziemt; sie forderte Kosciuszko auf, dem polnischen Volke seine wahre Lage bekannt zu machen, und ihm auch unglückliche Ereignisse, wo solche eintreffen sollten, nicht zu verhehlen.

Gegen Ende Mai's schlug und zernichtete der polnische Oberbefehlshaber ein russisches Armeekorps, das unter General Denisow am Weichselufer in einem dichten Gehölze verschanzt war. Ein Chorherr in Krakau hatte dem russischen Feldherrn geschrieben, er wolle sich in Kosciuszko's Lager begeben, und unter dem Vorwand, er komme, um ihm für seine dem Vaterland geleisteten Dienste zu danken, ihn meuchelmorden. Der Brief ward aufgefangen, und der Verräther empfieng den Lohn seiner feigen Missethat. Es erhöhte dieser Vorfall den Enthusiasmus der Polen für ihren tapfern Heerführer, zugleich aber auch ihre Wachsamkeit und Vorsicht gegen die geheimen Werkzeuge der Feinde.

Zu Anfang Brachmonats wurden die Polen von den vereinten russischen und preusischen Truppen, die mit Artillerie versehen waren, angegriffen; ihr Verlurst an Todten und Verwundeten betrug ungefähr 1000 Mann, Kosciuszko hatte als einsichtsvoller Heerführer und als tapferer Soldat seine Pflicht erfüllt; der Bericht, den er über den Vorfall erstattete, sucht den erlittenen Verlust weder zu verhehlen, noch zu verkleinern, aber voll edlen Selbstgefühls ist er gleich fern von jeder Verzagtheit und Reue.

Kurz nachher erließ der Feldherr unterm 10. Brachmonat 1794 aus seinem Lager bei Kiela eine Kundmachung über den neuen Kriegesplan, den er einschlagen will, um das niedergeschlagene, und unter dem Sklavenjoch erdrückte Volk neu zu ermuthigen, und den Kampf gegen die Feinde auch auf die früher der Republik gewaltsam entzogenen Provinzen auszudehnen. Er will den Einwohnern, welche in den Genuß der kostbaren Vorrechte ihres Landes wieder eingesetzt zu werden wünschen, überall hilfreiche Hand bieten. Seinen Soldaten empfiehlt er strenge Mannszucht. Als rechtmäßige Beute, sagt er, darf nur, was Eigenthum der feindlichen Regierungen ist, betrachtet werden. Den Anführern der Linientruppen ertheilte er endlich die Weisung, den Krieg sobald möglich über die Gränzen Polens hinaus zu verlegen, „was um so leichter ist, weil durch den Einmarsch des Feindes in unser Land die meisten der ihnen angehörenden Landschaften ohne Vertheidigungsmittel, und bereit sind, gegen sie aufzustehen."

Im Heumonat ward Kosciuszko's in der Nähe von Warschau gelagerte Armee durch die Kunde der in Kurland und Semigallien durch die Patrioten erfochtnen Vortheile angefeuert; sie überfiel die Russen und Preußen, und vertrieb dieselben aus ihren Verschanzungen. Inzwi-

schen erhielt aber die Armee der Verbündeten neue Verstärkungen, so, daß sie sich der Hauptstadt stark näherte, um sowohl diese, als das verschanzte Lager Koscinszko's beschießen zu können. Der Anfang der Beschießung erfolgte in den letzten Tagen des Heumonats. Die Polen erwiderten sie durch ein lebhaftes und wohl geregeltes Feuer, das die Belagerer hinderte, ihre Batterien so weit vorzurücken, um mit ihren Kugeln die Mitte der Stadt zu erreichen. Der polnische Feldherr seinerseits behielt seine Stellung, die ihm den freien Verkehr mit den angränzenden Gegenden für den Unterhalt seiner Truppen sicherte. Eine in Kurland und Semigallien befindliche polnische Division war beauftragt, die russischen Kouriere aufzufangen; bei Wilna in Litthauen ward ein russisches Korps geschlagen, und eine andere polnische Armee erfocht auf der Seite von Preußen bedeutende Vortheile.

Während aber die muthige Nation für ihre Unabhängigkeit kämpfte, und durch Tapferkeit die geringere Stärke ersetzte, waren einige verdorbene Menschen, durch strafbare Aussichten auf Geld und Ehrenstellen geleitet, mit schändlichem Verrathe beschäftigt. Der General Wienawski, überwiesen, für 3000 Dukaten die Uebergabe der Stadt Krakau, deren Gouverneur er war, verhießen zu haben, ward zum Tode verurtheilt, und des Flüchtlings Strafe an seinem Bilde vollzogen. Der Nationalrath beschloß, es sollen die Besitzungen der Verräther eingezogen, und an die Vertheidiger der Freiheit vertheilt werden.

Die höchst gefährliche Lage hatte eine verhältnißmäßige Spannung der Gemüther zu Folge; Furcht und Mißtrauen reizten wilde Leidenschaften auf; gewaltsame Maßnahmen gingen als nothwendiges Resultat aus dem Kampfe der Leidenschaften und dem Widerstand der Partheien hervor.

Bei der Nachricht der Einnahme Krakau's durch den Feind, gerieth das Volk von Warschau in Wuth. Am 28. Brachmonat wurden auf den öffentlichen Plätzen Galgen errichtet; der Pöbel drang in die Gefängnisse, und brachte seiner Rachsucht Unglückliche zum Opfer, die wegen Theilnahme verrätherischer Unternehmungen angeklagt waren. Kosciuszko, fern von feiger Schonung und von kleinmüthiger Nachsicht für Verbrechen, welche die große Angelegenheit schändeten, für die er an der Spitze seiner Nation kämpfte, dabei unbekümmert um wandelbare Volksgunst, zögerte nicht, seinen Unwillen und seinen strafenden Ernst kund zu thun. „Die Vorgänge in Warschau, schrieb er, haben mein Gemüth mit Kummer und Schmerz erfüllt. Die Schuldigen sollten gestraft werden; allerdings, — aber warum wurden sie ohne Urtheil gestraft? Warum wurden heilig seyn sollende Gesetze verletzt? Warum ward derjenige, der in ihrem Namen zu euch sprach, beschimpft, verwundet und mißhandelt? Ziemt solches Betragen einem Volke, das die Waffen nur für Freiheit und Gerechtigkeit ergriffen hatte, durch die es auch allein bestehen und siegen mag? . . . Glaubet, Bürger, daß es falsche und verkehrte Menschen sind, die mit euren grausamsten Feinden in Verbindung stehen, welche euch mißleiten und aufhetzen, weil sie eure Regierung stürzen und Aufruhr gegen Gesetze und Ordnung anzetteln wollen. Seyd auf eurer Huth, und nicht erst, wenn es zu spät seyn wird, jene verbrecherischen Umtriebe ihrer bezahlten Werkzeuge, die euch verführen und eure Stärke mißbrauchen wollen, zu erkennen. . . . Sobald die Beendigung des Krieges mir gestatten wird, auf den Rang zu verzichten, den ihr mir übertragen habt, so werdet ihr mich wieder als einfachen Bürger in euren Reihen sehen. Vielleicht ist der Anblick eines Soldaten, der im Kampfe für sei=

nes Landes Freiheit sein Leben vielfachen Gefahren aussetzte, euch alsdann nicht völlig gleichgültig. Auf daß aber dereinst nichts unsere dann zu erwartende Freude stören möge, so betrübet, ich beschwöre euch dessen, eure Vertheidiger nicht durch anarchische Auftritte. . . . Denket bei der Erinnerung an mich, daß eure ungetheilte Sorge auf das gerichtet seyn soll, was den Sieg der Freiheit befördern kann; daß auf der Eintracht allein eure Stärke beruht; daß Gerechtigkeit und nicht Gewaltthätigkeit unsern Verstand und unsere Würde in den Augen aller Völker gewährleisten kann."

Die Theilnehmer an dem Morde der Gefangenen wurden in Warschau vor Gericht gezogen; die Verhandlungen legten die äußere Einwirkung zu Tage; sieben derselben wurden zum Tode verurtheilt. Nach Vollziehung des Urtheils schrieb Kosciuszko an den Nationalrath: „Ich vernehme, daß auch nach vollzogener Strafe der Haupttheilnehmer an den Unordnungen des 28. Brachmonats weitere Verhaftungen statt finden. Wenn ich durch meine frühern Schreiben die Beschleinigung des Prozesses empfahl, so war meine Absicht nicht, kurze Verirrungen mit Verbrechen auf eine Reihe zu stellen; diese müßen schnell und streng bestraft, die andern aber auf immer vergessen werden. Wenn sich aus der Einleitung des Prozesses ergiebt, daß ein Bürger, der an den Vorgängen des 28. Brachmonats Theil nahm, nicht das Werkzeug von Umtrieben oder von Bestechung gewesen ist, sondern durch blinden Eifer irre geführt ward, so muß dieser Eifer gegen den Feind benutzt, und ihm Anlaß verschafft werden, im Blut unserer Bedrücker, die durch den Aufruhr gegen die Gesetze befleckten Hände rein zu waschen. Ich wünsche daß der Nationalrath dem Strafgerichte die Weisung ertheilen möge, denjenigen Verweise zu geben, die mehr als Verirrte

denn als Schuldige müssen betrachtet werden; ihnen am Beispiele der Verurtheilten zu zeigen, daß das Gesetz jede an seiner Majestät begangenen Verletzung straft; ihnen fühlbar zu machen, daß die Regierung mild und strenge zugleich ist, und sie zu der Ueberzeugung zu bringen, daß sie nur in tapferer Bekämpfung des Feindes sich neue Achtung verschaffen und der Nachsicht der Regierung würdig machen können."

Der polnische Feldherr setzte inzwischen den Divisionskrieg auf verschiedenen Punkten mit Nachdruck fort. Seine leichten Truppen hatten sich mehrerer Städte bemächtigt und waren verschiedentlich in Schlesien eingedrungen.

Preußens Belagerungsheer vor Warschau litt Mangel, während Kosciuszkos Armee alle Bedürfnisse in Ueberfluß besaß. Goldne Ringe mit der Aufschrift: das Vaterland seinen Vertheidigern zum Lohne, wurden den Soldaten zu Theil, die sich am rühmlichsten ausgezeichnet hatten.

Polens Unabhängigkeit schien obzusiegen, mit theilnehmenden Wünschen sah Europa diesem Ausgang entgegen, als auf einmal sich die Lorbeeren der Vertheidiger der Freiheit in traurige Zipressen verwandelten. Ein einziger Tag entschied das Loos des unglücklichen Polens.

Kosciuszko hatte rühmlich gegen die vereinte russische und preusische Armee, welche Warschau belagerte gekämpft. Der König von Preußen, der sein Heer persönlich anführte, mußte nach zweimonatlichen anhaltenden und blutigen Gefechten und nach einem vergeblich versuchten Sturme, die Belagerung aufheben, und nach Grospolen ziehen, wo ein allgemeiner Aufstand ausgebrochen war. Kosciuszko sandte Verstärkung auf die bedrohten Punkte hin. Er selbst stand im Begriff nach Lithauen abzugehen, als er von einem durch die Russen in dieser Provinz erfochtenen bedeu-

tenden Sieg Kunde erhielt. Darauf kehrte er nach Warschau zurück, um gegen die sich von allen Seiten vermehrenden Gefahren neue angemessene Widerstandsmittel zu Stande zu bringen; eilends verließ er am 29. Herbstmonat die Stadt wieder, zur Wagniß einer Hauptschlacht entschlossen, um die Vereinigung der Armee des Generals Fersen mit Suwarows Heere zu hindern. Ein von den Russen aufgefangener Befehl, dessen Vollzug den Plan sichern sollte, ward die Schuld seines Mißlingens. Kosciuszko, der Hilfe einer Abtheilung von 15000 Mann beraubt, auf die er gezählt hatte, hielt den Angriff der Feinde tapfer aus, und schlug sie dreimal zurück. Endlich aber trug die Zahl über die Tapferkeit den Sieg davon. Das polnische Heer ward durchbrochen; Unordnung löste seine Reihen auf. Mehrmals sammelte der General die ihm zunächst befindlichen Truppen wieder, und überall befand er sich unter den Streitenden voran. Seit der krakauer Conföderation trug er meistens die polnische Bauernkleidung, um diese verachtete Menschenklasse zu heben und zu ehren, und den National-Enthusiasmus, für den sie in ihrer Erniedrigung wenig empfänglich zu seyn schienen, ihr neu anzufachen; auch am Schlachttage trug er diese Kleidung. Ein Kosacke, der ihn nicht kannte, verwundete ihn mit seiner Lanze, und warf ihn vom Pferde. Die in der Nähe befindlichen Polen stießen einen Schrei des Entsetzens aus, und nannten seinen Namen. Der Feldherr erhob sich vom Falle, und gieng einige Schritte vorwärts, als ein Offizier ihn durch einen Säbelhieb bewußtlos zu Boden streckte. Ein russischer General, welcher ihm persönlich verpflichtet war, ließ, wie versichert wird, ihn vom Schlachtfelde wegtragen, seine Wunden verbinden, und ihm sorgsame Pflege zu Theil werden; er begleitete ihn auch selbst nach St. Petersburg, wohin

ihn Katharina zu bringen Befehl ertheilt hatte. Unter Kosciuszko's Unglücksgefährten, die zugleich nach der russischen Hauptstadt gebracht, und anfänglich in Gefängnissen, hernach in einem alten Pallaste Gregor Orlows verwahrt wurden, befanden sich Ignaz Potocki, der Präsident des hohen Nationalraths, und der junge Dichter Niemcewiz, welcher durch Tapferkeit und Talente gleich ausgezeichnet, Kosciuszko's Freund, und ihm zur Seite verwundet und gefangen genommen ward.

Eine zur verabredeten Zeit ausbleibende Division war Schuld der verlornen Schlacht von Maciejowice, in welcher Polens Unabhängigkeit zu Grunde ging. Kosciuszko's Gefangenschaft raubte dem Staat seine letzte Stütze. Das Jahresfest ihres tapfern Vertheidigers aber haben die Bewohner von Warschau, auch während er Gefangener in Rußland war, durch allgemeine Beleuchtung gefeiert.

Kosciuszko's politische Rolle war nun zu Ende, und von nun an beruhete sein Ruhm auf seinem Unglück und auf seiner Tugend. Zwei Jahre blieb er in Kriegs- oder vielmehr in Staatsgefangenschaft, bis die Kaiserin Katharina am 6. Wintermonat 1796 ihr Leben endigte.

Es war eine der ersten Handlungen ihres Thronfolgers, des Kaisers Paul, im Begleit seiner zwei Söhne, der Großherzoge Alexander und Konstantin, das erlauchte Opfer der edelsten Hingebung in seinem Gefängniß zu besuchen. Der Kaiser anerbot dem polnischen Helden Freiheit, ansehnliche Geschenke von Grundstücken und Bauern, Ehre, Würden und ein Armeekommando.

Kosciuszko lehnte die Anerbietung ab, und erklärte dem Monarchen: wie er nur allein unter den Fahnen der Unabhängigkeit in Amerika und in Polen gekämpft habe, und einer andern Sache zu dienen, sich nicht entschließen

könne. Die Geschenke hatte er Anfangs, um durch unbedingten Ausschlag den Kaiser nicht zu beleidigen und seine Unglücksgenossen zu gefährden, vielleicht auch, um seine Freiheit desto eher zu erhalten, angenommen; er sandte sie nachher aus England im Begleit eines Schreibens zurück, worin er die Unmöglichkeit ausdrückte, etwas zu behalten, was ihn zur Dankbarkeit gegen einen der Monarchen, die aus der Theilung seines Vaterlandes Vortheil zogen, verpflichten würde. Ein Zeugniß der Aerzte über seine Gesundheit hat wahrscheinlich Kosciuszko's Befreiung befördert; er benützte sie, um über Schweden nach England zu reisen, wo ihm ruhmvolle Auszeichnung zu Theil ward, und von wo er sich nach den vereinten Staaten begab.

Im Jahre 1797 traf er in Neu-York ein. Ein im Tagebuch des Kongresses abgedruckter Beschluß vom 23. Jänner 1798 sprach ihm Kapital und Interessen zu von einem ihm zustehenden fünfjährigen Gehalt, der während des Krieges für Unabhängigkeit von ihm begleiteten Stelle; diese Summe von ungefähr sechszehntausend Piaster machte um diese Zeit den Hauptbestandtheil seines Vermögens aus.

Ein dringendes Bedürfniß, sich seinem Vaterlande wieder zu nähern, und eine schwankende Hoffnung, es dürften die politischen Stürme in Europa eine für Polens Herstellung günstige Wendung nehmen, bestimmten ihn bald wieder zur Rückkehr. Nicht über England, sondern auf geradem Wege traf er im Heumonat 1798 in Frankreich ein, wo er mit der seinem Charakter, seiner Tugend und seinem Unglück schuldigen Achtung empfangen ward. Seine Verwendung und persönlichen Verhältnisse zu dem Vollziehungs-Direktorium haben damals zur Annäherung zwischen Frankreich und den vereinten Staaten wesentlich beigetragen.

Gegen Ende 1799 überreichten die bei der italienischen Armee angestellten Polen dem Helden ihres Vaterlandes den im Gnadenort Loretto gefundenen Säbel, welchen einst Johann Sobieski geführt hatte.

Kosciuszko wohnte in Paris; seine Verbindungen mit den Gliedern des diplomatischen Korps veranlaßten die Bekanntschaft mit dem damaligen Minister der helvetischen Republik, Herrn Zeltner, einem einfachen und freisinnigen Manne, dessen Charakter dem seinigen am meisten zusprach. Aus gegenseitigem Gefallen entspann sich die enge Freundschaft, welche bis zu Kosciuszko's Tod zwischen beiden bestanden hat. Im Jahr 1801 nahm er die Einladung seines achtungswerthen Freundes an, zog in sein Haus, und lebte fünfzehn Jahre im Schoose seiner Familie; zur Zeit des Wiener Kongresses begab er sich nach Wien, und von da in die Schweiz, wo er bei einem andern Herrn Zeltner, dem Bruder seines Freundes in Paris, und der vormals Regierungsstatthalter in Solothurn gewesen ist, seinen Aufenthalt wählte.

Damals, als Kosciuszko nach Europa zurück kam, befand sich die französische Regierung im Krieg mit den Mächten, welche Polen getheilt hatten, und unter deren Fahnen sich mehrere Tausende gezwungen dienender Polen befanden. Der polnische Feldherr schlug den Mitgliedern des Vollziehungs-Direktoriums vor, aus seinen Mitbürgern, auf die sein Einfluß fortdauernd groß war, ein ansehnliches Hilfskorps zu errichten; von dem Direktorium verlangte er hinwieder die Zusicherung, daß Polens Unabhängigkeit eine Bedingung der allgemeiuen Friedensunterhandlungen seyn solle. Ein bestimmter Vortrag hierüber scheint zwar, so viel man weiß, nicht zu Stande gekommen zu seyn, aber Verheißungen wurden gegeben, und Kosciuszko erfüllte die seinigen; die Polen folgten

seinem Rufe, und sammelten sich in großer Zahl unter den Fahnen Frankreichs. Sattsam bekannt ist hinwieder, wie das Direktorium, und nach ihm Bonaparte, als Konsul und Kaiser, ihre Zusagen erfüllten, und wie traurig das Schicksal der tapfern polnischen Legionen ward, die für ihr Vaterland zu streiten glaubten, als sie ihr Blut in den Reihen der Franzosen auf fernen Punkten des Erdballs vergoßen.

Im Jahre 1814, als Frankreichs Boden von den Heeren der vereinten Mächten überzogen ward, lebte Kosciuszko einsam iu der Wohnung seines Freundes Zeltner zu Berville bei Fontainebleau. Ein polnisches Truppenkorps besetzte das Dörfchen Eugny in der Nähe bei Berville, und ließ sich grobe Ausschweifungen zu Schulden kommen.

Der ehrwürdige Greis trat unter die Krieger, in einer Kleidung, die ihn, mehr noch als sein Alter, unkenntlich machte. „Polen — so redete er sie in ihrer Sprache an — bin ich es gewesen, der euch ein solches Beispiel gab? Habt ihr unter meiner Anführung Dörfer verwüsten, ruhige Bürger mißhandeln, Weiber und Kinder umbringen gelernt? Dieses Betragen mag niedrigen Sklaven ziemen, die sich im Kriege für die Sklaverei des Friedens entschädigen; wie aber sollten Menschen, die einst frei waren, sich solches erlauben?"

Offiziere und Soldaten erstaunten über die mit Ernst und Rührung gesprochenen Worte. Betroffen von dem Kontrast der Kleidung und Rede des Greisen, von der edlen Sprache und der Heiterkeit seines Antlitzes, waren sie eine Weile verstummt, dann aber erwiederten sie: „Sie sind nicht, was Sie zu seyn scheinen, Sie kennen uns, Sie reden unsere Sprache; wer sind Sie? wie heißen Sie?" Der Unbekannte schien einige Augenblicke der Antwort ausweichen zu wollen, aber lange vermochte er den dringenden

Bitten nicht zu widerstehen, und mit weinenden Augen ging das Wort über seine Lippen: „Ich bin Kosciuszko!" Alsogleich stürzten die Polen vor ihm nieder, umfaßten seine Kniee, baten tausendmal um Verzeihung, vergossen Thränen, und konnten sich an der benarbten Stirne ihres greisen Heerführers nicht satt sehen.

Das kleine Dorf Cugny, das Schloß Berville und die Umgegend blieben aus Achtung für Kosciuszko's Namen von Kriegslasten frei. Der Kosacken-Hettmann Platow sandte bald hernach dem polnischen Helden eine Ehrenwache. Seine Wohnung, seine Person und die Familie seines freundlichen Wirthes, welche er als die Seinige ansah, wurden unter Alexanders besondern Schutz gestellt. Der Kaiser hatte bald, nachdem er in Paris eingetroffen war, den Wunsch geäußert, Kosciuszko zu sehen. Er ließ ihn in seinem Wagen abholen, bot ihm die Hand, umarmte ihn herzlich, und unterhielt sich geraume Zeit in freundschaftlichem und vertrautem Gespräche mit ihm. Am 9. April 1814 hatte der polnische Held, dem stets nur das Wohl seines Vaterlandes und seiner Freunde am Herzen lag, Folgendes an den Kaiser geschrieben:

„Sire, wenn ich es wage, aus meiner stillen Einsamkeit meine Bitten an einen großen Selbstherrscher, einen großen Feldherrn, und voraus an einen erlauchten Freund und Beschützer der Menschheit zu richten, so geschieht es, weil sein Edelmuth und seine Großherzigkeit mir bekannt sind. Ich bitte Sie um eine dreifache Gunst. Zuerst dafür, daß Sie eine allgemeine Amnestie allen Polen, ohne irgend eine Beschränkung ertheilen, und daß die im Ausland zerstreuten Bauern, wenn sie in ihre Heimath zurückkehren, frei seyn mögen; zweitens bitte ich, daß Euer Majestät sich zum König von Polen erklären wollen, mit einer freien, der brittischen ähnlichen

Verfassung; daß öffentliche Schulen, auf Kosten der Regierung, für den Unterricht der Bauern errichtet; daß die Leibeigenschaft der letztern innerhalb zehn Jahren abgeschafft, und ihnen das volle Eigenthumsrecht ihrer Besitzungen eingeräumt werde. Wenn meine Bitten gewährt werden, so will ich, obgleich krank, persönlich erscheinen, um mich Ew. Majestät zu Füssen zu werfen, und Ihnen als meinem Suuverain die ersten Danksagungen und Huldigungen zu bringen. Könnten meine schwachen Fähigkeiten noch einigermassen nützlich seyn, so würde ich auch gern ungesäumt zu meinen Landesleuten hineilen, um meinem Vaterland und meinem Souverain mit Ehr und Treue zu dienen. Mein drittes Gesuch, Sire, betrifft zwar eine Privatsache, die aber meinem Herzen sehr theuer und angelegen ist. Ich wohne seit 14 Jahren in dem achtungswerthen Hause des Herrn Zeltner, eines Schweizers und vormaligen Gesandten seines Landes in Frankreich; ich habe viele Verpflichtungen gegen ihn, allein wir sind beide arm, und er hat eine zahlreiche Familie. Ich bitte für ihn um eine ehrenhafte Stelle, entweder in der neuen Regierung von Frankreich, oder in Polen. Er ist ein wohlunterrichteter Mann, und ich kann seine erprobte Treue verbürgen."

Kosciuszko theilte mit Locke die Ueberzeugung, daß auf der Verschiedenheit der Erziehung zunächst der große Unterschied beruhe, welcher zwischen dem Menschen statt findet, und daß durch Erziehung und Unterricht allein die Verbesserungen der menschlichen Gesellschaften und der Staaten möglich sey. Darum war es dann auch sein angelegener Wunsch, große landwirthschaftliche und Industrieschulen in seinem Vaterland errichtet zu sehen. Er hat in dieser Absicht, während seines spätern Aufenthalts in der Schweiz, die schönen Landwirthschafts- und Erziehungs-

Anstalten des Herrn von Fellenberg in Hofwil wiederholt mit theilnehmender Aufmerksamkeit besucht und in den letzten Jahren seines Lebens der beruhigenden, und tröstenden Aussicht genossen, durch Kaisers Alexanders großherzigen Edelsinn manche seiner vaterländischen Wünsche für die Restauration seiner Landesleute, der Erfüllung näher gerückt zu sehen.

Zu Anfangs des Jahrs 1815 ward er von mehrern seiner Mitbürger und Freunde ersucht, sich nach Wien zu begeben, um hier unmittelbar bei den einflußreichsten Männern des Fürstenkongresses die Sache Polens zu verfechten. Er trat in Begleitung eines Sohnes von seinem Freunde Zeltner die Reise an, ward aber durch zufällige Umstände und Hindernisse unterwegs aufgehalten, so, daß er eben erst, als der Kongreß sich auflöste, in der österreichischen Hauptstadt eintraf. Zu Braunau begegnete ihm der von Wien zurückkehrende Kaiser Alexander, welcher sich zwei Stunden mit ihm unterhielt. In Wien sah er öfters den Prinzen Adam Czartorvski, einen Landsmann, den er vorzüglich ehrte und liebte, und begnügte sich übrigens, einigen noch anwesenden Kongreßmitgliedern eine Note und einige die Verhältnisse Polens betreffende Bemerkungen zu überreichen; er reiste hierauf nach Solothurn in der Schweiz, wo er bei dem Bruder seines Freundes Zeltner, mit dem er hinwieder bald auch selbst vertraute Freundschaft knüpfte, seine Wohnuug nahm.

Hier hat der ehrwürdige Mann seine letzten Lebensjahre mit der edelsten Wohlthätigkeit ausgefüllt. Er suchte Unglückliche in ihren Wohnungen auf, und brachte ihnen gleichzeitig Trost und Unterstützung. Da er täglich einen Spazierritt zu machen gewohnt war, und keinen ohne solche Besuche oder Austheilung reichlicher Almosen vorbeigehen ließ, so ward seine Mildthatigkeit bald in der

Umgegend bekannt, und das Zuströmen der Bittenden und Hilfesuchenden ward, zumal in den letzten Zeiten der Noth, überaus groß. Man hielt ihn für reich, weil er den größten Theil seiner mäßigen Einkünfte seinen Freunden oder den Armen gab; er selbst lebte sehr einfach, hatte nur wenige Bedürfnisse und beobachtete in seinen persönlichen Ausgaben strenge Sparsamkeit.

Die Pflichten der Freundschaft erfüllte Kosciuszko in seltener Vollendung und mit ausnehmender Zartheit. Sein Zutrauen und seine Freundschaft schenkte er freilich nur da, wo er eine völlige Uebereinstimmung der Denkungsart und Gefühle des Freundes mit seinem eigenen gefunden hatte; wo dieß dann aber der Fall war, da vereinbarten sich auch das Thun und Lassen, die Neigungen und Interessen des Freundes mit den seinigen vollends. Während seines Aufenthaltes in Solothurn wollte er seinen gewohnten Umgangskreis nie über die Familie und die Gesellschafter seines Freundes und Hauswirthes ausdehnen. Er vermied es, die angesehensten Personen der Stadt zu besuchen, als er inne ward, daß ihre Meinungen oder die Zeitumstände eine Scheidewand zwischen ihnen und der kleinen Zahl Männern aufgeführt hatte, die er kennen lernte und seiner Achtung werth hielt. „Ich bin Ihnen zugethan, sagte er zu einem von diesen, nicht nur weil ich sie als Ehrenmann kenne, der sein Vaterland aufrichtig liebt, sondern auch darum, weil Sie ein Mann von Charakter sind. Ich will Ihren Mitbürgern zeigen, daß auch ich es bin, und daß ich Ihre Gesinnungen theile."

Diesem edlen Stolze schloß sich eine große Bescheidenheit an. Kosciuszko vermied jede Art von Auszeichnung, und wich jeder Ehrenbezeugung aus, die ihm sollte zu Theil werden. Den Hochmuth verachtete er, wo er ihn antraf. Seine Ordens-Dekorationen trug er nie, und

lachte

lachte der Thoren, die sich durch einen, oft sehr unverdienten, Kreutz- und Bänderschmuck über Andere gehoben glauben. Es kam ihm sehr seltsam und tadelnswerth vor, die Häupter von Freistaaten mit fremden Ordensbändern und fürstlichen Kammerherrn-Schlüsseln behangen zu sehen, und er hielt dafür, wer seine wahre Würde so weit vergesse, der sollte die Ehrenstellen verlieren, an die ihn das Zutrauen seiner Mitbürger gerufen hatte.

Es sey mir vergönnt (sagt Herr Jullien, der Verfasser der hier im Auszuge übersetzten biographischen Skizze,) am Schlusse dieser Erinnerungen eines letzten Besuches zu gedenken, den ich, nicht lange vor seinem Tode, dem polnischen Helden in Solothurn zu erstatten das Glück hatte. Ich ward von ihm, nebst seinem Freunde Zeltner, zu einem Spaziergang nach der unfern der Stadt gelegenen Einsiedelei geladen. Der eine meiner Söhne und Morton, ein junger Amerikaner, aus Pestalozzi's Erziehungs-Anstalt, waren unsere Begleiter; sie betrachteten mit ehrfurchtsvoller Rührung die Züge des verehrten Mannes. Ein schöner Herbstabend erhob die Reize der einsamen und mahlerischen Gegend; die romantische Landschaft und die Gegenwart des ruhmwerthen Fremdlings, erinnerten mich an die nachstehenden Verse einer unserer Dichter (des Herrn Arnault:), den die Schicksale eines unsteten Lebens, eigenes Unglück und das Unglück des Vaterlandes in eine Lage versetzten, die jener, worin sich Kosciuszko befand, einigermaßen ähnlich gefunden werden mag.

De la tige délachée,
Où vas tu? — Je n'en sais rien.
L'orage a brisé le chêne
Qui seul etait mon soutien;
De son inconstante haleine
Le Zephir ou l'Aquilon,

Depuis ce jour, me promène
De la forêt à la plaine,
De la montagne au vallon;
Je vais où le vent me mène,
Sans me plaindre et m'effrager;
Je vais où va toute chose,
Où va la feuille de rose,
Et la feuille de laurier.

Den Greisen rührten die Verse, die er alsobald auf sich selbst anwandte, bis zu Thränen; er blieb stehen und verlangte sie sogleich mit Bleistift in sein Taschenbuch niederzuschreiben; dann wiederholte er sie selbst mit einem Ausdrucke der Empfindung, welcher alle Umstehenden, tief ergriff. Die Schlußzeilen zumal schienen ein Vorgefühl des nahen Todes, auf fremder Erde, fern von dem Geburtslande, das seinen Geist und Herz erfüllte, in ihm zu erregen. Kurze Zeit nachher ist er dahin gegangen, wo alles Irdische hingeht, wo auch die Rosen und Lorbeern hingehen, um hienieden nur noch im Herzen seiner Freunde, und in den Erinnerungen der Geschichte zu leben.

Am 15. Weinmonat 1817 starb Kosciuszko in den Armen seines Freundes Zeltner, an einem Nervenfieber, und nicht, wie damals öffentliche Blätter meldeten, an den Folgen eines Sturzes vom Pferd: denn von einer leichten Quetschung, die er etliche Monate zuvor beim Absteigen vom Pferde auf einer kleinen Reise nach Vivis am Schenkel erlitt, ward er völlig hergestellt, und hatte seither auch vollkommen gesund zu Pferde und im Wagen mehrere Ausflüge gemacht. Er war stets unverehlicht geblieben, und von seiner Familie ist ein einziger Neffe, der General Estkau, welcher fern von ihm lebte, noch übrig.

Seit seinem Tode haben allgemeine Huldigungen, die seinem Andenken in der Schweiz, in Polen, in Frankreich, in England, in Amerika, sogar auch in Preußen und Rußland, auf mannigfaltige Weise dargebracht wurden, seine Verdienste geehrt.

Der feierlichen Todtenmesse, die zu Paris in der Kirche St. Roch am 31. Weinmonat 1817 ihm zu Ehren veranstaltet ward, wohnten, außer seinen in Paris anwesenden Freunden, eine große Zahl angesehener Mitbürger bei. Sein Waffengefährte, der General Lafayette, versäumte diesen Anlaß nicht, seine hohe Achtung für den Verewigten zu Tage zu legen. Eine ähnliche Feier ward am 11. Christmonat in Posen, der Hauptstadt des Großherzogthums Preußen, begangen, und gleichmäßig ward sein Gedächtniß in Krakau, Solothurn und Berville, dem einsamen Aufenthalte unfern Fontainebleau, wo die Erinnerung seiner Wohlthätigkeit lange nicht erlöschen wird, gefeiert. Auch von Warschau aus würde folgendes bekannt gemacht: Am 4. November wurden hier in der Kreuzkirche für den berühmten polnischen General Thadäus Kosciuszko, den unsterblichen Kriegsgefährten Washingtons, Exequien gehalten, welchen der Großfürst, die Autoritäten, und viele von den hiesigen Einwohnern beiwohnten. Die Kirche, inwendig mit schwarzem Tuch ausgeschlagen, war prächtig erleuchtet. Auf dem Castrum doloris war der Sarg mit Kriegs-Trophäen und Generals-Insignien versehen, und das Portrait des Verewigten mit einem Lorbeerkranz geziert. Ganz Polen bedauert den Verlust dieses Helden und Vertheidigers der Freiheit seines Vaterlandes, der, wie ein anderer Leonidas, in den Herzen der Polen unvergänglich bleibt. Seine heroischen Thaten werden in oen Annalen zum Muster der Vaterlandsliebe dienen.

Herr Zeltner in Solothurn hatte dem Minister Staatssekretär des Königreichs Polen, Herrn von Sobolewski, der sich damals in Moskau aufhielt, von dem Ableben des Generals Kosciuszko Kenntniß ertheilt. Der Minister antwortete dem Herrn Zeltner aus Moskau unterm 14. Christmonat 1817: „Es haben Se. Majestät der Kaiser und König die Tapferkeit, die edle Hingebung, den Charakter von Größe und Einfachheit, welche die wackern und tugendhaften Vertheidiger Polens auszeichnen, jederzeit mit Vergnügen anerkannt. Se. Majestät nehmen an der allgemeinen Trauer Theil, welche Kosciuszko's Tod in seinem Vaterlande verbreitet hat, und Sie theilen insbesondere auch den Schmerz, welchen Sie Ihnen durch mich haben ausdrücken lassen."

Nachdem der Vicekönig von Polen, der General Zaionchek, Kosciuszko's alter Waffengefährte und Freund, dem Kaiser den allgemeinen Wunsch vorgetragen hatte, daß die Asche des Helden in seinem Vaterlande gesammelt und aufbewahrt bleiben möge, gab der Kaiser dazu nicht nur in den schmeichelhaftesten Ausdrücken seine Zustimmung, sondern beauftragte auch seinen Geschäftsträger in der Schweiz, für die Uebergabe des Leichnams bei der Regierung in Solothurn anzusuchen, und zugleich bezeichnete er einen seiner Kammerherrn, den jungen Fürsten Anton Jablonawski, zur Abholung und Begleitung der Leiche. „Die Antwort aus Moskau ist eingetroffen, (schrieb der junge Fürst aus Warschau am 4. Februar) und ich trete nach ein Paar Tagen die Reise an, um in Solothurn Kosciuszko's Körper abzuholen, und seine ehrwürdigen Ueberreste nach Krakau zu begleiten, wo dieselben beigesetzt werden sollen. Ich schätze mich glücklich, der Asche des Helden Polens die trauernden Huldigungen unsers Vaterlandes darzubringen." Herr Zeltner in Berville, nebst seinem Bruder in Solothurn, der Vollzieher der letzten Willensmeinung des Verewigten, hatte sich dem Fürsten Jablonowski zum Begleit der Leiche, die seither in Krakau eingetroffen ist, beigesellt.

IV.

# Edelsinn.

# Eine Scene aus dem spanischen Befreiungs-Kriege 1809.

In dem letztern Kriege Frankreichs gegen die Spanier wurde in einem Städtchen an den Ufern des Tajo, das, wie es der Kriegswechsel führte, bald den Franzosen, bald den Spaniern gehörte, auf Zureden, vielleicht auch auf Drohungen der letztern, ein deutsches Piquet von 21 Mann der deutschen Hilfstruppen von den Einwohnern ermordet. Nur einer entkam, und benachrichtigte den kommandirenden französischen General L . . . von der Gräuelscene. Sie forderte Rache, blutige Rache des Beispiels wegen. Sogleich wird der badische Hauptmann v. H . . . mit einer Abtheilung seiner Truppen beordnet, die Stadt zu umringen, niederzubrennen und in einen Steinhaufen zu verwandeln; die Bewohner sollten eingeschlossen bleiben; und in unthätiger Verzweiflung alle ihre Habe von den Flammen verzehrt sehen. Der General versprach sich von dieser Verfügung den besten Erfolg; denn Deutsche waren ausgeschickt, den schmählichen Tod ihrer Brüder zu rächen, und Hauptmann v. H . . . war längst als einer der tapfersten und muthvollsten Offiziere der ganzen Armee bekannt. Aber dieser war auch noch mehr. Sein edles menschenfreundliches Herz wurde bei diesem Auftrage mit Grausen erfüllt; indessen konnte und wollte er ihn nicht ablehnen. Das nahe, schreckliche Schicksal so vieler unglücklichen und gewiß auch größtentheis unschuldigen Men=

schen ergreift seine junge männliche Brust. Schon sieht er im Geiste die Stadt auflodern, hört schon das Klagegeschrei der Weiber, das Jammergewinsel der Kinder, das Aechzen der Greise, das Röcheln der Sterbenden — doch entworfen ist schon sein Plan, gewonnen sein Entschluß. Noch in später Nacht giebt er seinem Kommando Befehl zum Aufbruch. Der Weg führt an einem Kloster vorbei, unfern der bedrohten Stadt. Das kluge und menschenfreundliche Benehmen des Priors und aller Geistlichen gegen Freund und Feind hatte ihnen Schutz und Liebe beider Theile gewonnen; dieß wahrhafte Gotteshaus war selbst zur Freistätte für jeden Flüchtigen erklärt. Der Hauptmann v. H . . . begehrte Einlaß, und eine Unterredung mit dem Prior. Beides ist ihm gewährt; der Vertrauteste seiner Leute begleit ihn. Nach einer halben Stunde kehrte er zu den Seinigen zurück; aber allein — der Begleiter entschlüpft unbemerkt und vermummt durch eine andere Thüre, und gewinnt bald die Unglück erwartende Stadt, der er durch ein Schreiben des Priors, als ein Bote des Himmels erscheint. Alle Weiber, Kinder und Greise sind eingeladen, sich und ihre beste Habe auf dem nächsten Wege nach dem Kloster zu flüchten. Der Zug beginnt durch die Mondes = Helle begünstigt. Mütter mit ihren Säuglingen an der Brust oder auf dem Rücken eröffnen den Zug. Hier tragen dankbare Söhne die kranke Mutter, dort führt eine fromme Tochter ihren blinden Vater, u. s. w. sie gewinnen bald das Kloster, an dessen Thoren sie von dem Prior und seinen Mönchen gastfreundlich empfangen wurden. Unterdessen hatte der wackere Hauptmann seine Leute auf einem andern Wege zur Stadt geführt. Er läßt sie umringen, doch so, daß jener Weg zum Kloster offen bleibt. Er befiehlt den zurückgebliebenen Männern, Holz und Stroh außerhalb der Stadt und um

dieselbe aufzuthürmen. Es geschieht, und bald loderten Flammen der anbrechenden Morgenröthe entgegen; aber hinter den Flammen ruhen sicher die verschonten Häuser und Hütten; an Plünderung wird nicht gedacht. — Nach zweistündigem Brande wird ein Eilbote an den General abgeschickt, um Nachlaß zu bitten. Er kehrt mit dem Befehle zurück; daß die Stadt bis Mittag brennen müsse. Schleunig wird aller übrige Vorrath von Holz zur Unterhaltung des Feuers herbeigeholt, und das Gebälke von einigen öffentlichen Häusern (die niedergerissen wurden, um doch Ruinen zu hinterlassen) wird zu gleichem Zwecke gebraucht. Endlich schlägt die zwölfte Stunde, und gibt das Zeichen zum Abmarsche, der einem wahrhaften Triumphzuge gleicht, denn unter den Tausenden ist auch nicht Einer, der andere als Freudenthränen weint. — Begleitet von den männlichen Einwohnern der Stadt, welche den Soldaten die Gewehre und Tornister nachtragen, sie mit ihren Danksagungen und Segenswünschen überschütten, gelangt der bunte jauchzende Haufe zum Kloster. Die von dem fernen Feuer erschreckten Greise, Weiber und Kinder stürzten ihm mit ängstlichen Fragen entgegen. Aber bald wird der fürchtende Zweifel zur fröhlichsten Gewißheit, als sie vernehmen, daß der edle Hauptmann nicht ihr Leben allein, sondern auch ihre Häuser und Güter gerettet habe. Sie stürzen vor ihm nieder, sie küssen ihm die Füße, die Kleider, die Hände; er kann sich der lebhaften Aeußerungen ihres Dankes kaum erwehren. Da tritt der Prior, ein ehrwürdiger Greis im Silberhaare, mit einer Thräne im halbverloschenen Auge ihm entgegen, und alle weichen ehrfurchtsvoll zurück. „Edler Jüngling“ — sagte er — „indem er ihn mit zitternden Armen an sein Herz drückte — für deine That ist jeder Lohn zu klein, nur in deinem Busen findest du den würdigen. Auch sind wir arm, und

besitzen nichts, das wir dir anbieten könnten. Ich selbst habe nur noch dieses Kreutz von edlen Steinen, das ich als ein Zeichen meiner Würde auf der Brust trage. Nimm es, laß mich es dir umhängen, nicht als ein Geschenk, sondern als ein Andenken an die vergangene Nacht. Zwar zieren schon zwei andere Ehrenzeichen, Beweise deines Heldenmuthes, deine Brust; doch sey dieß das dritte, das dir die Menschheit bietet, dir nicht minder werth. Wehe dem Tapfern, der nicht menschlich ist! Aber Segen über jeden Krieger, der fortfährt Mensch zu seyn! Darum komme Gottes reichster Segen über dich, mein Sohn!" Der Hauptmann reißt sich tief erschüttert los, und kehrt mit seiner wackern Schaar ins Lager zurück. Aber wie ward ihm zu Muthe, als ihm des andern Morgens von einem Freunde ins Ohr geraunt wurde, daß der französische General schon von dem ganzen Vorgange unterrichtet sey! Das ganze Offizier-Korps war von diesem zur Tafel geladen. Von H. . . durfte nicht fehlen. Er ging mit männlicher Fassung, und gestärkt von dem Bewußtseyn seiner guten That, einer, vielleicht entehrenden, Strafe entgegen. Der General empfängt ihn mit hohem Ernste, und winkt ihm in ein Nebenzimmer. Der Hauptmann folgt mit klopfender Brust. Sie sind allein. Der General ergreift seine Hand, blickt ihn mit feuchtem Auge eine Weile an, reißt ihn zu sich, umarmt ihn mit Heftigkeit, sagt nichts als: „Sie verstehen mich!" und kehrt mit ihm zur Gesellschaft zurück. — Wer möchte nicht so gefehlt, wer möchte nicht so gestraft haben? — Der Hauptmann, welcher bei seinem schnellen Abmarsche aus dem Vaterlande einige Schulden hinterlassen hatte, schickte seinen Verwandten des Priors Kreutz, und schrieb dazu: „Es ist die einzige Beute, die ich in Spanien machte und machen werde. Ungern trenne ich mich von ihm. Ver-

kauft es, und bezahlt meine Schulden!" Die Familie bezahlte die wenigen Schulden; aber das Kreutz verwahrte sie als einen Familien-Schatz. Wer hat einen bessern aufzuweisen?

## Scenen aus der französischen Revolution.

### Marschall Mouchi.

Es thut dem Herzen wohl, es erhöhet den Glauben an Seelenadel und Tugend, wenn man in Zeiten der größten Verworfenheit, der unmenschlichsten Barbarei und der Verläugnung alles Gefühls auf Züge stößt, die das Menschengeschlecht wieder emporheben.

Als man in der Schreckenszeit der französischen Revolution den Marschall von Mouchi, diesen eben so tapfern als braven Krieger, nach Luxenburg gebracht hatte, so folgte ihm auch seine Gattin dahin nach. Man stellte ihr vor, der Verhaftsbefehl gehe sie nicht an. Sie erwiederte: „Da mein Mann verhaftet ist, so bin ich es auch." — Da der Marschall vor das Revolutions-Tribunal gefordert wurde, begleitete sie ihn zum Tribunal. Der öffentliche Ankläger bemerkte gegen sie: sie sey nicht vorgefordert. Sie gab zur Antwort: „Da mein Mann vorgefordert ist, so bin ich es auch!" Als endlich der Marschall das Todesurtheil erhielt, ging er zu seiner Frau, und sagte: „Ich muß sterben, Gott will es, beten wir seine Entschlüsse an, wir sind Christen." Ich gehe den

Weg mit dir, erwiderte sie, ich werde dich nicht verlassen. Mit Entschlossenheit machten sie den Weg zur Richtstätte. Mouchi wurde noch von einem Freunde begrüßt, zu dem er sagte: „Mit fünfzehn Jahren bin ich für meinen König Sturm gelaufen; in meinem fünfundvierzigsten Jahre besteige ich für meinen König das Schaffot!" — Als der Scharfrichter seiner Frau einwendete, sie sey ja nicht verurtheilt; so antwortete sie: „Da mein Mann verurtheilt ist, so bin ich es auch!" Dieß war die einzige Antwort dieser tugendhaften Gattin, welche endlich die Erfüllung ihrer Wünsche erzwang, und zugleich mit dem hingerichtet wurde, den sie nie aufgehört hatte zu lieben.

## Herzog von Enghien.

Der Herzog von Enghien war siebenzehen Jahre alt, als er den 16. Juli 1789 mit seinem Vater, dem Herzog von Bourbon, und dem Prinzen von Conde, seinem Großvater, Frankreich verließ. Im Jahre 1792, als die ausgewanderten Franzosen mehrere bewaffnete Colonnen gebildet hatten, in der Hoffnung, sich die Rückkehr in das Vaterland mit dem Schwerte erkämpfen zu können, war es eine Ehrensache für die Prinzen des Hauses Conde, an diesem rühmlichen Unternehmen thätigst Theil zu nehmen. Auch der Herzog von Enghien trat als Krieger auf, alles bewunderte ihn als den schönsten und tapfersten Krieger des Heeres. Besonders zeichnete er sich den 2. Dezem=

der in dem Gefechte bei Lertsheim aus, wo sein Vater schwer verwundet von dem Schlachtfelde gebracht werden mußte, und ihm den Oberbefehl übergab. An der Spitze einer tapfern Reuterschaar stürzte er sich in die feindlichen Reihen, wo sie alles niederwarfen was ihnen entgegen kam. Bald aber hieß ihn der lüneviller Friede die Waffen niederlegen, und mit ihm schwand fast jede Hoffnung dahin, daß die Bourbons je wieder den französischen Thron besteigen würden.

Seit jener Zeit (1801) brachte der Herzog den größten Theil seines übrigen Lebens zu Ettenheim im Großherzogthum Baden zu. Dieser Ort liegt in einer äußerst anmuthigen Gegend, auf dem rechten Rheinufer, nur etwa fünf Stunden von Straßburg entfernt. Hier in dieser Abgeschiedenheit beschäftigte er sich, wie ehemals der große Marschall Conde, mit der Gärtnerei und der Jagd; auch lebte er in zärtlicher Freundschaft mit der Prinzessin Charlotte von Rohan-Rochefort-Montauban.

Zu diser Zeit stieg Napoleon, durch das Glück begünstigt von Stuffe zu Stuffe, ohne daß eine derselben seinem unbegrenzten Ehrgeize genügte. Er war mit dem Titel und der Macht eines ersten Consuls nicht zufrieden, ihn gelüstete nach der fränkischen Krone. Er ließ daher alle Männer, deren Tugend und Redlichkeit ihm gefährlich war, hinwürgen, oder sie mehrere hundert Meilen weit über das Meer auf wüsten Inseln oder den Küsten Südamerikas absetzen, wo die meisten, sich selbst überlassen, im Elende starben.

Zu ersterer Klasse gehört nun auch der Herzog von Enghien. Er schien den ehrgeizigen Absichten des französischen Machthabers für die Zukunft gefährlich werden zu können, daher wurde sein Tod beschlossen, und mit beispielloser Grausamkeit vollzogen.

Obschon der edle Jüngling von der drohenden Gefahr Nachricht erhielt, so wollte er doch nicht daran glauben, daß die französische Regierung das Völkerrecht verletzen, und ihn von fremdem friedlichem Gebiete entführen würde. Wenn es jedoch einerseits schon sehr unpolitisch war, daß der Herzog so nahe an der Gränze eines Reiches, wo er so viele Feinde hatte, sich unbesorgt aufhielt, so ehrt es seinen Charakter doch wieder anderer Seits, daß er dem damaligen Oberhaupte der französischen Regierung eine solche empörende Gewaltthätigkeit in der That nicht zutraute, weil er sich selbst derselben unfähig fühlte.

General Caulincourt wurde damit beauftragt, die französischen Ausgewanderten in Offenburg und Ettenheim, also auf deutschem Boden, mitten im Frieden, gefangen zu nehmen, und nach Frankreich zu führen. Als dieser General in Straßburg ankam, machte er bei dem badischen Hofe von seinem Unternehmen eine Anzeige, ehe aber noch eine Antwort zurückkommen konnte, ward es schon vollzogen. In der Nacht vom 15. auf den 16. März 1804 ließ er sich das Thor öffnen, welches nach Deutschland führt, und begab sich mit dem General Leval, Kommandant der 5ten Militärabtheilung, auf das rechte Rheinufer. Kurz zuvor war ein Korps Fußvolk, eine starke Abtheilung von Reiterei, von der dortigen Besatzung, so wie eine Abtheilung der Gensd'armerie an dem Rheinufer aufgestellt worden. In der Nacht ging daher sämmtliche Mannschaft nebst Kanonen über den Strom, und nahm ihren Weg über Kehl nach Offenburg, welches Städtchen sogleich umringt wurde, als die Truppen früh um 2 Uhr ankamen. Auch unterwegs hatte man die Brücke über die Kinzig, als die Hauptverbindung zwischen Rastadt und Offenburg, besetzt, und in jedem Dorfe zwischen Kehl und Offenburg einige Mannschaft zurückgelas-

sen. Eben als die Truppen vor Offenburg ankamen, wurden die Thore geöffnet, um einen Wagen aus der Nachbarschaft einzulassen, und die Soldaten drangen zugleich mit ein. Die Generäle Caulincourt, Leval und Ordener, letzterer Kommandant der Gensd'armerie zu Pferd von der Consulargarde, verfügten sich sogleich zum Bürgermeister, welcher den Polizeibeamten alle Häuser anzeigen mußte, wo die Personen sich aufhielten, die man in Verhaft zu nehmen gekommen war. Als alle diese Personen fest genommen waren, wurden sie in die Wohnung des Bürgermeisters gebracht, um revidirt zu werden, worauf sich die Truppen mit ihrem Fange sogleich wieder auf dem nämlichen Wege, den sie gekommen waren, über den Rhein zurückzogen.

Eine andere Abtheilung unter dem Befehle des Generals Fririon, ebenfalls aus Fußvolk, Reuterei und Gensd'armerie bestehend, ging zur nehmlichen Zeit bei Keppel und Rheinau über den Rhein, und gerade auf Ettenheim zu, wo sie gegen Morgen, ohne daß jemand daselbst vorher Nachricht erhielt, ankamen. Der Herzog von Enghien wurde sogleich in seiner Wohnung überfallen. Der Prinz wollte sich mit seinen Jagdgewehren vertheidigen, aber es wurde ihm mit der Vorstellung abgerathen, daß hierdurch seine Gefahr noch vermehret würde. Da er noch einen Gesellschafts-Cavalier bei sich hatte, so konnten die zwei französischen Grenadiere die mit vorgehaltenen Pistolen in das Schlafgemach eindrangen, den Prinzen nicht sogleich erkennen. Sie nahmen daher beide gefangen. Während dieses vorging, eilte der Sekretair des Herzogs in die Strassen des Ortes, um die schlafenden Einwohner zu wecken, und sie zur Hilfe herbeizurufen. Er wurde aber gleich fest gehalten. Hierauf führten die Soldaten die Gefangenen vor den Bürgermeister von Ettenheim, um von diesem zu er-

fahren, welches der Herzog von Enghien wäre. Dieses war in bloßen Nachtkleidern entführt worden, er bat daher, daß man ihm erlauben möge, Kleider und Wäsche aus seiner Wohnung holen lassen zu dürfen. Dieß geschah auch, und hierauf eilte man mit den Gefangenen dem Rheine zu, wo man bei Kappel übersetzte. Es stand schon eine Anzahl Kutschen in Bereitschaft, um die Gefangnen weiter zu bringen.

Als der Prinz in der Zitadelle zu Straßburg angekommen war, bezeugten ihm die anwesenden Staabsoffiziere so viel Achtung, daß er neue Hoffnung bekam, und glaubte, man habe sich bloß seiner Person versichern wollen, ohne ihm nach dem Leben zu streben; er wurde aber bald eines andern belehrt. Um Mitternacht erschienen Gensd'armen, die ihn aus dem Schlafe weckten, um ihn weiter zu führen. Er verlangt nach seinem treuen Diener Joseph, man sagt, daß er solchen nicht mehr nöthig haben werde; er verlangt Wäsche mitzunehmen, man erlaubt ihm bloß zwei Hemden. Hieraus fing der Prinz an, zu ahnen, was ihm bevorstehe. —

„Traurig ist der Himmel, ein Sturm saußt über den Wald daher.
Traurig ist mein Herz, und Ahndung läßt mich in die Zukunft mit dunkeln Schauern sehen.
Doch ich folge, liebe Vorsicht, deinem Winke, achte Sturm und Ahndung nicht."

Den 18. März wurde der Prinz in Ketten gelegt, nach einem Wagen gebracht, in welchem nebst ihm noch drei Gensd'armen zur Bewachung saßen, noch andere zwei Wägen nebst einer Reiterschaar begleiteten ihn, und nun ging die Reise zwei Nächte ununterbrochen fort, bis an die Barriere St. Martin zu Paris, ohne daß der Prinz inzwischen auch nur einige Nahrung erhielt. An der Barriere

riere wartete schon ein Abgeordneter mit dem Befehle, ihn um Paris herum, geraden Weges nach Vincennes in das Gefängniß zu führen. Denn es war damals schon längst Maxime, alle Hinrichtungen, die man vor der That geheim halten wollte, an diesem Orte verrichten zu lassen. Der Prinz erhielt bei seiner Ankunft in Vincennes bloß ein Bund Stroh zum Lager; höchst ermüdet schlief er doch ruhig und fest ein; es war 6 Uhr Abends. Um Mitternacht wurde er schon wieder aus der Ruhe aufgeschreckt, und vor ein Kriegsgericht gestellt. Die Antworten des Prinzen auf alle Anklagspunkte waren voll Muth und Unerschrockenheit. Insbesondere erklärte er sich auf den wichtigsten Klagepunkt, daß er nämlich gegen Frankreich die Waffen ergriffen habe, Folgendes: „Er habe die Waffen nicht gegen Frankreich geführt, sondern gegen die Feinde Frankreichs, gegen die Unterdrücker des französischen Volkes; er habe gekämpft um die Erbschaft seiner Väter."

Man führte ihn hierauf in das Gefängnißzimmer zurück. Er schrieb einen Brief an die Prinzessin von Rohan, schnitt sich eine Haarlocke ab, legte sie bei, und empfahl ihr seine Asche.

Das Kriegsgericht hatte ihn indessen zum Tode verurtheilt, welches ihm Nachmittags um 3 Uhr bekannt gemacht wurde. Während der zwölf Stunden, die zwischen dem Todesurtheil und der Vollziehung vergingen, unterhielt sich der Prinz mit einem Geistlichen über das Ewige. Am 20. März 1804 wurde er von zwei Gensd'armen in den tiefen breiten Schloßgraben geführt, wo eine bewaffnete Schaar Soldaten stand. Er fiel noch einmal zur Erde, verrichtete ein brünstiges Gebet, und stellte sich sodann, nach seinem eigenen Willen, mit unverbundenen Augen den Soldaten gegenüber, wo er, von vielen

Kugeln getroffen, fiel. Noch vor vier Tagen schlief der Prinz in der Früh sorglos in seinem Bette zu Ettenheim, und nun bedeckt ein Häufchen Erde seinen Leichnam, mehr als fünfzig Meilen weit davon entfernt! —

So starb der Herzog von Enghien, ein Jüngling in der Blüthe seiner Jahre, der durch seine schöne Gestalt und sein muthiges Herz an den besten König von Frankreich erinnert.

Zu London und Petersburg ehrte man das Andenken des unglücklichen Prinzen durch eine glänzende Todesfeier. Ganz Europa wurde mit Unwillen erfüllt gegen das treulose und barbarische Betragen des französischen Machthabers.

## Einige Züge von Erhabenheit aus der französischen Revolutionszeit.

Eine Mutter reisete mit ihrem Sohn nach Nantes. Es geschah zur Zeit des Vendee-Kriegs, und sie hatte ihren Sohn aus dem Lazareth abgeholt, wo er schon eine geraume Zeit an den Folgen der Wunden gelegen, die er in einem Scharmützel mit den Insurgenten erhalten. Die Reise war wegen den Streifereien der Letzern höchst gefährlich; sie hatte niemand bei sich, auf den sie sich verlassen konnte, als einen treuen Bedienten; denn ihr Sohn war selbst viel zu schwach, als daß er hätte Widerstand leisten können. Allein sie stützte sich auf ihren eigenen Muth, und war auf alle Fälle gefaßt. Sie wünschte sich schon Glück, die ge-

fährlichsten Stellen des Weges zurückgelegt zu haben, und nicht weit mehr von den Vorposten der Convents-Truppen entfernt zu seyn, als sie beym Herausfahren aus dem Wald einige Flintenschüsse vernahm, und die Kugeln um ihren Wagen pfeifen hörte. Ihr erstes war nach dem Pistol zu greifen, aber die Erscheinung einiger Reiter machte sie stutzig; einer derselben befahl ihr, doch ziemlich sanftmüthig, auszusteigen. — „Ich kann nicht, gab sie zur Antwort, ich sitze neben einem Sterbenden, der mir anvertrauet ist, und dessen Ruhe ich zu schonen gezwungen bin.“ —

„Recht gut, erwiederten jene: allein erst mußt du uns berichten, wer der ist, den du bey dir hast?“ — „Mein eigener Sohn!“ — Unglücklicher Weise sprach die Mutter diese letzten Worte mit sichtlicher Verlegenheit aus; die Insurgenten wurden es gewahr, und verlangten von ihr von neuem, daß sie aussteigen sollte, wenn sie nicht mit ihrem Begleiter erschossen seyn wollte. Diese Drohung gab dem muthigen Weibe ihre ganze Unerschrockenheit wieder. Sie schmiegte sich an ihren Sohn, bedeckte ihn mit ihrem Körper, und zählte ihre Gegner. — „Es sind ihrer nur neune, raunte sie dem Bedienten zu, der bei ihr im Wagen saß; wehren wir uns!“ — Mit diesen Worten begann sie ein Gefecht, das zu ungleich war, als daß sich ein glücklicher Ausgang erwarten ließ. Zwar schoß sie zwei vom Pferd, allein den Bedienten traf ebenfalls eine feindliche Kugel, Postpferde und Postillion wurden erschossen, und und bald darausf erhielt auch ihr Sohn eine gefähliche Kopf-Wunde. Bei diesem letztern Anblick stieß die arme Mutter ein Zettergeschrei aus, ergriff den Säbel ihres Sohnes, und stürzte sich wüthend aus dem Wagen. Allein die Insurgenten umringten und entwaffneten sie, und banden sie an einen Baum. Zu gleicher Zeit rissen sie ihren Sohn aus der Kutsche, schleppten ihn zu seiner Mutter, und schick-

ten sich an, ihn unter ihren Augen zu füsilliren. Um die Marter der trostlosen Mutter durch den Anblick ihres auf der Erde liegenden, in seinem Blut schwimmenden, Sohnes zu verlängern, zögerten sie vorsätzlich mit seiner Hinrichtung, und gerade dieses wurde das Mittel zu Beyder Rettung. Die Flintenschüsse waren von dem nächsten National-Posten gehört worden; ein Detaschement von 50 Reitern wurde abgeschickt, um Erkundigung einzuziehen. Es eilte so sehr nach der Kampfstätte, daß die Insurgenten sich in einem Augenblick überrumpelt sahen, und alle niedergehauen wurden. Die Mutter war in Ohnmacht gesunken. Die National-Soldaten banden sie los, trugen sie in den Wagen, spannten zwei von ihren Pferden davor, und brachten sie so nach ihrem Posten. Hier leistete man ihr alle mögliche Hilfe, und rief sie ins Leben zurück. Allein welch neues Schrecken für sie, als sie ihren Sohn nicht gewahr wurde, und auch keiner von den Soldaten ihr von ihm Nachricht geben konnte. Sie begriff sogleich, was daran Ursach seyn könne, und bat inständigst, das man sie nach dem Kampfplatz zurückbringen möchte. Der Offizier willigte gerne darein, und dasselbe Detaschement kehrte wieder mit ihr auf demselben Wege zurück.

Sie waren nicht weit mehr von dem Orte entfernt, als die voraus reitenden Plänkler einen Menschen erblickten, der den Kopf mit einem blutigen Schnupftuch gebunden hatte, und sich vor ihnen zu flüchten suchte. Es war der Sohn, der wieder zu sich selbst gekommen, und vor diesem Schaüplatz des Gräuels und Blutvergießens sich in den nahen Wald zu retten bemühte. Seine Bestürzung und das Blut, womit er bedeckt war, machten die Plänkler glauben, er sey einer von den Insurgenten, welcher dem Schicksal seiner Kameraden entronnen wäre. Sie sprengten auf ihn zu, und ohne auf sein Geschrei und Flehen zu

achten hieben sie ihn zusammen, und warfen ihn in einen Graben. Unterdessen kam auch der Wagen der Mutter heran, und fuhr dicht an der Stelle vorbei, wo ihr Sohn lag. Sie erkannte ihn beim ersten Blick, schrie laut auf, sprang aus der Kutsche, und sank ohnmächtig auf ihn nieder. So viele vereinte Unglücksfälle hatten Beider Kräfte gänzlich erschöpft, und die Soldaten, die sie zu ihrem Posten trugen, wußten lange nicht, ob sie in ihnen todte Leichname, oder lebendige Wesen zurückbrächten. Unterdessen überlebte doch der Sohn die Catastophen dieses Tages, und die Mutter hatte den Trost, ihn zu Nantes nach einer langwierigen Kur, zwar als Krüppel, doch völlig genesen zu sehen.

---

Die Marquise von Boia=Beranger war in Luxenburg mit ihrem Vater, ihrer Mutter und ihrer jungen Schwester eingesperrt. Ihre Eltern beschäftigten sie mehr als ihr eigenes Unglück, sie wich ihrer Mutter nicht einen Augenblick von der Seite, und sprach ihr durch ihr Beispiel und ihre Reden Muth ein. An einem Morgen empfingen ihr Vater, ihre Mutter und ihre Schwester ihre Anklag=Akte; sie allein war ausgenommen. „Ach Gott! rief sie, als sie diesen traurigen Vorzug gewahr wurde, ihr sterbet also vor mir, und ich bin verdammt, euch zu überleben?" In der Verzweiflung riß sie sich die Haare aus, fiel bald ihren Eltern, bald ihrer Schwester um den Hals, und jammerte unaufhörlich: „Ach! wir sterben nicht zusammen!" Während sie so sich ihrer Betrübniß überließ, kam ihre eigne Anklag=Akte. Sogleich vertrockneten ihre Thränen, verstummte ihr Schmerz, und machte der lebhaftesten Freude Platz. „Mama! jubelte sie laut, indem sie ihr die Akte zeigte, wir sterben zusammen. Man hätte schwören sollen, sie hielt nicht ihr Todesurtheil, son=

dern, ihren Freiheits-Brief in der Hand. Sie putzte sich wie zu einem Festtage; sie schnitt sich selbst ihre schönen Haare ab, und auf dem Wege zum Schaffot unterstützte sie ihre betrübte Mutter, deren Niedergeschlagenheit ihr allein Kummer machte. „Muth gefaßt! rief sie ihr zu, Muth gefaßt, liebe Mutter! Bist du nicht glücklich? du läßt Niemand diesseits des Grabes zurück. Deine ganze Familie folgt dir im Tode, und du empfängst den Lohn, den deine Tugenden verdienen!" So blieb diese tugendhafte Tochter, bis zur letzten Minute, ihrem edlen Charakter treu, und nahm in jene Welt den süßesten Trost für ihr Herz und das Bewußtseyn mit, das Schicksal ihrer Aeltern zu theilen, nachdem sie ihnen ihr Unglück erleichtert hatte.

---

Der Finanzier Fougeret war verhaftet worden, weil er nicht auf der Stelle eine revolutionäre Contribution von 30000 Livres bezahlt hatte, die ihm auferlegt worden war. Man brachte ihn zuerst nach den Madelonettes, wo er regelmäßig zweimal des Tages von seinen drei Töchtern besucht wurde, die ihn anbeteten, und deren innigster Wunsch war, die Schrecken des Kerkers mit ihrem Vater zu theilen. Dieser Wunsch ward endlich erhört. Als man den Fougeret nach la Bourbe setzte, sperrte man auch seine Gemahlin und Töchter zu ihm. Mit heiterem und vergnügterem Gesichte traten sie ins Gefängniß. „Ach! wie froh sind wir!" riefen sie ihm entgegen, „sie haben alle unsere Wünsche erfüllt; wir sind nun bei unserm guten Vater, den wir so lieb haben, und dessen Unschuld uns getrost macht. Gewiß wird sie triumphiren!" — „Ihr guten Kinder, ihr lieben Kinder," erwiderte der Vater, indem er sie wechselweise an sich drückte, „nun ich

euch bei mir sehe, sind alle meine Leiden vergessen. Ich biete dem Glück nun Trotz, meine Standhaftigkeit zu erschüttern!"

## Karvalho's Betragen und große Verdienste bei dem Erdbeben zu Lissabon 1755.

Es war am ersten November des Jahrs 1755, an einem heitern, schönen Morgen, als sich, gegen zehn Uhr, plötzlich, unter einem dumpfen Getöse, ein Erdbeben ereignete, welches in einem Momente zu Lissabon tausende von Häusern, Palästen, und Kirchen zusammenstürzte, und Zehntausende von Menschen unter deren Trümmern begrub.

Nicht leicht hat eine der verheerenden Naturwirkungen eine grausenvollere Scene veranlaßt, als diese Erderschütterung in dieser unglücklichen Stadt, in diesem einzigen furchtbaren Momente. Hier tönte ein dumpfes Angstgeschrei aus verschüttenden Gewölben hervor; dort schlugen Flammen über den Trümmern zusammen, und verzehrten, was durch die Erderschütterung noch verschont geblieben war. Greise, Frauen, Kinder, Kranke, die noch in ihrem Bette lagen, wurden erstickt, ohne daß man ihnen Hilfe leisten konnte; oder wurden zerschmettert, verschüttet, und so zu dem schmählichsten, schaudervollsten Tode, dem Tode des Hungers, verdammt. Schrecken, Verwirrung, Hin- und Herlaufen, Angstgeschrei, Flehen um Hilfe und Rettung, vermehrten das Grausenvolle dieser

Scene, und die Größe des Jammers. Zahlreiche Diebe und Räuber mischten sich unter das Getümmel, stahlen, plünderten, mordeten, legten Feuer an, und vervielfältigten und nährten die Flammen, die ohnehin schon fürchterlich genug wütheten, um zu stehlen.

Auf diese Weise war eine große blühende Stadt, in wenig Stunden, in einen Schutthaufen verwandelt, unzählig reiche und wohlhabende Familien waren in Armuth und Elend gestürzt; Kinder ihrer Eltern, Eltern ihrer Kinder beraubt; die schönsten Verhältnisse zerrissen, die süßesten Hoffnungen vernichtet, die reizendsten Freuden in Jammer und Klage verwandelt.

Hilfe wurde überall gesucht und nirgends gefunden, da jeder nur auf seine Rettung bedacht war, und das Raub- und Mordgesindel die Wenigen, die Menschlichkeit genug hatten, die eigne Gefahr über der allgemeinen Noth zu vergessen, hinderte, beraubte und mordete.

In dieser allgemeinen verzweiflungsvollen Noth erschien Karvalho, als ein mächtiger, helfender und rettender Schutzgeist. Nie hat sich die Kraft seines Geistes und die Größe seiner Thätigkeit glänzender gezeigt, als in diesem Zeitpunkte. Diese Tage des allgemeinen Jammers waren für ihn die Tage der schönsten Glorie. Von dem ersten verheerenden Augenblicke an war er unablässig mitten unter den Todesgefahren und Schrecknissen jeder Art. Er rettete, er ordnete an, er tröstete. Er eilte den Verschütteten zu Hilfe, steuerte den Flammen, der Hungersnoth, that dem Rauben und Plündern Einhalt. Er ließ die Todten begraben, Lebensmittel herbeischaffen, Wege durch den Schutt und die Flammen bahnen, die verschütteten Schätze aufsuchen, und den Eigenthümern wieder zustellen.

Mitten in der Verwirrung, in der jeder nur auf sich achtete, hatte er das beobachtende Auge über-

all. Er ließ die Diebe und Räuber aufgreifen und auf den Trümmern der zusammengestürzten Häuser aufknüpfen. So menschenfreundlich er sich gegen die Unglücklichen zeigte, so hart war er gegen die Räuber und Mordbrenner. Mehrere hundert wurden in wenig Tagen aufgehangen, und auch die, welche sich nur des Raubes oder Plünderns verdächtig gemacht hatten, auf der Stelle mit dem Tode bestraft.

Ohne sich um sein Haus und das Schicksal seiner Familie zu bekümmern, hatte er es gleich bei den ersten schrecklichen Stößen des Erdbebens verlassen, um seine helfende Fürsorge der allgemeinen Noth und Gefahr zu widmen.

Wiewohl seine Wohnung, bei der allgemeinen Zertrümmerung rings umher, unverletzt geblieben war, betrat er sie doch mehrere Tage lang hintereinander nicht. Tag und Nacht war er stets beschäftigt, stets überall.

Kein Bedürfniß der Ruhe und Stärke wandelte ihn an. Sein Wagen war seine Wohnung, sein Schlafzimmer, sein Büreau; uud in acht und vierzig Stunden hatte er kein Nahrungsmittel zu sich genommen, als ein wenig Brühe die ihm seine Gemahlin selbst in seinen Wagen gebracht hatte.

Mit den Schrecknissen der ersten Tage war die Gefahr noch nicht vorüber; das Unglück kaum gemindert, das Hilfsbedürfniß, also auch Arbeit und Anstrengungen für Karvalho, eher erhöht und vermannigfaltigt.

Wer sich retten konnte, war aus der Stadt geflohen, um auf einer nahe gelegenen Anhöhe Sicherheit zu suchen. Hier lagerten Tausende von Menschen, von beiden Geschlechtern, aus allen Ständen und Verhältnissen, in dem seltsamsten Gemische untereinander.

Es war der Zustand der vollkommensten Gleichheit; aber auch der Zustand der höchsten Verwirrung, Hilflosig-

keit und Unsittlichkeit. Jeder Tag brachte neue Schreckniſſe, und dennoch umhüllte jede Nacht neue Schändlichkeiten und Gräuelthaten. So bringen Unordnungen in der physischen Welt auch fast allemal ähnliche Gräuel-Scenen in der moralischen hervor. Wo die Elemente wüthen, zerreissen auch die unsittlichen Leidenschaften die Bande der Vernunft und Moralität, und veranlassen Schändlichkeiten, die eben so schaudervoll und empörend, als die Wirkungen der todten Natur schreckenvoll und verheerend sind.

Wie unablässig Karvalho auch arbeitete, diesen Unordnungen, wie der allgemeinen Noth, ein Ziel zu setzen; so war er doch mit der höchsten Anstrengung lange kaum im Stande, sie nur in etwas zu mindern. Das Erdbeben war weder mit dem ersten Tage, noch waren mit dem Erdbeben die Schrecknisse der Natur beendet. Mehrere Monate hindurch wurden die Erderschütterungen, in Zwischenräumen von wenigen Tagen, ohne Unterlaß, und zum Theil mit der gewaltsamsten Heftigkeit, wiederholt. Der Tajo schwoll an, und drang, mit wildem Ungestümm, über seine Ufer hinaus. Das Meer schien empört. Die Fluthen verschlangen die Schiffe, und überströmten das Land mehrere Meilen weit.

Ein anhaltender Regen verfolgte die Unglücklichen auch auf die Anhöhen, wohin sie sich vor der Wuth des Erdbebens, der Flammen und der Fluthen geflüchtet hatten. Nässe, Erkältung, Krankheit und Hunger brachten hier, aller angewandten Sorgfalt ungeachtet, unzähligen Menschen den Tod, die ein elendes Leben noch bis dahin, gegen die Wuth des Erdbebens geborgen hatten.

Diese Beharrlichkeit des Unglücks und der Verheerung, welche die empörte Natur überall verbreitete, und wodurch sie gleichsam jeder menschlichen Anstrengung zur Rettung und Hilfe Hohn sprach, vermochte dennoch den menschenfreundlichen Eifer Karvalho's nicht zu ermüden.

Sein rühmlicher Eifer theilte sich auch andern mit, und belebte sogar die Schlaffheit des Königs zum Mitgefühle und zur Thätigkeit. Auch Er und seine Familie waren ohne Obdach, ohne Lebensmittel, ohne Schutz. Der Pallast des Königs war, wie die meisten übrigen Gebäude, zusammengestürzt. Ihm und seiner Familie war das Leben nur dadurch gerettet, indem sie sich in einem reichen Kloster, wo der König eine Wohnung hatte, befanden.

Der König und seine Familie lebten acht Tage lang unter Zelten, in der Entbehrung fast jeglicher Bequemlichkeit. Der König nahm Theil an den Anordnungen für die Rettung und Erleichterung der Unglücklichen; sorgte mit dafür, daß die Todten begraben wurden; ja, er legte, auf Karvalho's Aufforderung, selbst zuerst mit Hand ans Werk, um den Arbeitern Muth und Lust zu machen, die aus Furcht und Vortheil sich weigerten, diese höchst dringende Arbeit zu beginnen.

Die Königin ließ von den wenigen Lebensmitteln, die man für die königliche Familie herbeigeschafft hatte, Austheilungen machen. Man fragte nach; man zeigte die lebhafteste Theilnehmung; man bemühete sich, das Unglück zu mildern, das freilich überall und mit jeder Stunde dringender zur Rettung und Hilfe aufforderte.

Den Verlust an Menschen, welchen diese schreckliche Naturbegebenheit bewirkt hatte, berechnete man, allein für Lissabon, auf dreyßigtausend. Er würde noch bei weitem größer gewesen seyn, wenn die erste, schrecklichste und verheerendste Erschütterung sich nicht an einem Sonntage ereignet hätte. An den übrigen Tagen sind, in der Stunde von neun bis zehn, die Kirchen mit Menschen angefüllt; am Sonntage aber geht, nach einer alten und allgemeinen Sitte, der Einwohner Lissabons schon mit dem frühen Morgen aufs Land. Viele Tausende von Menschen befanden sich daher im Freien, und außer aller per-

sönlichen Gefahr, die außerdem von den einstürzenden Wohnungen und Kirchengewölben würden erschlagen worden seyn. Immer kamen dennoch sehr viele, und zwar die meisten, von den Erschlagenen und Verschütteten in den Kirchen um. Viele hatten sich dahin geflüchtet, in der Voraussetzung, daß die Festigkeit dieser Gebäude der zerstörenden Gewalt der Erschütterungen eher widerstehen würde; und eben diese war es, welche ihnen nur einen gewissen Tod bereitete. Der Verlust an Eigenthum war unermeßlich, und kaum, auch nur im Allgemeinen, zu berechnen. Er erstreckte sich über alle Klassen der Einwohner, und traf den König so gut als den Sackträger.

Der königliche Pallast war, mit allen Kostbarkeiten, die er enthielt, von der Erde verschlungen. Man gab diesen Verlust allein auf fünfzehn Millionen Livres *) an; eine Kleinigkeit jedoch gegen die ganze Masse dessen, was durchaus unwiderbringlich und rettungslos zu Grunde gegangen war. Nach einer oberflächlichen Schätzung, — denn wie war es möglich, eine genauere zu veranstalten, und wozu konnte es nützen? — wird die Summe des ganzen Verlustes für Lissabon auf zweitausend zweihundert und vierundachtzig Millionen Livres **) angegeben.

Karvalho ließ fortwährend, mit unermüdetem Fleiße, Nachsuchungen anstellen, die Schutthaufen aufwühlen und die verschütteten Gewölbe aufgraben. Es wurde viel und vom großem Werthe gefunden, und den Eigenthümern wieder zugestellt. Indessen darf dieß doch kaum in Anschlag gebracht werden, gegen das, was verloren war und blieb, durch keine Anstrengung und Bemühung wieder herbeigeschafft, so wie durch keine Aufopferung ersetzt werden konnte.

---

*) Gegen vier Millionen Thaler.

**) Ungefähr fünfhundert und siebzig Millionen Thaler.

# V.

## Weise in den letzten Lebenstagen.

# Fenelon.

In den stürmischen Zeiten der französischen Revolution wurde der Abt Fenelon, dessen Name allein hätte hinreichen sollen, Achtung zu erwerben, wenn es auch seine Tugenden nicht gethan hätten, bloß deßwegen, weil er Priester war, geächtet. Dieser achzig jährige Greis hatte sein Leben mit der Ausübung guter Werke zugebracht. Er war unter andern damit beschäftiget, die savoische Jugend, welche in Frankreich zur Reinigung der Schornsteine verwendet wird, zu unterstützen und zu unterrichten. Alle Savoiarden liebten und ehrten ihn, wie ihren Vater. Als dieser ehrwürdige Greis verhaftet wurde, begaben sie sich in den Convent, und forderten seine Freilassung: sie erhielten indessen nichts, als einige Schmeicheleien, und eine abschlägige Antwort. Fenelon wurde von allen in dem Luxenburger Gefängnisse befindlichen Verhafteten geliebt, und er führte mehrere aus ihnen in den Schoos der Kirche zurück. Er wurde auf die Todtenliste geschrieben, und empfand darüber eine ungeheuchelte Freude. „Welch ein Glück, sagte dieser Patriarch, welch ein Glück für Jesus Christus zu sterben, der für uns gestorben ist." Als er in die Amtsstube hinab ging, stürzten sich zwei verhaftete Savoiarden zu seinen Füssen, und zerfloßen in Thränen.

„Weinet nicht, meine Kinder," sagte der Fromme, „es ist Gottes Wille, daß ich sterbe; betet für mich. Wenn ich in den Himmel komme, wie ich es von des Allgütigen großer Barmherzigkeit hoffe, so wer-

det ihr dort an mir einen großen Beschützer haben." Als der Henker kam, um ihm und seinen Unglücksgefährten die Hände zu binden, sagte er zu den letztern: „Meine Brüder, Gott verlangt von uns ein großes Opfer, das Opfer unsers Lebens, wir wollen es ihm mit bereitwilligem Herzen weihen, damit wir Gnade von ihm erlangen. Vertrauen wir auf ihn, er wird uns unsere Missethaten vergeben, wenn wir sie bereuen; ich will euch nun die Lossprechung von euern Sünden ertheilen" Alle Verurtheilten warfen sich auf die Knie, und empfiengen den Segen des heiligen Martyrers. Man sagte, daß selbst der Henker bewegt war, und sein Haupt neigte, um den Segen zu empfangen. Auf dem ganzen Wege und noch am Fuße des Schaffots fuhr Fenelon fort, Lehren zu ertheilen, und sprach von der Ewigkeit wie ein vom Himmel Begeisterter.

## Jerusalems letzte Lebenstage.

Jerusalem hatte den harten Winter und die ersten Sommermonate des 1789sten Jahrs bei dem völligen Besitze aller seiner Seelenkräfte, mit einer dem Anschein nach ungeschwächten Gesundheit, und mit ungewöhnlicher Heiterkeit zurückgelegt.

Sein Lebensgenuß war die Zeit hindurch lebhaft und unvermindert gewesen. Frei von Sorgen und lästigen Geschäften, in dem liebevollen Kreise seiner vortrefflichen Familie, und täglich durch Beweise der reinsten und aufrichtigsten Hochachtung vieler edler Menschen beglückt, lebte

er für seine Freunde, für seine noch fortgesetzte Arbeiten, und für Handlungen der Wohlthätigkeit und Menschenliebe.

Er setzte seinen weitläuftigen Briefwechsel mit seinen auswärtigen Freunden noch mit Regelmäßigkeit und mit Vergnügen fort. Er war im Frühjahr und im Anfange des Sommers alle Woche, wenn es das Wetter erlaubte, nach seinem Kloster Riddagshausen herausgefahren, wo er seine Geschäfte mit den Collegiaten unermüdet verrichtete. Noch gegen das Ende des Julius hatte er an einem warmen und heitern Tage an diesem Orte, wo er sich immer vorzüglich gern aufhielt, sehr viel Vergnügen empfunden, war mit einigen Freunden in den Garten spazieren gegangen, und hatte sich der schönen Natur mit vieler Lebhaftigkeit gefreut. Niemand hätte damals geglaubt, daß dieser Besuch sein letzter seyn würde. Um eben diese Zeit hatte er die große Freude gehabt, seine älteste Tochter, die Frau Domina des Klosters St. Crucis in ihrer Wohnung auf dem Kloster, die sie erst vor kurzem in Besitz genommen hatte, eingerichtet zu sehen. Auf diese Weise verflossen seine letzten Tage nicht bloß in sanfter Ruhe, sondern auch unter angenehmen Vorfällen, die, ohne sein Gefühl zu stark anzugreifen, den Genuß seines Lebens erhöhten.

Am 7. August ward er durch einen Besuch der Tochter seines Freundes Münter, und ihres Gemahls, des Herrn Justizrath Brun, welche, um ihn und seine Familie zu sehen, ihren Rückweg nach Kopenhagen über Braunschweig genommen hatten, sehr erheitert. Dieser Tag war vergnügt beschlossen; der darauf folgende war nicht weniger heiter, und Jerusalem unterhielt sich den Abend, welchen er mit seinen Töchtern allein zubrachte, mit ihnen auf die liebreichste und interessanteste Art. Er verlängerte

diese frohe häusliche Unterredung über die gewöhnliche Zeit, als wenn er es voraus empfunden hätte, daß er dieß Vergnügen zum letztenmale genösse. Am Sonntage, den 9. August, besuchte ihn ein würdiger und vieljähriger Freund, Herr Oberhofmeister von Preen, der sich lange mit ihm unterredete, und sich mit der gefühlvollen Theilnehmung, die er Jerusalem bis in seine letzten Lebenstage bezeigte, über die frohe Stimmung freuete, die alle, welche ihn diese Tage hindurch sahen, an ihm bewunderten. Jerusalem fing nachher noch an, einen Brief zu schreiben, den er wegen des Besuchs von einem Fremden nicht endigte. Die letzten Worte davon waren folgende: „Die Freundschaft würdiger und verdienter Männer hatte für mich von jeher den größten Reiz. Aber je stumpfer alle meine übrigen Empfindungen werden, je näher ich meinem Ende komme," — hier ward er unterbrochen, und dieß waren die letzten Zeilen, die er schrieb. So gegenwärtig ihm auch stets der Gedanke an das Ende seines Lebens war, und so rührend er ihn beinahe in allen seinen spätern Briefen an seine Freunde ausdrückte, so dachte er in diesem Augenblicke wohl schwerlich, daß es ihm so nahe wäre. Der Brief ist so deutlich und mit einer so festen Hand geschrieben, daß niemand, der ihn sah, einen Zufall von der Art, als ihn etwa eine Stunde darauf betraf, hätte besorgen können.

Als der Fremde ihn verlassen hatte, ging er in ein anderes Zimmer, zu seinen durchreisenden Freunden, die er auf den Mittag zum Mahle gebeten hatte. Man setzte sich vergnügt zu Tische; er sprach sehr munter, aß wenig, aber dem Anschein nach mit Appetit. Noch während des Essens ward er plötzlich stille, und die Gesellschaft bemerkte, daß der Bissen, welchen er im Munde hatte, unbeweglich blieb, und daß sein Gesicht in demselben Augen-

blicke auf der linken Seite steif und etwas verzogen war. Alle, die um ihn waren, sahen sich einander erschrocken an, keiner hatte den Muth, sich selbst oder einem andern zu gestehn, was er befürchtete; und doch fiel es ihnen allen auf, daß es der schreckliche Zufall seyn mußte, der sich nachher nur zu deutlich zu erkennen gab. Jeder ward aber durch die Furcht zurückgehalten, Jerusalem durch eine geäußerte Besorgniß einen Schrecken zu verursachen. So saßen sie einige Augenblicke in sprachloser Angst, bis daß Herr Justizrath Brunn das schreckliche Stillschweigen unterbrach, und fragte, was dieß wäre? Diese Frage hörte Jerusalem nicht; er blieb unbeweglich sitzen, und gab keinen Laut von sich. Seine Töchter eilten aus dem Zimmer, um so geschwind als möglich den Arzt und den Chyrurgus herbeiholen zu lassen, und den ersten Ausbruch ihres Schreckens und Schmerzens vor ihrem Vater zu verbergen. Die Freunde und der Bediente, welcher unterdessen hineingekommen war, blieben bei ihm. In einigen Minuten erholte sich Jerusalem wieder so weit, daß er, als seine Töchter wieder hereinkamen, vom Stuhle aufstehen und seine Freunde mit deutlicher Stimme um Vergebung bitten konnte, daß er ihnen einen Schrecken gemacht habe. Er setzte hinzu, er wisse nicht, wie ihm auf einmal geworden wäre. Man bat ihn, im Zimmer auf und nieder zu gehen; er that es ohne fremde Unterstützung, und dem Anschein nach, ohne Mühe, und sagte zu verschiedenmalen, daß es jetzt wieder besser mit ihm sey. Gleich darauf kam sein Arzt und alter Freund, der Herr Leibmedicus Brückmann, der, ehe er in das Zimmer ging, von allem, was vorgegangen war, genaue Nachricht erhalten hatte. Jerusalem ging mit seiner gewöhnlichen Freundlichkeit auf ihn zu, und sagte: Ich habe meinen Freunden und meinen armen Kindern einen Schre-

cken verursacht; ich weiß nicht, was es war, es ist aber jetzt ganz vorüber. Er wandte sich darauf zu dem Chyrurgus, der eben in das Zimmer trat, und sagte scherzend zu ihm: „Da sind Sie ja auch; man hat, wie ich sehe, gleich alle Anstalten gemacht." Herr Leibmedikus Brückmann erklärte: er fände nur ein wenig Wallung, und glaubte, es sey ein bloßer krampfartiger Zufall gewesen; er blieb aber da, um den Kranken länger zu beobachten. Indem er so bei ihm saß, und über verschiedene Dinge mit ihm sprach, ward die Sprache des Kranken auf einmal undeutlich, und das Gesicht verzog sich nach der linken Seite zu stärker. Der Arzt, der mit freundschaftlicher Theilnehmung eine sich immer gleiche Behutsamkeit verbindet, äußerte sich gar nicht über die bemerkte Veränderung, faßte ihm an den Puls, und sagte ruhig: Es wird doch wohl gut seyn, etwas Blut zu lassen; es ist noch einige Wallung da.

Man öffnete ihm sogleich die Ader am linken Arme, legte spanische Fliegen, und bat ihn, sich zu Bette zu legen. Er hatte noch Stärke genug, von den Seinigen unterstützt, in das benachbarte Schlafzimmer zu gehen; beim Auskleiden bemerkte man zuerst etwas Schwäche im linken Arme.

Aber gegen Abend, als eben eine seiner Töchter neben dem Bette saß, faßte er mit der rechten Hand seine eigene Linke, drückte sie mit vieler Freundlichkeit, und hielt sie endlich an die Lippen; und nun erst sah seine Tochter, zu ihrem unaussprechlichen Schrecken, daß er seine eigene Hand für die ihrige hielt, und gar kein Gefühl in dem linken Arme hatte. Den Nachmittag über blieb er sich noch völlig bewußt, gegen Abend fing er an zu schlummern, und sein Bewußtseyn schien schwächer und dunkler zu werden. Er sprach den Nachmittag noch viel, aber nicht ganz

vernehmlich, und mit einem äußerst rührenden und liebreichen Tone; man sah deutlich, daß er die Absicht hatte, die Besorgniß der Seinigen dadurch zu mildern, daß er sich wie gewöhnlich mit ihnen unterhielt. Sie suchten auch von ihrer Seite, so viel es möglich war, ihre Bestürzung zu unterdrücken, um ihrem geliebten Vater den Schrecken zu ersparen, den eine zu deutliche Kenntniß seines Zustandes bei ihm hätte hervorbringen können. Er ließ sich von der in ihm vorgegangenen Veränderung nichts merken, und schien auch selbst nicht deutlich zu wissen, was ihn betroffen hatte. Gegen Abend bekam er ein Fieber, und redete, so oft er vom Schlummer erwachte, in Ausdrücken, die eine etwas gespannte Phantasie verriethen.

Es war durchaus nichts Ungewöhnliches vorgefallen, was man als die Veranlassung des paralytischen Zufalls hätte ansehen können; keine heftigere Gemüthsbewegung, keine Abweichung von seiner gewohnten Lebensart und Diät, keine stärkere Anstrengung seiner Kräfte. Hierinn, und in dem Bewußtseyn, daß nichts unterlassen war, was menschliche Vorsicht und Sorgfalt thun konnte, sein theures Leben zu erhalten, fanden seine tiefgebeugten Kinder und Freunde die einzige bei ihrer Betrübniß mögliche Beruhigung. Es kann seyn, wie einige glaubten, daß eine zu große und zu lange anhaltende Spannung der Nerven, während der außerordentlichen Kälte des vergangenen Winters, die entfernte Ursache dieses Zufalls war; wahrscheinlicher ist es aber, daß die bei seinem hohen Alter allmählig erschöpften Kräfte der Natur von selbst zu wirken aufhörten.

Die traurige Nachricht von der Krankheit Jerusalems verbreitete sich sehr geschwind durch die ganze Stadt, und erregte allgemeine Besorgniß für das Leben eines so sehr verehrten Mannes. Die hohen Mitglieder der braunschwei-

gischen Fürstenfamilie, die ihn als Freund, als Lehrer und treuesten Diener ihres Hauses liebten; viele andere Bewohner Braunschweigs, die ihn als einen berühmten Schriftsteller, einen höchst angenehmen Gesellschafter, oder, in engern Verbindungen, als Rathgeber, als Wohlthäter, als ein Beispiel erhabener Tugenden hochachteten, eilten mit hoffnungsloser Aengstlichkeit, sich nach seinem Zustande zu erkundigen.

Am folgenden Tag nahm man schon eine höchst traurige Veränderung bei ihm wahr. Sein Gesicht, in dessen sanften Zügen sonst die liebenswürdigste Heiterkeit und das lebhafteste Wohlwollen seinen Freunden entgegen lächelten, war verzogen und angeschwollen; seine vorher so strahlende Augen ohne Ausdruck und trübe; sein Mund weit geöffnet. Seine Lippen, von denen so oft der sanfte Strom einnehmender Beredsamkeit floß, waren lange unbeweglich, und machten nachher verschiedene Versuche, Wörter zu articulieren.

Er hatte beinahe drei Tage ohne merkliche Veränderung in seinem traurigen Zustande zugebracht. Seine Seelenkräfte waren entweder von einem trüben Schlummer ganz umwölkt gewesen, und dieser nahm bei weitem den größten Theil der Zeit ein; oder wenn sie auch dann und wann durch den Nebel, der sie umgab, hervorblickten, so war ihr schwacher Schimmer doch nur von kurzer Dauer, und weit unter dem ihnen sonst eigenen reinen und strahlenden Glanze. Sein Anblick, als er so geistlos und untheilnehmeud, und von der Krankheit ganz zu Boden gedrückt, da lag, war für alle, die ihn liebten, äußerst betrübt. Vielleicht giebt es unter den Uebeln, die das Loos der Menschheit sind, keines, das mehr schmerzliches Mitgefühl erweckt, als jene Verfinsterung der geistigen Fähigkeiten, besonders, wenn man sie so ausgezeichnet und so glorreich hatte glänzen sehen.

Am Mittwoch Morgens schienen sich bei dem Kranken diese Schatten allmählig sich zerstreuen. Gedächtniß und Bewußtseyn sammelen sich wieder, und die erschütterten Organe der Wahrnehmung erholten sich von der Betäubung, die sie durchdrungen hatte. Mit Vergnügen sahe man jetzt, daß sein Geist sich wieder mit den gewohnten und ihm angenehmsten Gegenständen unterhielt; aber seine Vorstellungen darüber waren noch nicht ganz klar, oder er hatte wenigstens sehr große Mühe, sie in Worten auszudrücken. Er äußerte sich an diesem Tage zum erstenmale über seine Krankheit; er glaube, sagte er, daß er einen Fluß auf dem linken Auge habe.

Man glaubte, daß es ihm angenehm seyn würde, einige seiner Freunde zu sehen, die sich in dem Nebenzimmer befanden. Er drückte ihnen die Hände, sprach aber nur sehr wenig, und schlummerte bald darauf ein.

Als er wieder erwachte, ward der verehrungswürdige Herr Hofrath Gärtner, einer seiner ältesten Freunde, zu ihm hineingeführt. Er erkannte ihn schon von fern, und streckte seine Hand mit Lebhaftigkeit aus, um die seines Freundes zu ergreifen. Mein theurer lieber Jerusalem! rief der würdige Mann dem Kranken mit wehmüthigem Gefühle zu. Der Patient lächelte ihm mit ungemeiner Freundlichkeit entgegen, er schien äußerst gerührt zu seyn, und konnte nicht sprechen. Gärtner entfernte sich wieder mit schwerem Herzen, und gab, wie er sagte, in dem Augenblicke, in welchem er ihn sah, schon alle Hoffnung zu seiner Genesung auf.

Als die Freunde, die ihn besuchten, weggegangen waren, verlangte er verschiedene Bücher, und ward etwas ungeduldig, wenn man ihn nicht verstand, welches Buch er haben wollte. So unangenehm es auch war, irgend ein von ihm geäußertes Verlangen nicht sogleich befriedigen

zu können, so war doch die Unruhe, mit der er sich nach Büchern sehnte, ein erwünschtes Zeichen der zurückkehrenden Thätigkeit seines Geistes.

Bis auf seine Krankheit war bei ihm der Sinn des Gesichts, so wie alle seine Sinne, außerordentlich stark und scharf gewesen; er hatte bei einem beinahe achtzigjährigen Alter keine Brille bedurft, und noch vor kurzem selbst in der Dämmerung ohne Schaden lesen können. Jetzt schienen ihm seine Augen ihre Dienste zu versagen. Er hielt das Blatt, das er lesen wollte, zuweilen verkehrt, oder in einer solchen Richtung, daß er unmöglich etwas darauf erkennen konnte. Er nahm zuletzt die wiederholten Anerbietungen, ihm etwas vorzulesen, an, und hörte mit großer Aufmerksamkeit einer schönen zollikoferschen Predigt über den Geist des Christenthums zu, auf welche er immer einen hohen Werth gelegt hatte.

In der Unterhaltung mit seinen Freunden war es ihm am liebsten, wenn das Gespräch auf Personen fiel, die er kannte; dieser Gegenstand beschäftigte seine Aufmerksamkeit mehr, als irgend ein anderer. Er erinnerte sich derer, die man erwähnte, auch wenn er sie lange nicht gesehen hatte, aufs deutlichste, und schilderte mit wenigen Worten ihren Charakter mit der ihm gewöhnlichen treffenden Genauigkeit, und mit warmen Wohlwollen.

Von einem sehr hochachtungswürdigen Manne (dem Herrn Regierungsrath von Praun zu Blankenburg) sagte er: „Ich habe ihn immer als meinen Sohn angesehen, so lieb habe ich ihn!"

Seine Freunde von Copenhagen, die, anstatt einige frohe Tage bei ihm zuzubringen, Zeugen des traurigen Zufalls gewesen waren, welcher ihnen keine Hoffnung zum Wiederantreffen in diesem Leben übrig ließ, kamen hin, um ihn zum letztenmale zu sehen. Herr Brunn setzte sich

einige Zeit an sein Bette; der Kranke sprach aber nur ein Paar Worte mit ihm; aber die Frau J. M. B., die so innig wünschte, ihn nur noch einmal sprechen zu hören, wollte er nicht sehen, weil er sich vor der starken Rührung, die diese letzte Unterredung bei ihr und ihm hervorgebracht haben würde, fürchtete.

Er pflegte, selbst bei völliger Gesundheit, lebhaften Rührungen, die er in seinen spätern Jahren nicht ertragen konnte, gern aus dem Wege zu gehen. Er besaß auch eine eigene Geschicklichkeit, unangenehmen Gefühlen auszuweichen, oder sie zu mildern, und selbst die Gedanken und Erinnerungen daran aus seiner Seele zu entfernen, und sich dadurch desto offener für jeden frohen Eindruck zu erhalten. Diese weise Lebensphilosophie hatte nebst der äußersten Mäßigkeit und der regelmäßigsten Ordnung am meisten dazu beigetragen, seinem so schwächlichen Körper eine Dauer zu geben, die weit über das gewöhnliche Ziel des menschlichen Lebens hinausging. Er ließ sich daher selbst im häuslichen Umgange nicht gern auf Dinge ein, die zu lebhafte Empfindungen erweckten, oder die Seinigen an die immer mehr gefürchtete Trennung von ihm zu schmerzlich erinnern konnten.

Als am folgenden Tage eine seiner Töchter ihm auf sein Verlangen unter andern Gesängen Klopstocks schönes Lied: „Auf ewig ist der Herr mein Theil,“ vorlas, hörte er es mit großer Rührung an. Um den Eindruck, den gleich die ersten Verse dieses Gesanges auf ihn gemacht hatten, nicht zu sehr zu verstärken, wollte seine Tochter einen Theil davon überschlagen; allein er verlangte, daß er ganz gelesen werden möchte, und sagte nachher, daß es ein vortreffliches Lied sey.

Er hielt jederzeit viel von schönen Gesängen, besonders von denen, die Lob der Gottheit, Dankbarkeit für

ihre Wohlthaten, und andere höhere Empfindungen der Seele zum Gegenstande haben, und sie mit der Wärme und Stärke, die ihnen nur die Dichtkunst geben kann, ausdrücken.

Einen Tag darauf beehrten der Erbprinz und Bode den Kranken mit ihrem Besuche. Er erwachte um diese Zeit aus einem kurzen und leichten Schlummer, und unterhielt sich mit dem Prinzen etwa eine Viertelstunde mit vieler Munterkeit. Er sagte lächelnd zu ihm, er müsse ja dafür sorgen, daß die junge Prinzessin von Oranien nicht wieder aus Braunschweig gelassen würde; und fragte, indem er mit der Hand nach dem Sterne auf des Prinzen Brust hinzeigte, wie es jetzt mit ihm da unter seinem Sterne stünde? Eine Frage, die den Prinzen sehr vergnügt machte. Es war damals gerade die Rede davon, daß sich der Erbprinz mit der Prinzessin von Oranien verloben würde; und dieß hatte der Patient auch gehört.

Die Aufmerksamkeit, die er auf alles wandte, was sich auf die Personen, die ihn besuchten, zunächst bezog, und worüber ihnen etwas Verbindliches gesagt werden konnte, verließ ihn auch in seiner Krankheit eben so wenig, als die Geschicklichkeit, mit einem jeden auf die Art umzugehen, die seinem Charakter am angemessensten war. Der Besuch des jungen Fürsten, der den verehrungswürdigen Mann sehr hochachtet, machte dem letztern viele Freude.

Auf sein Verlangen wurden ihm, an einem der folgenden Tage, die Neuigkeiten von Paris aus der Zeitung vorgelesen. Sie enthielt an diesem Tage die Nachricht von den großmüthigen Opfern, welche der Patriotismus der Stände Frankreichs in der berühmten Sitzung vom 4. August dem Besten der Nation gebracht hatte. Dieser Wetteifer des Edelmuths, dieser Triumph der Vaterlands=

liebe und Weisheit über Selbstsucht und Vorurtheile, interessirte den Kranken in einem hohen Grade.

Mit stammlender Zunge, aber mit tiefgerührtem Herzen, dankte der edle Mann der Vorsehung, auf deren Verfügungen sein Blick in seinem ganzen Leben so aufmerksam geheftet war, für die großen Schritte, die ein ganzes Reich zur Vermehrung seiner bürgerlichen Glückseligkeit gethan hatte, und noch ferner zu thun im Begriff war. Es war immer seine Lieblingsidee, daß die Vorsehung unaufhörlich an der Veredlung des menschlichen Geschlechts arbeite, und bald durch anscheinende von bösen Menschen veranlaßte Uebel, bald durch schöne und edle Handlungen guter Menschen, das Beste des Ganzen zu befördern bemüht sey. Dieser warme Menschenfreund hatte nun auch die Freude, in seinen letzten Tagen eine Begebenheit zu erleben, die so viele wohlthätige Folgen für das ganze menschliche Geschlecht verspricht.

Als er nach einigen Tagen die Erlaubniß erhielt, ein wenig Rheinwein und Biscuit nehmen zu dürfen, wollte er für diese Erquickung, so wie für jede Erleichterung, welche ihm sein Arzt verschaffte, diesem seine Dankbarkeit gern recht lebhaft ausdrücken. Der Arzt suchte aber immer Rührungen dieser Art zu vermeiden; und leitete auf eine geschickte Weise das Gespräch auf andere Gegenstände. Diese wohlthätige, für den Fortgang der Besserung so nothwendige Discretion, verdiente von einem jeden, der sich einem solchen Krankenbette nähert, nachgeahmt zu werden. Sie macht einen auffallenden Contrast mit dem Betragen gewißer Personen, die gern sogenannte schöne Scenen veranlassen, und, um einem gütigen leicht zu rührenden Herzen irgend einen wärmern Ausdruck von Zärtlichkeit abzulocken, manches erwähnen, was unter solchen Umständen nicht gesagt werden müßte, ohne Rücksicht dar=

auf zu nehmen, wie sehr alsdann ein zu empfindliches Herz dadurch erschüttert werden kann. — Ein andermal empfing der Selige, da er beinahe schon sterbend war aufs neue seinen Arzt mit vieler Zärtlichkeit, wollte dessen Hand auf seine Lippen drücken, und sagte: wie soll ich ihnen meine Dankbarkeit für Ihre treue Freundschaft ausdrücken! Wie gütig, setzte er hinzu, als der Arzt ins Nebenzimmer gegangen war, hat mich dieser Mann stets behandelt, wie hat er sich nicht bemüht, um mir Linderung zu verschaffen!

Noch immer hatte der Kranke sich nicht geäußert, was er von seiner Krankheit eigentlich dachte. Bei dem deutlichen Bewußtseyn, das er in allen übrigen Dingen zeigte, hätte man erwarten sollen, daß er die Ursache der Lähmung seiner linken Seite wissen müßte, und daß er nur aus Schonung für die Seinigen nicht davon spräche. Indessen mußte man aus verschiedenen Ursachen schließen, daß er keine deutliche Vorstellung von seinem Zustande hatte. Er erwähnte an einem von diesen guten Tagen, als das Gespräch auf einen vor mehreren Jahren verstorbenen Freund fiel, daß dieser Mann durch einen Schlagfluß gestorben wäre. Er schien nicht zu wissen, daß ihn selbst ein ähnlicher Zufall betroffen hatte. Er sprach nie von Lähmung seines Beines oder Armes, so sehr er auch die Hilfe der einen Hand vermißte; und es schien, als hätte mit dem Gebrauch dieser Gliedmaßen auch das Bewußtseyn, daß er sie hatte, aufgehört.

Bei dem weitern Fortgange der Krankheit ward schon seine Stimme verändert und rauh; ein sich einstellendes Fieber nahm immer an Heftigkeit zu; und darauf entdeckte sich endlich, zum Schrecken des Arztes und der Seinigen, das Fasch in seinem Munde. Das Schlucken war im höchsten Grad beschwerlich; der Mund füllte sich mit Schleim, die Zunge war mit Blasen bedeckt, und die ge-

ringste Berührung derselben, selbst von Getränken, die ihm sonst am angenehmsten waren erregten Schmerzen. Nun war die Krankheit äußerst gefährlich; und bei der schon großen Entkräftung des Kranken verschwand die Hoffnung, daß die Natur sich dieses neuen schrecklichen Zufalls noch einmal erwehren würde.

Der Anblick des Kranken war sehr traurig. Er litt, bei jedem Versuche, etwas niederzuschlucken, Schmerzen, und ward von dem Schleime sehr geängstigt und am Athemholen gehindert. Das Fieber währte fast unaufhörlich fort, und nahm gegen Abend gemeiniglich an Heftigkeit zu. Die Heiterkeit der vorhergehenden guten Tage war ganz verschwunden. Eine bange Hilflosigkeit und stumpfe Entkräftung trat an ihre Stelle. Die Seele war jetzt kaum zu etwas andern fähig, als die Zerrüttung des Körpers zu empfinden, und die kleine Labsale anzufordern, die ihm gereicht werden konnten. Der Kranke schien sich der Gegenstände um ihn her nur dunkel bewußt zu seyn: er sprach wenig und nur einzelne Worte; ward durch die Gegenwart eines Besuchs nur beunruhigt, und lag die meiste Zeit in einem trüben Schlummer.

Als nachher die Heftigkeit des Fiebers nachließ, zeigte sich mit dem zurückkehrenden Bewußtseyn zugleich ein inniges schmerzvolles Gefühl von gänzlicher Entkräftung.

Der Kranke mußte eine große und entscheidende Veränderung in seinem Innern wahrgenommen haben; er empfand es jetzt, daß seine Krankheit tödtlich seyn würde. Vorher hatte er sie wahrscheinlich nicht für sehr gefährlich gehalten, und auf Besserung geglaubt; wenigstens hatte er, es sey nun, weil er nichts ungewöhnlich schmerzhaftes gefühlt hatte, oder aus Schonung für die Seinige, vom Anfange der Krankheit an, nie etwas vom Tode gesagt, oder sich über die Natur des Zufalls, der ihn bettlägerig mach-

te, geäußert. Aber wie der heftige Angriff dieses dreitägigen Fiebers etwas nachließ, und die darauf folgende Ruhe seiner Seele einen freiern Gebrauch ihres Denkvermögens erlaubte, so wandte er die ihm noch einmal verliehenen Kräfte, und die ernste Stille der Nacht dazu an, sich mit seinem Zustande ganz bekannt zu machen. Er überzeugte sich, daß das Ziel seiner Tage sich näherte. Der Gedanke an eine baldige Auflösung, welcher schon lange sein vertrauter Freund gewesen war, und heitere Aussicht in ein künftiges Leben, hatte seine ganze Seele erfüllt. Seine Empfindungen brachen zuweilen in Worte aus. Er redete einigemale mit seiner bei ihm wachenden Tochter über den Gedanken, der seinem Herzen stets so theuer war, daß Gott die Menschen, wie ein Vater seine Kinder, durch dies Erdenleben leitet, und, sobald es seine Weisheit und Güte erfordert, sie aus dieser niedern Bestimmung zu einer erhabenern abruft. Diese Ueberzeugung war ihm sein ganzes Leben hindurch rührend gewesen, hatte die Freude über jede glückliche Begebenheit, den Genuß jeder frohen Stunde erhöht, und war in jedem seiner Leiden eine nie versiegende Quelle von Beruhigung und Trost gewesen. Oft hatte er in seinen heitersten Stunden mit Entzückung diese fruchtbare und die Seele erhebende Idee in ihrem weiten Umfange durchdacht; aber die gegenwärtige Schwäche seines Körpers erlaubte ihm nicht, sie, ohne zu starke Rührung zu verfolgen. Um nicht zu sehr zu ermatten, verlangte er, daß man ihm etwas vorlesen möchte.

Nichts paßte zu den gegenwärtigen Empfindungen seiner Seele besser, als die schöne Zollikofersche Predigt über die kindlichen Gesinnungen des Christen gegen Gott; sie ward ihm vorgelesen und beschäftigte ihn auf die angenehmste Weise. Er wünschte darauf etwas Ruhe und als er nicht einschlafen konnte, so las man ihm etwas vor, das

seine Aufmerksamkeit weniger an sich zog, und worüber er wieder einschlummerte.

Nach einer Stunde ermunterte er sich wieder, und seine Gedanken nahmen wieder einen ähnlichen Gang. Er sprach von seinem Zustande, er fühlte sich an dem Scheidewege zwischen Zeit und Ewigkeit; aber er hielt seine Empfindungen, die er bei gesunden Tagen so gern und so freudig in seinen Unterredungen mit seinen Freunden ausdrückte, in Schranken, um den Schmerz der Seinigen nicht auf einmal zu lebhaft zu erwecken. Diese große Veränderung mit Gedanken an sein Ende, bei einem völlig klaren Bewußtseyn, hatte sie sehr geängstigt. Wie sehr mußten sie die Annäherung der schmerzlichen Trennung befürchten, die ihr geliebter Vater, der sie bisher so gern zu erwähnen vermieden hatte, ihnen nun selbst ankündigte.

Er war wieder stille, und seine jüngern Töchter hatten sich niedergelegt. Seine älteste Tochter blieb allein neben dem Bette sitzen.

Der Kranke erwachte von einem kurzen Schlummer, und bemerkte, daß seine Töchter nicht alle gegenwärtig waren. Als er hörte, daß sie sich entfernt hatten, um ein wenig auszuruhen, sagte er: „Laßt sie ruhen, ihnen ist Ruhe und Kräfte nöthig, um das zu ertragen, was ihnen bevorsteht.“ Hierauf war er wieder lange stille, und in Gedanken vertieft; seine Seele beschäftigte sich, ruhig und Gott ergeben, mit der größten unter allen Veränderungen, die er sich jetzt so nahe dachte. Zuweilen sprach er einzelne Worte aus, welche die in seiner Seele herrschende Gedankenreihe anzeigten. Er sprach öfter mit sich selbst, wenn es ganz stille im Zimmer war und wenn er sich allein darinn zu seyn glaubte. „Wie glücklich,“ rief er mitten in diesen feierlichen Betrachtungen aus, „wie glücklich wäre ich, wenn ich jetzt von meinem Schöpfer zu meiner höhern

Bestimmung abgerufen würde!" Einigemal redete er in Ausdrücken der tiefsten Ehrerbietung und innigsten Dankbarkeit die Gottheit an, deren väterlichen Leitung er sich so freudig überließ.

Nach einer so großen Anstrengung seiner Kräfte während der Nacht, war er am nächsten Morgen äußerst matt. Bald darauf klagte er über Hitze, und verlangte sehr nach der Labung eines frischen Trunkes Wassers. Es konnte ihm nur in einem kleinen Theelöffel ein wenig Wasser gereicht werden. Wie viel Erquickung ist doch in dem Wasser, sagte er; es ist ein wohlthätiges Geschenk der Natur; wie viel besser labt es als alle Apothekertränke! Die Medizin wollte und konnte der Kranke nicht nehmen. Sie ist ja doch überflüßig, sagte er. Das Niederschlucken des Safches noch immer höchst beschwerlich. Die Versuche, Zunge und Münd vom Schleime zu reinigen, waren zwar sehr nothwendig, aber auch sehr schmerzhaft; die Zunge blutete bei der geringsten Berührung, und der Kranke hatte nicht die Kraft, seinen Mund weit genug zu öffnen. Indessen lösete das Wasser, welches er, auf ein feines Tuch gegossen, von Zeit zu Zeit in den Mund nahm, den Schleim einigermaßen ab, und verschaffte ihm eine kleine Erleichterung. Die Fieberhitze nahm sehr zu. Der Kranke sagte, sein Zustand wäre beinahe wie der vom reichen Manne, der nur um einen Wassertropfen flehte. Wie schmerzlich für seine Freunde waren diese Worte in dem Munde des Leidenden; Mitten in dieser Beängstigung dachte er an seinen um eben diese Zeit gefährlich krank liegenden Freund, den Herrn Schmidt *), mit Theilnehmung und Mitgefühl. Ach der gute Schmidt liegt in einer so engen Stube, sagte er,

*) Dieser vortreffliche Mann folgte seinem Freunde etwa zehn Wochen nach seinem Tode in die Ewigkeit nach.

er, was mag der nicht jetzt aushalten müßen! Die Luft war diesen Nachmittag drückend heiß, und der reizbare Körper des Kranken empfand ihre Wirkung in einem sehr hohen Grade.

„Bringen sie mir Kühlung mit?" rief er seinem Freunde mit schmerzlicher Heftigkeit entgegen, als er ins Zimmer trat. Es ward ihm von Zeit zu Zeit etwas kühles Wasser auf einem Tuche in den Mund gehalten; die Hitze nahm allmählig ab, und in eben dem Verhältnisse, in dem sie nachließ, kehrte die Ruhe und Gelassenheit des Kranken wieder zurück. Seine jüngern Töchter traten jetzt in das Zimmer; sein Blick fiel auf sie, und winkte sie zu sich. Sie küßten ihm mit vieler Rührung die Hand, und sanken voller Betrübniß auf die Knie vor dem Bette nieder. Ihr Vater hatte an diesem Tage noch sehr wenig mit ihnen gesprochen, und sah sie jetzt trostlos. — Er konnte den Anblick nicht länger ertragen, ohne seinen zusammengepreßten Empfindungen Luft zu machen. Mit unaussprechlicher Zärtlichkeit, mit einer wehmüthigen und schwachen Stimme sagte er zu ihnen allen: „Weinet nicht, meine Kinder, ihr müßt euch auf unsere Trennung gefaßt machen, und ihr werdet noch erst in der Folge das Bittere davon empfinden! Ich bin jetzt am Ende meines Lebens; ich sehe dem künftigen mit Freudigkeit entgegen." Hier hielt er, erschöpft, auf einige Augenblicke ein. Um sich ein wenig zu erholen, bat er, ihm einen Gesang vorzulesen. Eine seiner Töchter, die ihm gewöhnlich vorlas, that es mit zitternder Stimme; nur die kindliche Liebe konnte sie stärken, daß sie sich dazu genug fassen konnte. Zwei vortrefliche Gesänge wurden gelesen, der eine von Eschenburg: „Ich will dich noch im Tod erheben," und der Spaldingsche: „Des Todes Graun, des Grabes Nacht ꝛc." Beide schildern die Empfindungen eines Christen,

der sich gänzlich der göttlichen Leitung überläßt, sein ganzes Zutrauen auf die Vorsehung setzt, und im Tode wie im Leben die Gottheit preiset.

Bei den Worten des letzten dieser beiden Lieder, die so ganz in die Gefühle des Kranken hineinpaßten: „Der Tod darf mir nicht schreckend seyn" rief er mit Lebhaftigkeit und Stärke aus: „Ja, er ist es nicht!"

Die Stimmung seiner Seele war erhaben und des Himmels würdig. Eine freudige Standhaftigkeit, eine feste Zuversicht auf das allweise und allgütige Wesen erfüllten sie. „Die Religion", sagte er nach einer kleinen Pause, in der er Kräfte gesammelt hatte, „ist eine unerschöpfliche Quelle von Weisheit und Glückseligkeit. Vereinigt euch mit mir, meine Kinder, in der Freudigkeit des Glaubens, steht mir darin bei. Die Kräfte verlassen allmählig die Organe des Körpers; aber meine Freudigkeit, mein Vertrauen auf Gott in der Seele!" Er hielt wieder ein. „Wie dank ich euch für eure Liebe," fieng er bald darauf wieder an; „wie liebreich seyd ihr immer um mich her, meine Kinder; seyd getrost: eben so werden bald die Engel bei meinem Eintritt in jenes Leben um mich her stehen!" Seine Töchter waren zu sehr gerührt, ihm anders als durch ihre Thränen antworten zu können. Er dankte auch seinen Dienstboten, die sich um ihn her versammelt hatten, für ihre treue Dienste, und suchte sie über seinen Verlust zu trösten. Er fragte darauf, ob der Arzt noch nicht käme. Wahrscheinlich wollte er auch ihm noch einmal auf eine feierliche Art seinen Dank versichern. Er hatte schon öfters dazu Gelegenheit nehmen wollen, aber der Arzt der sein gefühlvolles Herz kannte, wollte nicht zugeben, daß er so lebhaft gerührt werden sollte. Der Kranke wiederholte seine Frage nach dem Arzte; man antwortete ihm, daß er bald kommen würde; daß man aber

sogleich hinschicken wollte, wenn er noch vor der gewöhnlichen Zeit seine Hilfe verlangte. Nein, sagte er mit Lebhaftigkeit, ich bedarf nichts mehr von ihm. Trost und Freudigkeit im Sterben brauche ich nicht von meinem Arzte zu nehmen, die empfinde ich schon. Nicht lange darauf kam der Arzt. Der Kranke sprach nicht so viel mit ihm, als wie man erwartete, daß er in der gegenwärtigen Stimmung seiner Seele mit ihm reden würde; sobald aber der Arzt in das Nebenzimmer gegangen war, sagte der Kranke: Wenn er doch nur nicht ermüdet, zu mir gekommen! Wie kann ich ihm doch genug für seine Freundschaft für mich in meinen letzten Stunden danken!

Der Arzt war nicht ganz damit zufrieden, daß diese Scene, die alle gegenwärtige so sehr erschüttert hatte, vorgefallen war. Als er aber hörte, daß sie auf keine Weise veranlaßt war, sondern daß der Kranke aus eigenem Antriebe die Gelegenheit gesucht hatte, von denen, die er am meisten liebte, Abschied zu nehmen, um sie auf den Verlust ihres geliebten Vaters vorzubereiten, so war sie ihm weniger bedenklich. Er sah, daß es nicht möglich und auch nicht gut gewesen wäre, diesem Ausbruche des lebhaftesten, lange in seiner Seele verschlossenem Gefühls, Einhalt zu thun. Er glaubte sogar, daß eine solche Erleichterung des Herzens gute Wirkungen, wenigstens größere Ruhe, bei ihm hervorbringen könnte.

Der Kranke hatte in der That weit mehr Kräfte gezeigt, als man seit der Verschlimmerung seines Zustandes bei ihm bemerkt und erwartet hatte. Die lebhafte Rührung, die seine Seele zu ertragen fähig war, sein klares Bewußtseyn, die deutliche Articulation seiner Worte, die freiere Bewegung seines Armes, schienen eben so viele Zeichen wiederkehrender Stärke zu seyn. Hiezu kam die Erinnerung an einen ähnlichen Auftritt in einer vorigen schwe-

ren Krankheit, in welcher er sich dem Tode nahe fühlte und von seiner Familie Abschied genommen hatte. Er hatte damals eben dieselbe freudige Zuversicht auf die Gottheit, eben das lebhafte Verlangen in ein höheres Daseyn einzutreten geäußert. Gerade der Augenblick jenes feierlichen Abschiedes war die Crise der Krankheit gewesen; die Natur hatte noch einmal alle ihre Kräfte gegen sie aufgeboten, und für dießmal gesiegt. Jetzt war, bei einem weit höhern Alter, die Hoffnung der Besserung weit weniger wahrscheinlich; sie erwachte aber doch noch einmal auf eine kurze Zeit in den Herzen der Seinigen, und ob sie gleich am Ende täuschte, so that sie doch eine wohlthätige Wirkung, und ließ ihnen Zeit, sich nach und nach auf den bevorstehenden Verlust gefaßt zu machen.

Als der Arzt weggegangen war, folgten bei dem Patienten einige weniger deutliche, aber mit den vorhergegangenen Empfindungen genau zusammenhängende Vorstellungen, die seine starkgespannte Phantasie noch weiter ausführte. Er glaubte, daß er schon gestorben sey, und dankte seinen Töchtern, daß sie seinen Tod einer hiesigen hohen Person schon gemeldet hätten. Diese Phantasie beunruhigte die Seinigen nicht so sehr, als sie gethan haben würde, wenn sie sich nicht erinnert hätten, daß sich der Kranke in seinen vorigen schweren Krankheiten auch damit beschäftigt hatte. Er selbst pflegte es zu erzählen, daß er sich damals in einer starken Fieberhitze vorgestellt, daß seine vom Körper getrennte Seele noch über demselben geschwebt, ihn wie eine brennende Kohle glühen gesehen, und voller Mitleid auf ihn als einen fremden Leidenden herabgeblickt hätte.

Wie wichtig, wie verehrungswürdig wird das menschliche Leben, wenn man es so anwendet, wie der Vortreffliche es anwandte; und wie bereitwillig kann es in die

Hände des Schöpfers zurückgegeben werden, wenn die großen Pflichten desselben mit Treue erfüllt sind.

Einen Mann, dessen großer Lebenszweck Verherrlichung des göttlichen Namens durch Verbreitung ächter Religion gewesen war, ohne eine lebhaftere Aeußerung seiner Ueberzeugung aus der Welt gehen zu sehen, wäre traurig gewesen. Und wie leicht hätte sich dies bei einer Krankheit zugetragen, die die edlern Theile des Körpers so mächtig angriff, und die Organe der Denkkraft so leicht unfähig zu ihren gewohnten Anstrengungen machen konnte!

Aber jene Scene drückte das Siegel auf die Ueberzeugungen eines langen Lebens. Nicht, daß sie weniger gegründet gewesen wären, wenn eine heftigere Krankheit oder ein plötzlicher Tod den großen Lehrer der Religion verhindert hätte, noch ein feierliches Zeugniß von ihrer Wirksamkeit zu geben: aber er würde doch nicht auch im Tode lehrreich; nicht durch seine letzten Worte ein Beförderer der Wahrheit und Religion geworden seyn. Laut bekannte er, in einer Stunde, in welcher alles, was nicht Ueberzeugung ist, wankt, das große Resultat seines unermüdeten Forschens, das feste Vertrauen, daß Gott, nicht blos auf Welten und ihre große Gesetze aufmerksam, auch jeden einzelnen Menschen väterlich durch den dunkeln Irrgang dieses Leben leitet; ihn bei jedem ernstlichen Streben nach Wahrheit und Veredlung unterstützt; und ihn, mit eben der Vatertreue, auch durch wichtigere Auftritte eines höhern Daseyns führen wird, dessen Glückseligkeit mit der Anwendung seiner Kräfte auf dieser niedern Stuffe im genauesten Verhältniß steht.

Er litt immer noch viel von der fortdauernden Fieberhitze. Ein Beweis davon war unter andern, daß er bei einer ihm vorgelesenen Stelle aus Bartels Reisebeschreibung durch Calabrien und Sicilien, wo die Rede von dem

Eiswasser war, welches die Einwohner so gerne zu ihrer Erfrischung nehmen, ausrief: „Wie glücklich sind sie:“ aber er litt dennoch mit ungemeiner Gelassenheit. Als einer seiner Freunde ihm seine Freude bezeigte, daß er unter seinen gegenwärtigen Umständen solche Ruhe und Heiterkeit empfände, erwiederte er: „Warum sollte ich das nicht,“ und nach einigen Augenblicken setzte er hinzu: unter dem besten und gütigsten Wesen.“

Der verwittweten Frau Herzoginn, welche ihn mit ihrem Besuche beehrte, drückte der Selige mit Gegenwart des Geistes und mit Rührung seine Dankbarkeit für die ihm erzeigte Ehre aus. Er schätze sich glücklich, sagte er, daß eine so verehrte Fürstin ihm noch am Ende seines Lebens die Freude machen wollte, ihn zu besuchen, und noch einmal von seinen Lippen die Gesinnungen zu hören würdigte, die er mit in ein besseres Leben hinübernehmen würde. Die edle Fürstin vermied alles, was den Kranken, der stets mit treuester Liebe dem Hause seiner Fürstin ergeben war, zu sehr rühren konnte. Sie fände ihn weit besser, sagte sie zu ihm, als sie sich ihn gedacht hätte, hoffte ihn noch öfter zu sehen, bot ihm Erfrischungen jeder Art an. Sie hörte mit Vergnügen, daß er noch an so vielen Dingen Antheil nehmen, und sich noch so sehr freuen könnte, diejenigen zu sehen, die ihm werth waren. Sie lenkte das Gespräch auf einige kürzlich vorgefallenen Begebenheiten. Der Kranke sprach darüber mit völligem Bewußtseyn; er drückte unter andern auch seine Erwartung aus, daß die großen Veränderungen in Frankreich sehr zur Beförderung der Glückseligkeit des ganzen menschlichen Geschlechts gereichen würden.

An einem andern Morgen, nach einer sehr angstvollen Nacht, war seine Seele aufs neue mit seinen Lieblingsideen von einem künftigen glücklichen Daseyn angefüllt.

Er glaubte schon in jenem Leben zu seyn; er fühlte sich darin glücklich. Es ist merkwürdig, daß er nun schon zum drittenmale in schweren Krankheiten, und dem Tode nahe, auf gerade dieselben Vorstellungen gekommen war, so sehr sich auch die Krankheiten ihrer Natur nach von einander unterschieden. Schon in zwei vorigen Krankheiten hatte er sich mit Freude und Zufriedenheit jenseits der Gränzen dieses Lebens gedacht, die er noch zu überschreiten hatte; und genoß damals, so wie jetzt, Vorgefühle einen frohen Ewigkeit.

Er sagte diesen Morgen mehreremale zu seinen Töchtern und nachher auch zum Arzte, daß er schon an dem Orte seiner höhern Bestimmung angelangt sey, und dort einen seiner Freunde angetroffen habe, in dessen Gesellschaft er sich sehr glücklich befände. Diese Idee blieb so fest bei ihm, daß er weitere Folgerungen daraus zog, und seine Tochter fragte: ob sie bei der hinterlassenen Familie seines Freundes keinen Trauerbesuch ablegen wollten? Er ließ sich hierüber gar nicht widersprechen, und verlor diese Vorstellung nicht eher, als bis am Morgen einige Besuche kamen.

Wenn er sich aber auch noch einmal diesseits des Grabes fühlte, so beharrte er bei der Ueberredung, daß sein Eingang in die Ewigkeit ganz nahe wäre. Er blieb dabei immer gleich ruhig und freudig. In seinem forschenden, durchdringenden und aufgeklärten Geist hatte sich die Ueberzeugung von jener erhabenen Wahrheit, daß wir nach Endigung dieser Laufbahn, nach dem Verhältniß, in welchem wir unsere Kräfte zur Beförderung des Guten angewandt haben, in eine höhere und glückseligere eintreten, auf das unauslöschlichste eingeprägt. Alle übrigen Vorstellungen schwanden um ihn her; unbekümmert sah er sie erlöschen — diese Ueberzeugung blieb. Sie war nun das

Hauptresultat seiner langen unermüdeten Geistesarbeiten; seine Erquickung in seinen Schmerzen, sein Licht in den sich immer enger um ihn zuschließenden Finsternissen. Durch sie (man konnte es nicht ohne Bewunderung sehen,) war seine Seele in diesem trüben Zwischenzustande zweier Leben thätig und glücklich. Wer muß nicht glauben, daß diese Seele nach ihrer gänzlichen Trennung von Organen, die ihr jetzt nur zur Last zu seyn scheinen, sogleich fortfährt in einem höhern Grade zu empfinden, zu handeln, und zu genießen! Wer muß nicht auch bei einem solchen Sterbebette fühlen, wie viel darauf ankömmt, der Seele solche Resultate ihrer Lebensthätigkeit zu verschaffen, die sie als ein sicheres Eigenthum behält, wenn weniger wesentliche an Ort und Zeitumstände gebundene Vorstellungen wie Morgenträume verschwinden, und nur solche Erkenntnisse und Grundsätze, die oft wiederholtes Nachdenken und Handeln der Seele tief eingedrückt haben, die Betäubung überleben, mit welcher der Tod die Organe unsrer Wahrnehmungen erschüttert.

Bewundernswürdig war bei dem Kranken die gänzliche Gleichgültigkeit gegen alle Angelegenheiten dieses Lebens. Kein Gedanken ward an irgend etwas, das ihm hier theuer war, zurückgeschickt, kein Verlust beklagt, kein unvollendetes Geschäft bedauert. Er war gänzlich unbesorgt über das Schicksal aller, die ihm lieb waren. Und doch verbanden ihn so viele zärtliche Freundschaften mit vielen schätzbaren Menschen, und die innigste Liebe mit seiner vortrefflichen Familie; und doch machten ihm deren Gesinnungen gegen ihn zu allen Zeiten die lebhafteste Freude. Nicht in dem Mangel der Empfindung lag also diese ruhige Sorgenlosigkeit; denn wer hatte wohl je ein zärtlicher und theilnehmender Herz, als dieser Menschenfreund! sie floß aus einer edlern Quelle. Sein festes Vertrauen

auf die Vorsehung ließ ihn nicht zweifeln, daß sie für jeden, den er liebte, eben so wie für ihn, mit treuer Vaterliebe wacht, und daß sie, wenn er den Seinen entrissen seyn würde, Mittel finden wird, einen jeden von ihnen nach seinen verschiedenen Verhältnissen glücklich zu machen. Bei dieser erhabenen Zuversicht war er zwar noch immerfort theilnehmend, aber ohne alle Aengstlichkeit; er erkundigte sich nach seinen Freunden, sprach über nichts lieber, als über die abwesenden, drückte sein herzliches Wohlwollen gegen die gegenwärtigen aus, aber ohne den geringsten Schmerzen über die bevorstehende Trennung von ihnen zu äußern. Wie konnte er es auch thun, da er diese Trennung nur für eine Beförderung zu einer höhern Bestimmung ansah, die auch einst seinen Freunden zu Theil werden würde, und wohin er ihnen nur auf eine kurze Zeit vorangehen sollte.

Es ist nicht weniger merkwürdig, daß er nach dem rührenden Abschiede von den Seinigen, wobei er sich überzeugt hielt, daß er sogleich aus der Welt gehen würde, doch keine Ungeduld darüber bezeigte, daß er noch länger diesseits der Scheidewand bleiben müßte, und daß die schweren Fesseln des Körpers ihn noch länger vom Emporschwingen zu herrlichern Regionen der Welt Gottes zurückhielten.

Auch hierin zeigte sich das schöne Gleichgewicht seiner wohlgeordneten Seele; die feste Herrschaft der Grundsätze, nach denen er zu handeln gewohnt war, über die Wünsche des Herzens und die Hoffnungen der Einbildungskraft. Bei dieser unerwarteten Verlängerung einer schmerzhaften Existenz bewies er eine immer gleiche Ergebung in den göttlichen Willen, sanfte Geduld und freudigen Gehorsam. Nur in den Augenblicken der heftigern Fieberbeängstigungen, und bei solchen schmerzlichen Gefühlen,

die augenblickliche Linderung verlangten, zeigte er einige Unruhe, die nichts anders, als das Streben der Natur nach Beistand war, und die, sobald der Krampf des Schmerzens nachließ, seiner sanften Gelassenheit wieder Platz machte.

Als in einem solchen heftigen Fieberanfall seine Töchter ihn lebhaft klagen hörten, und von dem rührenden Ton seiner Stimme zu sehr angegriffen wurden, als daß sie ihre Angst ganz vor ihm hätten verbergen können, bemerkte der Kranke mitten in dem schmerzlichsten Gefühle seines Leidens den nicht länger zurückgehaltnen Ausbruch ihres Schmerzens, und rief ihnen mit starker Stimme zu: „Kinder, nicht so ängstlich: Freudigkeit, Freudigkeit! freuet euch doch meiner herannähernden höhern Glückseligkeit!" Es wurden ihm auf sein Verlangen ein paar Gesänge, und ein auf seinen Zustand passendes sehr schönes Gebet von Zollikofer vorgelesen; er wünschte auch noch das 17te Kapitel des Evang. Johannis zu hören, welches er immer ganz vorzüglich liebte.

Bei einem wiederholten Besuche fand der Geistliche ihn nicht im Stande, sich mit ihm zu unterreden. „Dieser Zeit Leiden," sagte der Geistliche zu dem Kranken, in den Worten der Schrift, „sind kurz und gering, wenn sie mit den Freuden der Ewigkeit verglichen werden. Groß," setzte er hinzu, „sind die Beweise die uns die Gottheit von ihrer Güte schon durch die Linderung unserer Leiden giebt." Diese Worte, die so ganz den Gesinnungen des Leidenden entsprachen, rührten ihn. Er wischte sich eine Thräne ab. Mit Worten konnte er seine Empfindung nicht ausdrücken.

Wegen der zunehmenden Beschwerlichkeit des Schluckens wollte er gar keine Medicin mehr nehmen. Man bat ihn sehr, nur etwas zu nehmen, und er erholte sich, nachdem er einige Tropfen zu sich genommen hatte. Er lag

still und sein Blick war äußerst liebreich. Als eine seiner Töchter ihm die Hand ergriff und zu ihm sagte: „Erlauben Sie, daß ich ihre Hand mit der meinigen kühle:" so antwortete er mit großer Zärtlichkeit: „die Hand, die du mir reichst, ist mein, und sie wird es ewig bleiben."

Wenn er an die Schmerzen der Seinigen dachte, rief er einigemal aus: „Ach meine arme Kinder!" In diesen bangen Stunden der höchsten Fiebergluth beschäftigte sich sein Geist wieder mit Gedanken an die Gottheit; er sprach einige kurze Gebete aus; zuweilen schien es aus einigen biblischen Ausdrücken, die er brauchte, daß er an die Leidensgeschichte des Erlösers dachte. „O Gott verlaß mich nicht," rief er aus: „Dies ist das Ende! Ich glaube," sagte er darauf zu seiner Tochter, „der Tod wäre der Eingang zum Leben!" Sie wissen es selbst am besten, antwortete seine tiefgerührte Tochter, daß er es ist. „Wenn er doch bald nur käme," sagte er; „O Gott, verleihe mir Muth in diesen letzten Augenblicken!" Dieser Angstschauer war bald nach Mitternacht vorüber.

Als das Fieber sich legte, so kam seine gewöhnliche sanfte Ruhe, nnd mit ihr seine frohen Aussichten, seine freudige Ergebung in den göttlichen Willen zurück. Er ließ sich wieder die Gesänge, in welchen seine Gefühle in mehrerem Zusammenhang ausgedrückt waren, als er sie selbst noch auszudrücken vermochte, vorlesen, und gab bei mehreren Stellen durch einzelne Worte und Zeichen zu erkennen, daß die Gesinnungen seines Herzens damit aufs genaueste übereinstimmten.

Das heftige Fieber dieser Nacht war tödtlich; es war der letzte Kampf der sinkenden Natur mit der siegreichen Krankheit gewesen.

Am nächsten Morgen, Dienstag den 1sten September, lag er von Tagesanbruch an in einem leisen Schlummer.

Die Kräfte seines Körpers waren nun völlig erschöpft; seine Seele aber beschäftigte sich ausschließend mit seinen so oft ausgedrückten glückseligen Erwartungen. Er ermunterte sich nur noch auf wenige Augenblicke aus dem süßen Schlummer, in den er immer tiefer versank, und wenn sich seine Lippen noch öffneten, so war es mit dem Lobe der Gottheit oder mit trostvollen Ausdrücken des innern Friedens. Einmal sagte er zu einem seiner Freunde: er wünsche nichts so sehr, als ein baldiges Ende, und wollte nicht wieder in dies Leben zurück. Er war mit seinen Vorstellungen so gänzlich in jenem Leben, daß er glaubte, dort seine vor mehreren Jahren verstorbene Gemahlin angetroffen zu haben, die er einigemal liebevoll bei ihrem Vornamen rief. An Gegenstände diesseits des Grabes dachte er nun nicht wieder zurück. Seine Gedanken schwebten schon in einer großen Ferne von dieser Erde; sein Leben war nur noch ein süßer Traum; und die Augenblicke, in welchen er zu erwachen schien, wurden immer seltener. Die letzten deutlichen Worte, die er noch vor Mittag, und über zwölf Stunden vor seinem Tode, aussprach, waren: „Heute Abend kömmt Gott, mein Heiland, zu mir, und hilft mir meinen Kampf vollenden." Nur noch ein paarmal brachte der Sterbende nachher einzelne Laute hervor.

Keine äußere Gegenstände machten noch Eindrücke auf die für diese Welt geschloßnen Organen seiner Sinne. Nachmittags um fünf Uhr sah ihn der Arzt zum letztenmale, aber er sah den Arzt nicht mehr; seine Augen waren schon vorher geschlossen, und öffneten sich nicht wieder. Auf seinem Gesichte mahlte sich die sanfte Ruhe seiner Seele. Alle Eindrücke des Schmerzens waren davon wieder abgewischt; sein ganzer Zustand schien nicht von dem ruhigen Schlummer verschieden zu seyn, der den Müden sanfte Erquickung bringt. Der Athem ward gegen die

Nacht leiser und unmerklicher. Nicht die geringste Zuckung, nicht der mindeste Schmerz beunruhigte die letzten Augenblicke des entfliehenden Lebens.

Noch immer bewegte sich seine Hand, allmählich immer schwächer; sie erkaltete, und zwischen zwei und drei Uhr des Morgens athmete der Entschlafene zum letztenmale.

Die Nacht, in welcher er dies Leben verließ, war unaussprechlich heiter. Der Mond strahlte mit seinem hellesten Glanze. Kein Hauch der Luft störte die feierliche Stille der Natur.

Dies war das schöne Ende eines schönen der Gottheit geweihten Lebens, welches bis ins achtzigste Jahr gewährt hatte.

## Börhave.

So wie sich Börhave durch einen ausnehmend großen Verstand, durch seine Scharfsichtigkeit und durch seinen unermüdeten Fleiß im Studiren, unter den Gelehrten einen unsterblichen Namen erworben; eben so verdienen auch seine große christliche Tugenden in unvergeßlichem Andenken behalten zu werden.

Ehe er sich der Arzneikunde widmete, war er Willens, sich dem geistlichen Stande zu weihen. Daher studirte er mit unermüdetem Fleiße Philosophie, Sprachen, Alterthümer, Kirchengeschichte und die Schriften der Kirchenväter. Mit solchen Kenntnissen ausgerüstet, las er die heilige Schrift sehr fleißig.

Er machte bei Lesung derselben die wichtige Bemerkung, daß man mit der Zeit nicht bei dem einfältigen Vortrage der wichtigen und deutlichen Wahrheiten der Bibel geblieben, und dieselbe nicht gelesen, um die göttlichen Wahrheiten darin zu finden und sie im Leben zu bethätigen, sondern man hätte sie nach den verschieden angenommenen Philosophien erklärt, und an ihren einfältigen und verständlichen Worten so lange gekünstelt und gedrehet, bis ein jeder seine Philosophie darin gefunden. Er sah, daß eine jede philosophische Sekte ihre besondere Meinungen in die Schrift hineingetragen. Er band sich daher an keine Philosophie, sondern untersuchte, ohne vorgefaßte Meinung, was die Worte der heiligen Schrift eigentlich in ihrer Verbindung und nach dem Gebrauch der Sprache bedeuten, und verehrte dieses in Demuth als eine göttliche Wahrheit.

Seine große Wissenschaft von den Werken der Natur erfüllte ihn mit der tiefsten Ehrerbietung gegen den Schöpfer derselben. In den kleinsten Dingen fand er die unendliche Macht, Weisheit und Güte desselben, er erklärte öffentlich, daß er viel zu schwach sey, dieselbe zu ergründen, und rief oft bei den unerforschlichen Naturbegebenheiten aus: „O welch eine Tiefe, beide der Weisheit und Erkenntniß Gottes!"

Bei jeder Gelegenheit ließ er ein Herz blicken, in welchem sich die tiefste Ehrerbietung und die zärtlichste Liebe gegen Gott mit einer großen Kraft zeigte. In seinen akademischen Reden strahlt seine geistvolle Anbetung Gottes hell hervor, um dieselbe auch in seinen Schülern zu erwecken.

„Wohlan nun," sagt er in einer Rede, „lasset uns die Erfindungen aller Jahrhunderte, und die vorzüglichsten Unternehmungen der größten Künstler an einem ein-

zigen Körperchen anbringen. Man rufe alle diejenigen auf, welche große Meister in der Mechanik, Hydrostatik, Hydraulik, der Naturlehre, der Zergliederungskunst, der Chymie und Arzneiwissenschaft sind! Werden sie alle auch nur einen einzigen Tropfen desjenigen Thaues zuwege bringen, womit die Augen oder innern Gänge der Nase benetzt werden? Ich sage es öffentlich, es wird nichts dergleichen zu Stande gebracht werden. Hier ist Brod! Hier ist Wein! — Man rufe alle große Chimisten und diejenigen unter ihnen, die sich vor andern den prächtigen Namen der Weisen beilegen, diese alle rufe man zusammen, und lasse sie ein einziges Tröpflein Blut herausziehen! Alle ihre Bemühungen werden ohne Erfolg seyn. Damit ein einziger Tropfen dieses heilsamen Saftes entstehe, müssen Millionen der verschiedenartigsten Röhrchen arbeiten. Tausend Säfte, die schon in dem menschlichen Körper erzeugt worden, müssen sich damit vereinigen. Wenn nur ein einziges von diesen allen seine gehörige Wirkung versagt, so wird zwar ein Saft erzeuget, der aber der Natur des Körpers nicht gemäß ist. O Sterbliche! betet Gott an, welcher die festen und flüßigen Theile in einem Bau also zusammenfüget, der allein im Stande ist, eben solche Theile, als ihm abgehen, wieder hervorzubringen."

Mit seinen tiefen Kenntnissen von dem Schöpfer, die er sich aus seinem Naturstudium erwarb, verband er die christliche Lehre auf das innigste. Er bekannte, daß nichts sein Gemüth beruhigen und aufheitern könne, als die Lehre Jesu Christi.

Er war ein fleißiger und eifriger Beter: des Morgens und Abends verrichtete er seine Andachtsübungen; — er las darin die Bücher des alten und neuen Testaments in ihren Grundsprachen, nebst andern guten Erbauungsschrif-

ten. So oft er den Namen des Höchsten nannte, entblößte er ehrfurchtsvoll sein Haupt.

Seinem Ende schon nahe, hatte er noch harte Leiden zu bestehen. Alle seine Freunde, die ihn umgaben, schwammen in Thränen, nur er blieb standhaft: damit Gott durch seine Geduld möchte geehrt werden. Denn er sagte selbst noch: „daß er nicht aus stoischer Fühllosigkeit die Schmerzen verachte, sondern daß er als ein wahrer Christ, durch eine höhere Kraft, durch Glauben, Liebe und Hoffnung zu Gott, alle Schmerzen gelassen ertrage."

Kurz vor seinem Tode schrieb er noch zwei Briefe, den einen an den Freiherrn Bassand, Leibarzt des Großherzogs von Toskana, den andern aber an den berühmten Arzt Mortimer in London. Der erstere endet auf folgende Art: „Es geschehe, was da wolle: so geschieht alles nach dem Willen des Allerhöchsten. Warum soll ich mich also fürchten? Was kann ich anders verlangen? Lasset uns Gott anbeten! Dieses ist genug. Inzwischen bin ich fleißig besorgt, die auserlesensten Mittel zu meiner Genesung anzuwenden, und ich bin wegen des Ausganges unbesorgt." Der andere Brief endet sich mit folgenden Worten: „Ich erwarte mit Gelassenheit die Befehle Gottes, welchem ich alles aufopfere, was er mir gegeben, und die ich allein liebe und einzig verehre."

## Graf Leopolds von Stollberg letzte Lebenstage.

In den letzten Lebenstagen eines Weisen zeigen sich die edelsten Eigenschaften desselben in voller Fülle.

So

So zeigte sich der Graf zu Stollberg bei der Annäherung seines für alle, die ihn zu kennen das Glück hatten, zu frühen Todes, weil er sein ganzes Leben in einer wahren Nachfolge Jesu geführt hatte. Seine Krankheit, der Vorbote seines Todes, schien anfangs von weniger Bedeutung zu seyn, und dies war auch die Ursache, warum er nicht sogleich einen Arzt dagegen brauchen wollte, weil er glaubte, die Natur, die in ähnlichen Fällen bei ihm so vortrefflich gewirkt hatte, würde auch hier ihre Dienste thun. Aber eben dieser Umstand machte ihm hernach, wie sich die Umstände verschlimmerten, mancherlei Bedenken, und weil sein Gewissensgefühl ganz zärtlich gebildet war, so glaubte er oft, er habe sich dadurch versündigt, beruhigte sich jedoch sowohl damit, daß er es aus guter Absicht gethan, als auch damit, daß doch sein ganzes Leben und alle seine Schicksale unter der weisen Lenkung seines himmlischen Vaters stehe.

Weil er seit einiger Zeit die Aufsicht gewisser politischen und ökonomischen Geschäfte übernommen hatte, so wünschte er nur noch so lange zu leben, bis er Alles in die gehörige Ordnung und Richtigkeit gebracht hätte, blos aus der Absicht, damit, weil niemand das Ganze so übersehen könnte, als er, nur keinem nach seinem Tode irgend eine Verdrüßlichkeit verursacht werden möchte. Er äußerte aber auch, daß nur noch eine kurze Zeit dazu erforderlich wäre, und dann möchte sein Ende kommen, wenn es wollte, er würde demselben mit Freuden entgegen sehen. Jedoch die sehnlich gewünschte Ankunft seines Bruders, und die freundschaftliche Unterredung mit demselben, benahm ihm alle seine diesfalls bisher unterhaltenen Bekümmernisse, so daß er sich vollkommen dem Willen Gottes ergab, und seine vorzüglichste Sorgfalt auf

auf richtete, auch unter seinen Leiden Gott zu gefallen, und in dem Besitz seiner Gnade zu bleiben.

Er klagte sich zwar oft selbst an, daß er so manche liebreiche Erweckung der göttlichen Gnade nicht gehörig benutzt habe, und sagte mehr als einmal: er sey nicht selten schon erinnert worden, sich zu seiner großen Veränderung anzuschicken, habe aber leider diese Erinnerung nicht allemal mit dem rechten Ernste bedacht, und einen christlichen Gebrauch davon gemacht. Allein diese Klagen mochten wohl ihren Grund in dem zärtlichen Gewissensgefühl haben, welches dem Grafen ganz eigen war, daher auch die Trostgründe der Religion auf das kräftigste zu seiner vollkommenen Beruhigung wirken konnten.

Ein vorzüglicher Beweis seines edlen und erhabnen Charakters war besonders die gute Eintracht, in welcher er mit seinen Anverwandten zu allen Zeiten gelebt hatte. Er wünschte daher auch ganz vorzüglich, daß er so glücklich seyn und sie nur in seinem Leben noch einmal sehen möchte. Und Gott gewährte ihm diesen Wunsch. Sowohl sein Bruder, der regierende Graf zu Stollberg, als auch seine Schwester, die regierende Frau Gräfin von Stollberg-Wernigerode, nebst ihrem Gemahl besuchten ihn, und waren entschlossen, nicht eher von ihm wieder zu gehen, als bis seine Krankheit entweder eine günstige Wendung nehmen, oder sein Ende selbst erfolgen würde, welches sie auch thaten, und nicht eher von seiner Seite wichen, als bis er verschieden war. Es war ein rührender Anblick, hier eine Familie zu sehen, die bei allem ihrem Stande und irdischen Vorzügen dennoch so wahre und ächte Verehrer Gottes und Jesu waren. Hier ließ sich der Ausspruch in seiner ganzen Kraft fühlen: „Siehe, wie fein und lieblich ists doch, wenn Brüder einträchtig beisammen wohnen." Alle hatten da ein Interesse, Gott mit völli-

ger Ergebung in seinem weisen und guten Willen entweder für die Genesung oder für die selige Auflösung des kranken Grafen zu bitten, so wie dieser hingegen seine Anverwandten mit dankbarthränenenden Augen segnete, und ihnen das beste Glück von seinem Vater zu erflehen bemüht war.

Seine liebsten Unterhaltungen auf seinem Krankenlager waren von dem Erlöser, und von der unendlichen Liebe und Erbarmung Gottes. Mit völliger Gleichgültigkeit sah er auf die Welt, auf ihre Güter und Freuden zurück, und sein Geist war voll des großen Gedanken: „Herr wenn ich nur dich habe, so frage ich nichts nach Himmel und Erde, und wenn mir auch Leib und Seele verschmachtet, so bist du doch Gott! meines Herzens Trost und mein Theil."

Oft wurde er bis zu Thränen gerührt, wenn er darauf geleitet wurde, wie unendlich viel Erbarbung Gott uns Menschen dadurch erzeiget, daß er selbst seinen Sohn zu unserm Besten in die Welt gesendet habe. Er fand in der Vereinigung mit seinem Heilande seine höchste Zufriedenheit, und sein innigster Wunsch war nur der, in dieser seligen Vereinigung fest und standhaft bis an sein End zu bleiben. Jesu zu gefallen, ihm durch gute Gottwohlgefällige Gesinnungen durch Geduld und Gelassenheit in seinen Leiden immer ähnlicher zu werden, das war seine Hauptsorge. Er war überzeugt, daß er als Christ nichts als Gutes von seinem Erlöser erwarten könne, und er bat nur, daß er stark genug seyn möchte, Alles, was ihm noch begegnen würde, mit einem ganz stillen und Gott ergebenen Gemüthe anzunehmen. Als ihm der Vers vorgesagt wurde:

„Gieb meinem Herzen solche Stille, mein Jesu! daß ich
„sey vergnügt mit Allem, was dein Gnadenwille mit

„mir und meinem Leben fügt; nur nimm dich meiner „Seelen an, so hab ich was ich wünschen kann." rief er zu wiederholtenmalen aus: ach das ist schön. — So oft sein Seelsorger in seinen Unterhaltungen mit ihm auf einen Gedanken kam, der ihm vorzüglich gefiel, sagte er ihm: er möchte ein wenig inne halten; wo er dann darüber nachdachte, und den Gedanken oft in einen herzchen Seufzer zu Gott verwandelte. Wurde er je zuweilen durch seine Schwachheit in der Ruhe der Betrachtungen unterbrochen, so ließ er sich das Vorhergegangene noch einmal, auch wohl, wenn die Schwachheit groß war, zweimal wiederholen, um ganz im Geist und in der Andacht darin anzuhalten. Er gerieth allemal in eine gewisse Traurigkeit, wenn sein Geist nur durch kleine Zerstreuung von den Hauptbetrachtungen abgezogen wurde, und wünschte recht herzlich daß Gott ihm dies verzeihen möchte.

In den letzten Tagen vor seinem Ende wurde seine Schwäche immer größer, so daß er die mehreste Zeit in einer gewissen Schläfrigkeit zubrachte, jedoch auch hier nahm er einen jeden Augenblick, in welchem er sich nur einigermaßen ermuntern konnte, wahr; um ihn den großen Betrachtung n über seine bevorstehende Veränderung zu widmen. So oft er seine Augen öffnete, ging sein Blick empor zum Himmel, und alle seine Gedanken waren nur auf Gott gerichtet, dem er in allem, was ihm bevorstund, mit ganzer Seele ergeben war. Alles was man da an ihm bemerkte, waren Ausdrücke des Ernstes, der Andacht, der Freudigkeit zu Gott, der Bestrebsamkeit ihm zu gefallen, der Gelassenheit und Zufriedenheit mit seinen Führungen, mit welchen sein Geist erfüllet war.

So groß aber auch seine Schwachheit war, so verließ ihn doch nie die Gegenwart seines Geistes. Sein starker durchdringender Verstand, den er in gesunden Tagen

zeigte, wurde auch bis zu seinem Absterben unaufhörlich sichtbar. Einmal leitete ihn sein Seelsorger in einer Unterredung auf das Muster des Erlösers in seinen Leiden, wie dieser Alles mit so stillem und gelassenem Muthe erduldet, was ihm sein Vater aufgelegt, wie er aber dennoch dabei seinen Vater um Linderung seiner Leiden angeflehet, und unter andern gesprochen habe: „Vater! überhebe mich dieses Kelchs! —" Da aber der Graf bei diesen Worten einschlief, mußte jener ihn verlassen. Als er Abends wieder zu ihm kam, und ihn etwas munterer antraf, empfing er ihn mit diesen Worten: „Ihre letzten Worte heute Morgen waren diese: Vater! überhebe mich dieses Kelchs. —" Wollen Sie so gut seyn und diese Betrachtung fortsetzen?" Würde je zuweilen während seiner Krankheit von gleichgültigen Dingen gesprochen, so sah man die deutlichsten Merkmale an ihm, daß unterdessen sein Geist auf erhabenere Gegenstände gerichtet war, indem er oft seine Augen zum Himmel richtete, und insgeheim sich mit seinem Schöpfer und Erlöser zu unterhalten suchte.

Die Beängstigungen, welche ihm seine Krankheit öfters verursachen mußte, preßten ihm auch dann und wann einen Seufzer aus — aber es war nie der Seufzer eines Unwilligen, und mit Gottes Schickungen Unzufriedenen, sondern ein Seufzer, der der leidenden Menschheit wohl zu verzeihen ist, wenn sie von der Last der Schmerzen niedergedrückt wird. Aber auch damit war er nicht zufrieden. Er wollte gern ganz so leiden, wie Jesus ihm ein Vorbild hinterlassen hatte; daher pflegte er öfters zu sagen: Ach! wenn ich mich nur nicht noch durch Ungeduld versündige! Er wartete unablässig mit getroster Zuversicht auf die Hilfe des Herrn, und betete recht herzlich: „Reiche deinem schwachen Kinde das auf matten Füßen steht ꝛc."

So sehr ihn auch sein Stand über viele andere erhob, so war er doch nach dem Muster seines Erlösers ganz und von Herzen demüthig. Ueberall zeigte er eine liebenswürdige Freundlichkeit, und eine großmüthige Herablassung gegen Jedermann. Er verordnete daher auch, wie er sein bevorstehendes Ende fühlte, daß man ihn ja nicht in die Kirche, und eben so wenig in ein gemauertes Grab begraben sollte, weil er keinen Vorzug vor seinen Brüdern voraus haben wollte.

Am Himmelfahrtstage früh Morgens erinnerte er sich, daß dieß der Tag sei, an welchem sein Heiland nach vollendeten Leiden in die Herrlichkeit seines Vaters eingegangen sei, und sogleich äußerte er den Gedanken: — „Auf Christi Himmelfahrt allein ich meine Nachfahrt gründe. 2c.

Und eben dieß war der Tag, an welchem dieser vollendete und verewigte Gerechte allen Leiden und Mühseligkeiten dieses Lebens entrissen, und zu der Herrlichkeit seines ewigen Mittlers und Hohenpriesters erhoben wurde. Er war den ganzen Tag über zwar matt aber sein Auge war immer noch munter und lebhaft, so daß man noch nicht alle Hoffnung zu seiner Genesung aufgab, weil seine Freunde nichts inniger wünschten, als daß er wieder genesen möchte. Er unterhielt sich noch, so viel es ihm seine Schwachheit erlaubte, mit seinem erhöhten Erlöser, und fand in dieser Unterhaltung ein solches Vergnügen, welches ihn über alle Schmerzen des Körpers erhob, und seinen Geist freudig erhielt.

Gegen Abend nahm die Beängstigung zu. Man hielt sie für eine Wirkung einer veränderten Arznei; allein es waren schon die Vorboten seines nahen Todes. Sein erhabener Geist suchte jedoch mit allen Kräften über alle diese Beängstigungen zu siegen. Er war bemüht, einen

guten Kampf zu kämpfen, und Glauben zu halten, um der Krone der Gerechtigkeit theilhaftig zu werden. Sein Beichtvater, der Zeuge seiner Leiden und seines Glaubens, suchte ihn mit den Trostgründen und Verheißuugen der Religion zu stärken die er sich auch mit fester Zuversicht zueignete, und verließ ihn nach einem auf seine Umstände eingerichteten Gebete. Seine Anverwandten, die dabei gegenwärtig waren, vereinigten mit demselben ihre Andacht, empfahlen ihn und sein Schicksal der göttlichen Gnade, und baten, Gott sollte es nach seiner Weisheit und Güte so mit ihm machen, wie es für ihn das Beste seyn würde. Da er aber etwas ruhiger wurde, und Schlaf zu bekommen schien, verließen sie ihn.

Kaum eine halbe Stunde darauf entschlief er sanft und selig, fest in seinem Glauben an den Erlöser, und voll der großen Hoffnung des besten Lebens. Er starb ganz als Christ, weil er ganz als Christ gelebt hatte; und nöthigte Allen, die ihn zu kennen das Glück gehabt hatten, den Wunsch ab: Mein Ende sey einmal wie das Ende dieses Gerechten!

## In der Verlags-Buchhandlung sind folgende Werke zu haben.

Adam (Jos. A.) deutsches Original-Theater für das J. 1819 und 1820, 12 Bde. mit Kupf. auf Schrbp. 8. à 15 Rthlr. oder 22 fl.

Castelli (J. F.) der Marschall von Luxenburg. Ein militärisches Drama in 3 Aufzügen, mit 1 Kupf. à 12 ggr. oder 48 kr.

— die Waise und der Mörder, ein Drama in 3 Aufzügen mit 1 Kpf. 8. à 16 ggr. oder 1 fl.

Cellarius (A.) praktische italienische Grammatik, wodurch man diese Sprache auf eine ganz neue und sehr leichte Art in kurzer Zeit gründlich erlernen kann. 2te ganz nach Meidinger, Jagemann, Philippe und Formesari umgearbeitete und durchaus verbesserte, mit neuen Regeln und Ausgaben bereicherte Ausgabe, von J. J. Deuter. 3te verbesserte Auflage gr. 8. à 20 ggr. oder 1 fl. 15 kr.

Dinglers Magazin für die Druck-Färbe- und Bleichkunst und den damit verwandten Hilfswissenschaften, 3 Bände, mit acht Kupf. gr. 8. á 6 Rthlr. 8 ggr. oder 10 fl. 40 kr.

Guide du Voyageurs dans l'Europe, comprenant l'Allem. la Suisse, l'Italie, l'Espagne, la Grand Bretagne, le Russie, la Suede et la Danemark, avec un registre alphabetique de toutes les grandes routes des places principales de l'Europe avec une explication de leur situations population, curiosités et hôtels en richi d'un nouvelle Carte de postes de toute l'Europe par Dr. Holzmann, gr. 8. à 2 Rthlr. 9 ggr. oder 3 fl. 42 kr.

Hell (Th.) der weiße Ritter. Ein Schauspiel in 6 Aufzügen mit 1 Kupf. 8. à 20 ggr. 1 fl. 15 kr.

Holzmanns (Dr. u. Prof.) Atlas für Studirende und alle Liebhaber der Geographie, mit 24 illumin. Land-

kärtchen, 4te ganz umgearb. Ausgabe, 8. à 2 Rthlr. 12 ggr. oder 4 fl. 12 kr.

Hubers (J. J. v.) Handbuch für Künstler und Freunde der Kunst, enthaltend das Leben von 50 der berühmtesten Mahler aus allen Schulen ꝛc. 2 Bände. 8. à 6 Rthlr. 16 ggr. oder 10 fl.

Kayser (G. Prof.) Scenen aus der Geschichte der Deutschen, und Betrachtungen über den Entwicklungsgang der Germanen, zur angenehmen Lektüre für alle Gebildeten Deutschlands, mit 1 Kpf. 8. à 1 Rthlr. 16 ggr. oder 2 fl. 30 kr.

— die Schönheiten der Stadt Augsburg und deren Umgebungen, mit 50 Kupf. 4. à 3 Rthlr. 16 ggr. oder 5 fl. 30 kr.

— Zeittafeln der denkwürdigsten Ereignisse mit gedrängten eingeschalt. Erläuterungen fürFreunde der Geschichte, gr. 8. à 1 Rthlr. 18 ggr. oder 2 fl. 12 kr.

Leveling (P. T. v.) geschichtliche Darstellung von Johann Becks venerischem Nasen-Geschwür, mit 2 Kupf. gr. 8. à 8 ggr. oder 30 kr.

Müller's (J. A.) Beiträge zur Länder- und Völkerkunde mit Vignetten. 8. à 2 Thlr. oder 3 fl.

Müller (J. W.) gemeinfaßlicher Unterricht, den Inhalt cirkelrunder und ovaler Fässer, an welchen die erforderlichen Stücke mit einem gewöhnlichen, in Baierische Fuße, und deren Decimallinien eingetheilten Maasstab gemessen sind, durch bloße Addition in baierische Eimer zu berechnen. 8. 4 ggr. oder 15 kr.

Riesenböcks (Prof.) erste Grundlage der allgemeinen Geographie nach der Fassungskraft der Anfänger, nebst einer kurzen Beschreibung des Königreichs Baiern, mit 1 Kupf., 6te verbesserte Auflage, 8. à 10 ggr. oder 40 kr.

Penthers (J. P.) praxis Geometrae, worinn nicht nur alle bei dem Feldmessen vorkommende Fälle mit Stäben, dem Astralabio, der Brussole und der Mensul, in Ausmessung einzelner Linien, Flächen und ganzer Reviere, welche, wenn deren etliche angränzende zusammen genommen, eine Landkarte ausmachen, auf ebenem Boden und Gebirgen, wie auch die Abnehmung derer Höhen und Wasserfälle, nebst beigefügten praktischen Handgriffen, mit 39 Kupf. neue Aufl. Fol. à 3 Rthlr. 8 ggr. oder 5 fl.

Reisinger (F.) die künstliche Frühgeburt als ein wichtiges Mittel in der Entbindungskunst, und vorzüglich als

Beitrag zur Charakteristick der innerlichen Geburtshülfe historisch und kritisch dargestellt. Mit 1 Kupf. gr. 8. à 2 Thlr. oder 3 fl.

Röckl (J.) leichtfaßlicher katechetischer Unterricht in der Naturgeschichte und Naturlehre, für die reifere Schüler, sowohl in den Werktags- als Feyertagsschulen, nebst einem Anhang über Special-Geographie, mit 1 Kupf. 8. à 8 gr. oder 30 kr.

Rumpf (C. A.) neue Tabellen der Münz- Maaß- und Gewichts-Verhaltnisse von 40 Wechselplätzen für Handlungszöglinge, gr. 8. à 18 ggr. oder 1 fl. 12 kr.

Schaubühne (deutsche) oder dramatische Bibliothek der neuesten Lust- Schau- Sing- und Trauerspiele, 50 Bände mit Kupfer, à 41 Thlr. 16 ggr. oder 62 fl. 30 kr. Auf Schrbp. 58 Rthlr. 8 ggr. oder 83 fl. 20 kr. in Commission.

Schmid (Phil.) Konrad der Weise, Herzog der Franken, oder der Sieg der Deutschen auf dem Lechfelde, ein geschichtl. Schauspiel in 5 Aufzugen, mit 1 Kupf. 8. à 16 ggr. oder 1 fl.

Schmidts (H.) Deutschlands Auferstehungstag, 4. à 2 ggr. oder 6 kr.

v. Stranеky Geist der neuesten medizinischen und chirurgischen Schriften Deutschlands, eine Quartalschrift, von einer Gesellschaft gelehrter und praktischer Aerzte bearbeitet, und mit kritischen Bemerkungen und Zusätzen begleitet, jährlich 4 Bände, gr. 8. à 9 Rthlr. 12 ggr. oder 15 fl.

Wagenseils (Rggsrath) neues historisches Handbuch auf alle Tage im Jahre, mit besonderer Rücksicht auf die Ereignisse der neuesten Zeiten, 3 Bde. mit Kupf. 8. à 6 Rthl. 16 ggr. oder 10 fl. 48 kr.

Walthers (Caspar) theoretisch-praktische Anweisung, wie allerley Arten von Brücken sowohl von Holz, als von Steinen nach den besten Regeln der Zimmerkunst dauerhaft anzulegen sind, zum Nutzen und Vergnügen für Maurer und Zimmerleute, in 2 Theilen, ganz neu umgearbeitet, verbessert und mit einer neuen Kupfertafel vermehrt von A. C. Mayer, mit 34 Kupf. Fol. Schrbp. à 3 Rthlr. oder 4 fl. 48 kr. die Kupfer auf Velinpapier 3 Rthlr. 12 ggr. oder 5 fl. 30 kr.

Bayerische StaatsBibliothek

MDZ Münchener DigitalisierungsZentrum Digitale Bibliothek

Eith, Gabriel / Dalbon, Angelo, / Zimmermann, Clemens <<von>>,

Seelengröße in Gemälden aus der Geschichte

Bd.: 3

Augsburg ; Leipzig 1821

Biogr.c. 90 m-3

urn:nbn:de:bvb:12-bsb10070149-2